Biogr. c. 447 a -1

Lebensbeschreibungen

berühmter Gelehrten

des

sechzehnden Jahrhunderts

Von

Georg Hieronymus Rosenmüller,

Doktor der Philosophie und Magister

der freyen Künste.

Erster Band.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern

1800.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Vorrede.

Diese Blätter sind zu einer nützlichen und unterhaltenden Lektüre für angehende Gelehrte und überhaupt für solche Leser bestimmt, die an der Geschichte der Litteratur Interesse finden, ohne daß sie grade ihre Hauptbeschäftigung ist. Diesem Theile des Publikums will ich in diesem und einigen folgenden Bändchen eine Gallerie von Bildnissen solcher Männer aus dem sechzehnden

Jahr-

Jahrhundert aufstellen, die sich um die Aufblühung der Wissenschaften und um die Beförderung der Kultur derselben mündlich oder schriftlich bedeutende Verdienste erworben haben.

Sollte dies Werk bis zu seiner Vollendung fortgesetzt werden können, so wird demselben in einem eigenen Bande ein Anhang beygefügt werden, welcher außer den nöthigen Registern, Zusätzen und Verbesserungen, ausführliche und kritische Nachweisungen auf die historischen Quellen, eine genaue Anzeige von den Schriften, deren Verfasser in den Biographien ihren Platz haben, ein Verzeichniß Solcher, die ihren deutschen Namen in einen lateinischen, oder griechischen verändert haben, eine kurze Nachricht von der Stiftung und den ersten Lehrern der berühmtesten in- und ausländischen Universitäten und andere ähnliche Hülfsmittel mehr enthalten soll, die dem Anfänger in der Litteratur den Gebrauch dieses Buches möglichst nutzbar machen und manche Lücken ausfüllen können, die entstehen mußten, wenn diese Schrift den Charakter eines Lesebuchs durchaus behalten und von

kriti=

kritischen Untersuchungen, Anmerkungen, Citaten *) u. s. w. so viel möglich frey bleiben sollte.

Die einzelnen Lebensbeschreibungen habe ich mehr oder weniger ausführlich bearbeitet, je nachdem der Mann, mit dem ich die Leser bekannt machen wollte, mehr oder weniger interessant schien. Viele haben sich um die Beförderung der Ausbreitung und Cultur der Wissenschaften sehr ver-

*) Bey Nachrichten, über deren Wahrheit man so ziemlich einverstanden ist, wie es die sind, welche gegenwärtiges Buch enthält, konnte ich der vielen Citaten um so mehr entübrigt seyn. Die Quelle, aus welcher die meisten nachherigen Biographen hauptsächlich schöpften — Adam war auch mein Hauptführer. Die Verdienste dieses merkwürdigen Mannes, über welche ich mich an seinem Orte ausführlicher erklären werde, verdienen in der That eine eigene Lobrede — ob ich gleich auf der andern Seite seine Schwachheiten keinesweges verkenne.

verdient gemacht, ob wir gleich die Früchte ihrer Bemühungen mehr mittelbar als unmittelbar genießen. Diese verdienen es eben so sehr, oft noch mehr als die berühmtesten Schriftsteller ihrer Zeit, daß wir ihr Andenken dankbar unterhalten. Deswegen habe ich auch sie, wenigstens kurz erwähnt.

Der Ueberfluß an Materialien, welcher gar sehr zusammengedrängt werden muß, wenn ich nur einigermaßen vollständig werden will, empfahl mir die möglichste Kürze und diese lies sich mit dem Zwecke des Buchs nicht nur vereinbaren, sondern sie floß sogar aus diesem. Die Gemählde, die in ihm aufgestellt sind, sollen mehr zur Bekanntschaft mit denen, die sie vorstellen, einladen, als dieselbe machen. Daher lies ich mich weniger auf ausführliche Erörterungen unbedeutenderer Lebensereignisse, als auf die Schilderung des Sinnes und Charakters derjenigen ein, welche mir vorzügliche Aufmerksamkeit zu verdienen schienen. Wer nach Betrachtung dieser flüchtigen Züge den Mann, dem sie angehören interessant fin-

det,

det, wird dessen nähere Bekanntschaft selbst zu machen suchen, d. h. er wird sich aus den Schriften, aus dem Thun und Lassen desselben, so viel ihm die Geschichte davon sagt selbst ein Bild von ihm für sich entwerfen, als es ihm kein Anderer entwerfen kann. Dazu soll ihm sodann der Anhang die nöthigsten Hülfsmittel an die Hand geben.

Eine chronologische Ordnung der auf einander folgenden Biographien lies sich nicht wohl beobachten aus Gründen, die zum Theil dem, welcher mit Arbeiten dieser Art bekannt ist von selbst einleuchten können, zum Theil aber aus gegenwärtigem Unternehmen insbesondere herfließen. Ich habe dadurch abzuhelfen gesucht, daß ich jedem Bande ein chronologisches Verzeichniß der in demselben befindlichen Lebensbeschreibungen voranschicke. In dem Anhange wird sodann ein vollständiges nach der Zeitfolge geordnetes Register sämmtlicher in dem ganzen Werke befindlicher Biographien folgen. Wer daher nach chronologischer Ordnung lesen will, braucht blos dies Register zur Hand zu nehmen. Es ist hier der Ort,

ein

ein Versehen zu bemerken, welches die Entfernung des Druckorts veranlaßt hat. Meiner Disposition nach sollte nehmlich Purbach und Müller*) vor Schöner erscheinen. Man verwechselte aber die Bogen so, daß Schöner vorkam und Jene erst S. 191 folgen. Daher die außerdem unerklärlichen Worte in Schöners Leben S. 3: „da „es (das Trauergedicht) an einen Mann (Müller) „erinnert, den meine Leser schon kennen gelernt „haben und dessen Verdienste dankbares Andenken „verdienen" u. s. w.

Die Lebensbeschreibungen von Reuchlin, Erasmus und Melanchthon hatte ich schon für diesen Band

*) Daß ich einige Männer, die eigentlich in das 15 Sác. gehören, der Vollständigkeit wegen in dieser Sammlung mit aufgeführt habe (Fust und Guttenberger als Anhang an Oporin und Purbach und Müller, als einige der ersten Beförderer des Studiums der Mathematik in Deutschland, die die Alten studirten, benutzten und empfahlen,) wird man hoffentlich eher billigen, als tadeln.

Band gearbeitet, ich legte sie aber für einen folgenden zurück, theils weil das Publikum einzelne bessere Biographien derselben in Händen hat, theils weil ich den Vorsatz faßte, die Gemälde dieser Männer vereint in gegenseitiger vergleichender Beziehung auf einander zu bearbeiten, wodurch mir die Betrachtung derselben doppelt interessant werden zu müssen schien.

Ich kann voraussetzen, daß diejenigen, welche über Arbeiten, wie diese urtheilen, die Schwierigkeiten kennen und in Erwägung ziehen, die mit denselben verbunden sind. Aber ohnerachtet dieser Voraussetzung muß ich doch gestehen, daß mir schon itzt, nach Vollendung dieses ersten Bandes manche Gebrechen und Mängel desselben einleuchten, die hätten verhütet werden können. Sollte dies Werk fortgesetzt werden können, so werde ich nicht nur diese meine eigenen Bemerkungen, sondern auch Erinnerungen einsichtsvoller Gelehrten, die es ihrer Beurtheilung würdigen wollen, sorgfältig benutzen. Sollte man aber Ursache finden zu zweifeln, daß mein Unter-

nehmen seiner Natur und Absicht nach gemeinnützig und brauchbar sey, oder daß wenigstens gegenwärtige Arbeit zur Beförderung der Erreichung derselben dienen könne, so bin ich sehr bereitwillig, die Feder niederzulegen und dasselbe aufzugeben.

Erstes Verzeichniß.

der in diesem ersten Bande enthaltenen Lebensbeschreibungen.

1. Johann Schöner . . . . . S. 1.
2. Beatus Rhenanus . . . . . 5.
3. Bernhard Ziegler . . . . . 24.
4. Sebastian Münster . . . . . 28.
5. Johann Marcellus . . . . . 35.
6. Johann Rivius . . . . . 40.
7. Xystus Betuleius . . . . . 75.
8. Olympia Fulvia Morata . . . . . 79.
9. Valentin Friedland Trotzendorf . . 103.
10. Johann Herbst genannt Oporinus . . 147.
11. Johann Fust und Johann Guttenberger 182.
12. Georg Purbach . . . . . 191.
13. Johann Müller . . . . . 196.
14. Conrad Celtes . . . . . 219.
15. Eoban Heß . . . . . 230.
16. Simon Grynäus . . . . . 278.
17. Hieronymus Gemusäus . . . . . 286.
18. Petrus Mosellanus . . . . . 292.
19. Georg Sabinus . . . . . 312.
20. Peter Lotich . . . . . 336.

Zwei-

Zweites Verzeichniß
nach der Zeitfolge geordnet.

1. Johann Fust und Johann Guttenberger S. 182.
2. Georg Purbach . . . . . 191.
3. Johann Müller . . . . . 196.
4. Konrad Celtes . . . . . 219.
5. Johann Schöner . . . . . 1.
6. Beatus Rhenanus . . . . . 5.
7. Eoban Heß. . . . . 230.
8. Sebastian Münster . . . . . 28.
9. Valentin Friedland Trotzendorf . . 103.
10. Simon Grynäus . . . . . 278.
11. Petrus Mosellanus . . . . . 292.
12. Bernhard Ziegler . . . . . 24.
13. Johann Rivius. . . . . 40.
14. Xystus Betuleius . . . . . 75.
15. Hieronymus Gemusäus . . . . . 286.
16. Johann Oporinus . . . . . 147.
17. Georg Sabinus . . . . . 312.
18. Johann Marcellus . . . . . 35.
19. Olympia Fulvia . . . . . 79.
20. Peter Lotich. . . . . 336.

Johann Schöner.

Johann Schöner wurde im Jahr 1477 am 16 Januar zu Carlstadt in Franken gebohren. Man suchte ihn von den ersten Jahren seiner Kindheit an in den Anfangsgründen der Wissenschaften zu unterrichten, und nachdem er hierin einige Fortschritte gemacht hatte, gieng er auf auswärtige Schulen und Universitäten. Vermöge seiner Talente und seiner Wißbegierde brachte er es bald zu einer nicht gemeinen Kenntniß in denjenigen Studien, welche damals den Gelehrten ausmachten. Aber die gröste Neigung verspürte er zur Mathematik und zur Sternkunde. Er arbeitete darin mit unermüdetem Fleiße und war in Kurzem im Stande, Vorlesungen über diese Wissenschaften zu halten, die ihm allgemeinen Beyfall und Ruhm zu Wege brachten.

Unter diejenigen seiner Freunde, welche ihn bey seinen mathematischen Arbeiten am meisten aufmunterten, gehört vorzüglich Phil. Melanchthon. Als diesem von dem Rathe zu Nürnberg die Einrichtung der dasigen gelehrten Schule aufgetragen wurde, so berief er im Namen des Magistrats auch seinen Freund Schöner zum Lehrer der Mathematik. Schöner trat diese Stelle im Jahr 1526 wirklich an und fand Männer zu Mitarbeitern, deren Name ihm schon Ehre und Aufmunterung seyn mußte. So sehr er sich indessen freuete einen Johan Heß, Camerarius und Michael Rotinger zu Gehülfen zu haben, so sehr schätzten und liebten diese auch ihn. Die Mühe und der Fleiß, welchen er anwendete, um sich um die Mathematik und diejenigen, die sich diesem Fache widmen wollten, verdient zu machen, hatte die sichtbarsten Folgen und machte ihn jedem wahren Gelehrten verehrungswürdig.

Er beschäftigte sich vorzüglich mit Verbesserung und Vermehrung der astronomischen Tabellen, mit der Herausgabe mehrerer hinterlassenen und unvollendeten Schriften seines berühmten Vorgängers Müller, die er theils ergänzte, theils verbesserte, theils auch mit ganz neuen Abhandlungen bereicherte, mit Verfertigung eines Globi astronomici, welchen

chen er herausgab, und mit einer eigenen dazu gehörigen Schrift begleitete, und mit mehreren Arbeiten, die theils in das Gebiet der Mathematik, theils in die Sternkunde einschlagen. Seine Werke wurden zu Nürnberg 1551 zusammen gedruckt.

Nachdem er sich um sein Studium und dessen Schüler die grösten und ausgebreitetsten Verdienste erworben und nebst Purbach und Müller als einer der ersten Beförderer der mathematischen Wissenschaften seiner Zeit gezeigt hatte, starb er im Jahr 1547 im siebzigsten Jahre seines Alters zu Nürnberg. Melanchthon, ein groser Freund der Mathematik und ein alter Vertrauter Schöners insbesondere, hat seinem Andenken zu Ehren ein schönes Trauergedicht geschrieben. Da es die Verdienste des Verstorbenen so wahr und so bündig schildert und zugleich an einen Mann erinnert, den meine Leser schon kennen gelernt haben und dessen Verdienste dankbares Andenken verdienen, so will ich es hersetzen.

Astrorum motus, et fata regentia mundum
Qui norunt, multos Francica terra tulit.
Hesperus at quanto, quam caetera sidera fulget
Splendidior, vultus sole tegente suos:
Tantum prae reliquis caput extulit vnus et alter:
Saecula vix maius prisca tulere decus.

Regius alter erat, cui *mons* cognominis vſum,
Et natale ſolum, primaque tecta dedit;
Qui procul Auſonia deceſſit in vrbe *Johannes*,
Artis vbi ſpecimen cum daret ipſe ſuae.
Alter ab hoc vixit *Schonerus*, laudibus artis
Non tamen inferior, quam fuit ille, ſuae.
Noſtra quoque his ducibus peragrarunt lumina coelum
Barbarico fuerant quae vitiata luto.
Vtque fere exſtinctam reuocauit vterque mathefin:
Sic tantum peperit laudis vterque ſibi:
Terra tibi quantum Baeotica fortis Orion,
Et Libyce Atlanti debuit ora ſuo.
Hoc igitur buſto Schöneri membra quieſcunt:
Ipſa adiit mens quos viderat antea polos.

Beatus Rhenanus.

Beatus wurde zu Rheinau einer Stadt im Elsaß nicht weit von Staßburg gebohren und von dieser seiner Geburtsstadt nahm er auch den Beynamen Rhenanus an. Sein Vater Antonius wurde nehmlich durch die häufigen Ueberschwemmungen des Rheins, welche schon einen beträchtlichen Theil der Stadt zu Grunde gerichtet hatten, nebst mehreren Andern genöthigt auszuwandern. Er begab sich nach Schlettstadt und wurde da von seinem ehemaligen Wohnort Rheinauer genannt. Beatus soll in der Folge oft seine Unzufriedenheit darüber geäussert haben, daß er diesen Namen beybehalten und sich nicht lieber Bilde genannt habe, wie sich seine ältern Vorfahren geschrieben hatten.

Der Vater unseres Beatus war ein sehr ordentlicher Hausvater, und seiner Handthierung nach ein Fleischer. Er brachte zwar nur ein kleines Kapital mit nach Schlettstadt, aber durch gute Haushaltung, Ordnung und Fleiß in seinen Geschäften gelangte er endlich zu einem grosen Vermögen. Er war auch ein vernünftiger und guter Bürger.

ger. Man nahm ihn daher nach einigen Jahren in den Rath, er wurde Bürgermeister und verwaltete nach und nach alle beträchtliche Aemter in der Stadt.

Beatus wurde im Jahr 1485 gebohren, Kaiser war damals Friedrich der dritte, Pabst, Innocenz der achte und König in Frankreich Ludwig der eilfte. Sein Geburtsjahr war auch das Sterbejahr seiner Mutter. Sie hieß Barbara Kegelin und muß ein vortrefliches Weib gewesen seyn. Dies erhellt theils aus dem vielen Guten, was ihr Mann von ihr rühmte, theils aus der grosen Liebe desselben zu ihr, welche ihn abhielt sich wieder zu verheirathen. Er lebte noch fünf und dreisig Jahr als Wittwer und wurde achtzig Jahr alt. Beatus war sein einziges Kind und erbte sein ganzes Vermögen. Der alte Vater hatte also doch noch die Freude, Zeuge von den Verdiensten und dem Ruhme seines Sohnes zu seyn.

Es war damals grade der Zeitpunkt, wo die Liebe zu den höhern Wissenschaften und der Eifer für die Ausbreitung und Beförderung derselben anfieng lebhafter und allgemeiner zu werden. In Italien, dem Mutterlande der Gelehrsamkeit und schönen Künste, blüheten eine Menge der grösten und geschmackvollesten Gelehrten — ein Angelus Politias-

tianus, Hermolaus Barbarus, Picus Mirandula, Theodor Gaza, Franz Philelphus, Georg von Trapezunt, Marsilius Ficinus, Jovianus Pontanus. Deutschland befand sich zwar noch in der Kindheit der wissenschaftlichen Kultur. Ausser Rudolph Agricola, Alexander Hege und Erasmus von Rotterdam hatte es noch wenig grose und berühmte Philologen aufzuweisen. Aber doch wurden schon mehrere talentvolle junge Leute durch jene grose Vorbilder zur Nachahmung entflammt — die alten Sprachen wurden fleissiger und mehr aus den ächten Quellen studiert — die Theile der bisherigen Gelehrsamkeit wurden nicht nur erweitert, sondern auch gründlicher und geschmackvoller bearbeitet — man fieng an, diejenigen welche sich den Wissenschaften und Künsten gewidmet hatten und sich darin hervorthaten, mehr zu schätzen, aufzumuntern und zu belohnen — Kaiser, Päbste, Könige und Republiken zogen sie hervor und liessen sie bis zu den höchsten und wichtigsten Ehrenstellen emporsteigen — kurz alle äussere Umstände und Verhältnisse vereinigten sich, um das Wachsthum und die Ausbildung eines Genies, wie das des Beatus zu begünstigen und zu befördern.

Sein Vater wurde durch seine günstigen Vermögensumstände, durch den Gedanken, daß Beatus

sein

sein einziger Sohn und Erbe sey, vielleicht auch durch eigene Einsicht, oder durch den Rath und das Beyspiel Anderer zu den Entschluß gebracht, ihn studiren zu lassen. Als er alt genug war, um Unterricht annehmen zu können, wurde er der Unterweisung Crato Utenheims übergeben, welcher damals zu Schlettstadt Unterricht in den Wissenschaften ertheilte und ein sehr braver, auch nach damaligen Begriffen, gelehrter Mann war. Dieser starb jedoch bald, und ihm folgte Hieronymus Gebweiler. Bey diesem machte Beatus in Kurzem solche Fortschritte, daß ihn der Lehrer, um ihn in seinem Fleise und einer rühmlichen Ehrbegierde zu bestärken, zum Aufseher und Repetenten der untern Klassen der Schule machte. Johann Sapidus, ein Landsmann und Schulgenosse Beatus befand sich damals noch, weil er jünger war, in den untern Klassen und erzählte nachher öfters, wie wacker ihn und seines Gleichen Beatus unterwiesen, aber auch bey vorfallenden Veranlassungen ausgeprügelt habe.

Beatus gieng, nachdem er sich hier die nöthigen Kenntnisse erworben, auf die Universität nach Paris. Sein Freund Sapidus folgte ihm nach drey Jahren dahin und Rhenanus hatte unterdessen schon solche Fortschritte gemacht, daß er mit ihm

des

des Aristoteles Oeconomica lesen konnte. Frankreich hatte damals viel grose Leute aufzuweisen. Georg Hermonym lehrte zu Paris griechisch (ihn benutzte Beatus vorzüglich lange und eifrig) Johann Faber und dessen berühmter Schüler Jodocus Clytovanus las Dialektik und Physik (Beide wurden Lehrer und Freunde des Beatus). Erasmus hielt sich damals auch zu Paris auf, und fieng schon an durch seine Sprichwörtersammlung, die so eben erschienen war, allgemeines Aufsehen zu erregen, Faustus Andrelinus, welchrr dem Erasmus durch seine Epistolas adagiales gern den Rang ablaufen wollte, las unter einem ausserordentlichen Zulauf der Studirenden über griechische und lateinische Dichter — kurz der Freund der humanistischen Wissenschaften konnte hier vollauf Nahrung für seinen Eifer und Unterricht finden. Dem Beatus kam dies vorzüglich zu statten. Denn ob er gleich bey seinen ersten Lehrern Crato und Gebweiler Alles gelernt hatte, was von ihnen zu lernen war, so waren sie, so gros auch die allemeine Meinung von ihrer Rechtschaffenheit und Gelehrsamkeit war, doch gewiß mehr das erstere, als das letztere. Die guten Leute thaten ihre Schuldigkeit, so gut sie es vermochten, aber nach dem alten Schlendrian. Alexander Grammaticus,

cus, Petrus Hiſpanus und Tartaretus in der Grammatik und Dialektik, ſodann Scotus und Cyra in der Theologie. — Das waren damals die Lichter, welche noch in den meiſten Schulen leuchteten und auf deren Meinungen und Urtheile man gewiſſenhafter und ängſtlicher hielt, als auf alle griechiſche, römiſche und bibliſche Schriftſteller zuſammen genommen. Aus dem Ariſtoteles und andern griechiſchen Weltweiſen ſollte Philoſophie gelehrt werden. Aber das Unglück war, daß man kein Griechiſch verſtand. Da brachten dann die hochgelahrten Herrn Commentatoren oft mit der wichtigſten Miene lauter dunkles, verwirrtes und unrichtiges Gewäſche zu Markte, das nicht einmal den Worten, geſchweige dem Sinne nach dem Inhalte ihrer Gewährsmänner entſprach. Demohngeachtet war es nur um ſo gelehrter, je confuſer es war und die jungen Leute mußten es mit gröſter Sorgfalt einſtudiren.

Die edlere Pflanze zieht ſelbſt aus einer ſtiefmütterlichen Erde Stoff zur Nahrung und zum Wachsthum. Sie verarbeitet und verfeinert die rohern Säfte für ihre zartere Natur. So iſt es auch mit dem talentvollen Menſchen. Er zieht aus jedem, auch weniger paſſenden Unterricht Nutzen und Belehrung und ſein Genie lehrt ihn aus einzelnen

süsen Fruchtstäubchen Honig bereiten. So wie Stärke noch nicht tapfer und Gelehrsamkeit noch nicht weise macht, sind auch vermögendere Geistes-kräfte noch kein Genie. Die Natur mußte noch ein Geschenk hinzuthun: die Wissenschaft sich selbst zu veredeln, zu erhöhen und brauchbar zu machen. Beatus gehörte unter die Wenigen, denen diese Vorzüge zu Theil geworden waren. Er benutzte bey seinen ersten Lehrern, was zu benutzen war, aber das Meiste war nicht nach seinem von Natur schon feinen und richtigen Geschmacke. Er sehnte sich nach besserm Unterrichte in den alten Sprachen und nach Lehrern, die die Sprachstudien nicht dazu mißbrauchten Künste und Wissenschaften zu beschmutzen, statt sie zu verschönern und einladender zu machen. Er fand in Paris einen Freund, welcher gleiches Alter, gleichen Fleiß und gleiche Kenntnisse mit ihm besas. Es hieß Michael Hummelberger. Diese Freundschaft gereichte Beiden zum Vortheil, denn sie lasen und studirten unausgesetzt zusammen. Sapidus war jünger als Beide, lebte aber in vertrauter Verbindung mit diesen seinen Landsleuten. Ein dritter Freund Wimpheling, war zwar älter als Beatus und Hummelberger, suchte aber ihren Umgang angelegentlich und ließ keine Gelegenheit vorbey sie bey ihrem

Stu-

Studiren durch Rath und Beystand zu unterstützen.

Nachdem sich Beatus zu Paris mit dem rühmlichsten Fleiße auf die Wissenschaften gelegt und in diesen sowohl, als in den alten Sprachen die sichtbarsten Fortschritte gemacht hatte, so kehrte er nach Deutschland zurück, verweilte einige Zeit in Straßburg, und gieng sodann nach Basel. Den Aufenthait in dieser Stadt machten ihm nicht die Bekanntschaften mit den gebildetsten, rechtschaffensten und angesehensten Personen, den Frobenen, Amerbachen, Ludwig Beer (einem Theologen) Claudius Cantiuncula (einem Rechtsgelehrten) Heinrich Glarean, Willhelm Nesenus, Ludwig Carinus, Nicolaus Brifer, Paul Phrygianius, Marcus Berse, und mehreren Andern, sondern auch insbesondere folgender Umstand vorzüglich nutzbar und angenehm. Johann Amerbach hatte bey Froben eine Ausgabe der Werke von Ambrosius und Augustin veranstaltet und wollte nun auf ähnlichr Weise auch den Hieronymus herausgeben. Um dieser Arbeit die höchst mögliche Vollkommenheit zu verschaffen, suchte er mehrere der bekanntesten Gelehrten zu diesem Geschäft zu ziehen. Er fand auch mehrere Mitarbeiter, die der Sache vollkommen gewachsen waren, unter diesen

den

den Johann Reuchlin, welcher sich damals zu Basel aufhielt, und Johann Cono aus Nürnberg, einen Dominicaner, der sich lange in Italien aufgehalten und bei den damaligen berühmtesten Sprachkennern, einem Musurus, Johann Scipio und Johann Cretensis Griechisch gelernt hatte. Der erstere suchte aus den alten Glossarien und Scholiasten die Fragmente zusammen und half dadurch die vielen von Amerbach zusammengebrachten alten Manuscripte theils verbessern, theils ergänzen. Der letztere aber ordnete den ganzen kritischen Apparat und übernahm das Geschäft den Text durch Hülfe dieser Vorbereitungen und seiner eigenen trefflichen Sprachkenntnisse zu reinigen. Als indessen sowohl der alte Amerbach, als auch Cono bald darauf starben, so vollendete Erasmus das Angefangene *) mit Beyhülfe der gelehrten Söhne Amerbachs.

Amerbach hatte den Joh. Cono in sein Haus gezogen, um theils in näherer Verbindung bey ihrer gemeinschaftlichen Arbeit mit ihm zu bleiben, theils wegen seiner drey Söhne, Bruno, Basilius und Bonifacius, die schon schöne Kenntnisse in den Wissenschaften hatten, aber noch von diesem vollendetern

*) S. das Leben des Erasmus.

tern Gelehrten profitiren sollten. Zu diesen gesellte sich Beatus und hörte nebst ihnen bey Cono über verschiedene griechische Schriftsteller. Cono besas in der That eine in Deutschland damals noch selstene griechische Erudition — ja er verstand mehr Griechisch als Lateinisch und hatte in griechischen Schriftstellern eine ausserordentliche Lektüre. Er starb jedoch bald nachher zu Basel (1513) im funfzigsten Lebensjahre. Beatus stiftete diesem seinen Lehrer aus dankbarem Andenken ein Monument und zierte dies mit einer Inschrift, worin die Verdienste des Verstorbenen um die Theologie, um die Beförderung und Ausbreitung des Studiums der griechischen und römischen Litteratur, so wie sein rechtschaffener Charakter und Lebenswandel ausserordentlich gelobt werden.

Noch mehr fesselte ihn an Basel Erasmus, welcher von seinen Reisen dahin kam, um seinen Freund Froben zu besuchen. Beatus ehrte den Erasmus mit einer solchen Hochachtung und dieser bewies wiederum so viel Liebe zu Beatus, daß es schwer seyn würde zu bestimmen, ob Erasmus den Beatus mehr geliebt habe, oder dieser den Erasmus. Indessen besas auch Rhenanus in der That schon Verdienste, die ihm die Hochschätzung jedes wahren Gelehrten erwerben mußten. Dabey waren

ren seine Sitten so rein und gebildet, sein äusseres Betragen so fein und anständig, daß er weiter keine Leidenschaft zu haben schien, als blos die für die Wissenschaften und Antiquitäten.

Nachdem er zu Basel in gelehrten Beschäftigungen und Arbeiten, im Umgange mit den grösten und berühmtesten Männern seiner Zeit und im Genusse aller Reitze der Stadt und dortigen Gegend eine Reihe sehr glücklicher Jahre verlebt hatte, nöthigten ihn Familienangelegenheiten nach Hause zu reisen. Sein Vater war nehmlich bis zum Tode krank und starb auch den Tag nach der Ankunft seines Sohnes. Beatus wurde nun alleiniger Erbe eines schon an sich beträchtlichen Vermögens, welches aber dadurch noch sehr vermehrt wurde, daß ihm sein begüterter Grosvater mütterlicher Seite Renardus Kegel, ein Geistlicher, seine ganze Habe vermachte. Er blieb von nun an, dem Jahre 1520 und dem fünf und dreysigsten seines Lebens unausgesetzt zu Schlettstadt, richtete sich in seinem väterlichen Hause ein, wie es seine Beschäftigungen und seine Bequemlichkeit verlangten und lebte blos in Gesellschaft eines Bedienten, Rudolph Berz, den er von Basel mit herüber gebracht hatte und welcher sein ganzes Leben hindurch bey ihm blieb

und

und einer alten Aufwärterin, ganz eingezogen und still sich, den Wissenschaften und wenigen Freunden.

Wenige Jahre vor seinem Tode, da er schon tief in die funfzig war, gerieth er noch auf den Einfall zu heirathen. Er nahm eine Wittwe Anna Brunonin, eine Frau von gutem Rufe und allgemeiner Achtung. Aber seine Gesundheitsumstände verhinderten ihn seine Eheverbindung zu vollziehen. Es stellten sich nemlich Beschwerden an den Harnwegen ein, die ihm auch einige Jahre darauf das Leben kosteten. Man erfuhr erst nach seinem Tode durch seinen Bedienten, daß er von jeher an einer solchen Schwäche der Harnblase gelitten habe, daß er den Urin nicht habe halten können, sondern genöthiget gewesen sey, sich bey Entledigung desselben allemal eines besondern gläsernen Gefäses zu bedienen. Wahrscheinlich spürte er schon von seiner frühern Jugend an dies Uebel, sein zunehmendes Alter lies es ihn mehr vergessen und er gerieth endlich gar auf den unglücklichen Gedanken etwas zu unternehmen, was er nicht ausführen konnte. Ob er nun also gleich mit seiner Frau weiter keine Gemeinschaft hatte, so erkannte er sie doch für seine Gattin an, begegnete ihr mit Ehrerbietung und Freundlichkeit und sorgte für ihren Unterhalt, für Wohnung, Bedienung, ja selbst für ihr

Vergnügen mit viel Aufmerksamkeit. Da ihn die Aerzte von seinem Uebel nicht befreyen konnten, so riethen sie ihm in die Bäder zu Baden zu gehen. Hier verschlimmerte sich aber sein Zustand, statt sich zu bessern und es fand sich an jenen Theilen eine gefährliche Entzündung ein. Man brachte ihn nach Straßburg, aber das Fahren hatte seine Umstände so verschlimmert, daß er hier im Junius des Jahrs 1547 im zwey und sechzigsten Lebensjahre starb.

Er hinterlies ausser einem schönen Hause, Bibliothek und andern Gütern, ein Vermögen von 8000 Gulden. Um so mehr ist es zu bewundern, daß er kein Testament gemacht hatte, da er doch stets frey von bestimmten Geschäften, äusserst genau im Punkte des Geldes und dabey sehr vorsichtig und sehr ängstlich bedacht auf seine Ehre und guten Ruf war. Das Meiste fiel daher an wenige und unbekannte Erben. Sein Bedienter wollte zwar aussagen, daß sein Herr, als er die Annäherung seiner letzten Stunde gespürt, mündlich verordnet habe, was er bekommen solle und was für Legate gemacht werden sollten. Aber auf diese Aussage gab man nicht, weil sie durch nichts Schriftliches und durch keine Zeugen unterstützt wurde. Die Güter blieben daher lange versiegelt und die Erben

stritten sich darum. Die Bibliothek aber nahm der Rath an sich mit Bewilligung der Erben und weil der Bediente versicherte, es sey dies der letzte Wille seines Herrn gewesen.

Der Leichnam Rhenans wurde von Straßburg nach Schlettstadt gebracht und daselbst begraben.

Sein Charakter und seine Lebensart waren rein und frey von allem Vorwurf. Seine Sitten waren streng und wohlanständig, sein Betragen gegen Freunde gefällig und mild und sein bürgerliches Leben still und gesetzmäßig. Friedfertigkeit war einer der Hauptzüge in seinem Charakter. Er hat deswegen in seinem Leben auch nur einen Streit gehabt. Er schrieb nehmlich während seines Aufenthaltes in Straßburg die Biographie seines vor Kurzen verstorbenen Freundes D. Joh. Geiler, eines rechtschaffenen und allgemein geschätzten Theologen und musterhaften Religionslehrers. *) Hierin erzählte er unter andern, daß Geiler sich genöthiget gefunden die Ordensregel eines Nonnenordens einzuschränken, weil sich die Regularen immer mehr einem lockern und ausschweifenden Leben ergeben hätten. Diese Anmerkung mußte

*) Es kam diese Schrift bey dem Freunde Rhenans, dem berühmten Buchdrucker Schurer im Jahr 1510 heraus.

te die Nonnen natürlicher Weise gegen den gewissenhaften Biographen sehr aufbringen. Sie warfen ihm eine schwere Injurienklage an den Hals und er würde ohnfehlbar die Stadt haben meiden müssen, wenn sich nicht vielvermögende Freunde ins Mittel gelegt und die erbitterten Heiligen besänftiget hätten. — — So wie alle Händel, so haßte er auch insbesondere Streitigkeiten in Religionssachen. Als der Krieg zwischen Luther und den Päbstlern ausbrach und man allgemein glaubte, daß er sich zu einer von diesen beiden Partheyen öffentlich schlagen werde, verhielt er sich so ruhig, daß man nicht einmal recht dahinter kommen konnte, was er eigentlich glaube und billige.

Sein Hang zu einem stillen und ungestörten Leben war ausserordentlich. Vielleicht war dieser auch eine Ursache, warum er sich so lange sträubte, das Joch des Ehestandes auf sich zu nehmen. Um sich von allen Anträgen und Veranlassungen zu öffentlichen Geschäften und Aemtern völlig zu befreyen, würkte er sich einen kaiserlichen Erlaubnißbrief aus, in welchem er von aller Verbindlichkeit freygesprochen wurde, dem Staat öffentliche Dienste zu leisten. Von dieser Zeit an lebte er unausgesetzt in seiner Bibliothek. Jedoch that er auf die Reitze der Geselligkeit darum nicht Verzicht. Seine ge-

nauesten Bekannte zu Schlettstadt waren zwey kaiserliche Räthe Beatus Arnold und Jacob Spiegel. Mit seinen auswärtigen Freunden unterhielt er einen stäten Briefwechsel. Sein gebildeter Ton und seine einnehmende Bescheidenheit mußten seinen Umgang sehr angenehm machen. Denn ob er gleich in seinem Leben so viel gelesen, gehört und geschrieben hatte, so lies er doch seine Gelehrsamkeit und seine Ueberlegenheit in wissenschaftlichen Dingen nie so sichtbar werden, daß es hätte auffallen, oder jemanden beleidigen können. Erasmus behielt ihn auch noch in der Entfernung lieb und reiste während seines Aufenthalts in Basel zweymal nach Schlettstadt, um bey ihm zu wohnen und seinen Umgang zu geniesen. Zu Hause liebte er Ruhe und Einsamkeit, aber Besuche und Gastereyen bey seinen Freunden mochte er gerne haben. Er pflegte frühe aufzustehen und zu arbeiten. Sodann gieng er, wenn das Wetter schön war, eine Stunde in seine Gärten. Um zehn Uhr speiste er zu Mittag und Abends um sechs Uhr. In Speisen, Getränken, Kleidung und seiner ganzen Lebensart gieng er blos auf Gesundheit. Prunk, Weichlichkeit und Luxus war ihm verhaßt. Ein sehr seltner Fall war es, daß Jemand bey ihm speiste und geschah es ja, so gieng es doch äusserst frugal zu. Uebrigens war er, auf-

ser

ser dem oben angegebenen Uebel grösstentheils gesund, ausgenommen, daß er immer, auch schon wie Joh. Sapidus bezeugt, von seiner frühern Jugend an mit triefenden Augen geplagt war.

Sein eingezogenes und einsames Leben mißfiel schon seinem Vater, so wie auch seine Abneigung vor einer ehelichen Verbindung. Einst war jenem eine sehr beträchtliche Summe Geld gestohlen worden. Beatus wendete sich an seinen Freund Sapidus und bat ihn seinen Vater deßhalb zu trösten. Dieser antwortete: der Verlust des Geldes schmerze ihn weniger, als der Umstand, daß er nicht wisse in welche Hände sein Vermögen einst kommen werde, da sein Sohn durchaus nicht heirathen wolle. Aber auch Andere fanden sich dadurch zu verschiedenen nicht allzu vortheilhaften Urtheilen über ihn berechtiget. Wenn man ihm jedoch eines übergrosen Mangels an Freygebigkeit, an Vestigkeit, Entschlossenheit und Bestimmtheit des Charakters Schuld gab, so that man ihm wohl nicht Unrecht. Er zeigte stets in seinem ganzen Benehmen einen Egoismus, einen Mangel an Interesse am allgemeinen und individuellen Wohl Anderer, welcher ihm bey seinen übrigen Einsichten und bey seinen guten Vermögensumständen, die ihn in den Stand setzten mancherley Gutes zu stiften, unmög-

lich

lich zur Ehre gereichen konnte. Er kargte und sparte in einem fort, ohne selbst Nutzen davon zu ziehen, oder Anstalten zu treffen, welchen zu Folge es andern nutzbar geworden wäre. Man trug sich daher auch mit einem Verschen über ihn:

Beatus est beatus: attamen *sibi*.

Um so schätzbarer aber waren auf der andern Seite seine Bemühungen und seine Verdienste um eine gründliche und geschmackvolle Bearbeitung der humanistischen Wissenschaften. Das Interesse für diese kettete ihn allein ans Leben, lies ihn die meisten sonst mit so viel Begierde ersehnten und gesuchten Freuden des Lebens vergessen oder vernachlässigen und erhielt ihn immer in Gleichmuth und Thätigkeit. Durch sie gründete er sich aber auch einen Ruhm und ein Andenken, welches alle Freunde und Beförderer der wahren Gelehrsamkeit dankbar unterhalten werden. Er machte nicht allein den gelehrten Commentator und Kritiker, sondern lieferte auch eigene Produkte, in denen man überall Spuren von einem ausserordentlichen Scharfsinn, Geschmack und der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit antrifft. Er betrachtete, ausser der unausgesetzten Lektüre der besten griechischen und lateinischen Schriftsteller, besonders das fleissige Studium der Antiquitäten, als eines der ersten Verfeinerungsmit-

tel

tel des Geschmacks und des Gefühls fürs Schöne und Wahre. Seine Schriften, die Briefe an seine Freunde und seine mündlichen Unterhaltungen über solche Gegenstände sind Beweise hiervon. Seinem Rathe und seiner Angabe hatte Schlettstadt manche Verschönerungen der öffentlichen und Privat-Gebäude, manche Inschriften und Gemälde zu verdanken, die dem feinsten und geschmackvollesten Römer oder Griechen Beyfall abgenöthiget haben würden. Seine Schreibart ist rein, zierlich und reich, ohne ängstlich und gekünstelt zu seyn: auch feilte und besserte er noch immer bey zunehmenden Jahren daran. Seine frühern Arbeiten stechen daher gegen seine spätern in dieser Rücksicht sehr ab, ob sie gleich dem Stil und Ausdrucke nach immer noch verdienen andern ihres Gleichen wo nicht vorgezogen, doch gleichgesetzt zu werden.

Unter seinen Schriften haben das meiste Aufsehen erregt und den grösten Beyfall gefunden: Die Uebersetzungen der Beiden Briefe des Gregorius von Nezianz an den Themistius aus dem Griechischen ins Lateinische, Seine *Res Germaniae*, ein Werk voll des grösten Scharfsinnes und der ausgebreitetesten Gelehrsamkeit: Seine Arbeiten am Tertullian, Tacitus, Plinius, Livius, Vellejus Paterculus, Eu-

ses,

febius (dessen Kirchengeschichte damals blos in einer lateinischen Uebersetzung aufzufinden war) Origines, Annäus Seneca, Synesius: Seine verschiedenen Vorreden, Briefe u. s. w.

Bernhard Ziegler.

Von seinen Freunden gewöhnlich *Laterensis* genannt, stammt aus einer adlichen Familie in Sachsen her, wo er am 10 Nov. 1496 gebohren wurde. Er dachte über das, was jener Dichter singt:

Et genus, et proavos, et quae non fecimus ipsi

sehr vernünftig und glaubte an kein anderes wahres Verdienst, als an das selbst erworbene. Er widmete sich daher von seiner frühen Jugend mit allem Eifer den Wissenschaften. Noch sehr jung kam er auf die Universität nach Leipzig und studirte da unter der Anweisung der gelehrtesten und besten Professoren so fleissig, daß er in Kurzem zur Magisterwürde gelangte. Einem Gelübde seiner Eltern zu Folge, mußte er aber von hier ins Kloster wandern. Er gieng auch und brachte so dem Aberglauben und der kindlichen Pflicht ein Opfer. Aber bald verließ er den Aufenthalt, welcher so wenig Reitz für ihn hat-

hatte, und legte sich ganz auf Theologie und orientalische Sprachen. Er sah bald die erwünschtesten Früchte seines Fleises. Denn er erhielt die theologische Doktorwürde und zugleich die Professur der Hebräischen Sprache zu Leipzig.

Hier hielt er Vorlesungen in den orientalischen Sprachen, die viel Nutzen stifteten und allgemeinen Beyfall erhielten. Auch bekleidete er alle academischen Aemter und Würden zum Vortheil der Universität und zu seiner eigenen Ehre. Er lebte ganz still vor sich weg, ohne Jemanden zu nahe zu treten und war bey Jedermann, Gelehrten und Ungelehrten, Vornehmen und Geringen ungemein geschätzt und beliebt. Er starb im Jahr 1552 am Neujahrstage im 56sten Lebensjahre. Camerarius hielt ihm bey seinem Begräbniß eine schöne lateinische Leichenrede, die auch ins Deutsche übersetzt worden ist. Einer seiner besten Freunde war Phil. Melanchthon, welcher sich seiner nie ohne Rührung und Thränen erinnerte. Er schätzte ihn nicht allein wegen seiner sanften Bescheidenheit, wegen der Anmuth und Grazie in seinen Sitten und in seinem Anstande, sondern auch wegen seiner tiefen und damals so seltenen Einsicht in die orientalischen Sprachen und wegen der ausnehmenden Genauigkeit und Sorgfalt, mit welcher er zu arbeiten

pfleg-

pflegte. Melanchthon zog ihn daher öfters bey schwürigen Schriftstellen zu Rathe und bediente sich bey Erklärung derselben seines Beystandes.

Ohnerachtet seines Scharfsinnes und seiner Gelehrsamkeit (er galt damals für den ersten Orientalen seines Vaterlandes) und ohnerachtet seiner gemäßigten und einnehmenden Sitten, verrieth doch sein Aeusseres nicht den Mann, der er war. Auf seinem Gesichte herrschte stets eine traurige, ernste Miene. Seine Stimme, ja selbst seine gewöhnlichen Reden hatten etwas Rauhes. Man hätte ihn daher eher für einen harten, unbiegsamen Mann gehalten. Lügen, Verstellung, Klätschereyen, Cabalen, Prahlerey nnd Eitelkeit haßte er von Grund seiner Seele. Nichts war ihm mehr zuwider, als leichtes, unbeständiges Wesen. In Erfüllung seiner Pflicht war er ausnehmend gewissenhaft, ja er trieb es darin oft bis zur Aengstlichkeit. Um seinen Freund Melanchthon zu sehen und zu sprechen, machte er oft Reisen nach Wittenberg. Meistens hatte er dazu einen gelehrten Vorwand und Melanchthon mußte sich oft dazu bequemen, ihm über dies und jenes schriftlich Auskunft zu geben, oder seine Meinung mitzutheilen. Dann sas er im Vorzimmer und hielt ordentlich Wache vor der Studirstube seines Freundes. Wenn Jemand kam und zu

Melanchthon wollte, mußte es erst ein Examen ausstehen, damit er in seiner Arbeit nicht unnöthiger Weise unterbrochen wurde. Er würde gewiß der Welt Früchte seines Fleises und seiner Gelehrsamkeit vorgelegt haben, wenn er nicht als ein kleines Kind das Unglück gehabt hätte, von einem Gebäude, an welchem gebaut wurde, herabzufallen und den rechten Arm zu zerbrechen. Dieser wurde schlecht geheilt und blieb sein ganzes Leben hindurch abgestorben, schwach und untüchtig. Er konnte daher nichts, oder doch nur sehr wenig schreiben, und dies Wenige schon kostete ihm unsägliche Mühe. Er war ausserordentlich wohlthätig und suchte Hülfsbedürftige auf alle Art zu unterstützen. Ob er gleich selbst eben nicht reich war und das Seinige sehr zu Rathe halten mußte, so theilte er doch selbst von diesem Wenigen Alles mit, was er nur zur höchsten Noth entbehren konnte und machte sich selbst keine Schande daraus, herumzugehen und für Arme Allmosen einzusammeln. Auser einer Abhandlung: De Missa, gegen den Bischof Sidonius von Merseburg gerichtet und einer andern: De omnibus Ecclesiae doctrinae capitibus sind keine Schriften von ihm bekannt geworden.

Sebastian Münster.

Unter allen, welche nach Aufblühung der Wissenschaften anfiengen das Hebräische Sprachstudium in Deutschland hervorzuziehen und zu empfehlen, war der Erste Johann Reuchlin, der Zweite dessen, obwohl weit jüngerer Kollege auf der Universität zu Tübingen Conrad Pellican und der Dritte Sebastian Münster, welcher im Jahr 1489 zu Ingelheim in der Pfalz gebohren wurde.

Nachdem er in den ersten Anfangsgründen der Wissenschaften hinlänglich unterrichtet war, begab er sich auf die Universitäten Tübingen und Heidelberg. Hier zeigte sich schon sein glückliches Genie. Denn er brachte es in Kurzem sowohl in den Wissenschaften überhaupt, als insbesondere in der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache ausserordentlich weit. Vorzüglich widmete er sich zu Tübingen der Mathematik. Sein Lehrer in dieser Wissenschaft, der berühmte Joh. Stöffler gewann ihn bald so lieb, daß er nichts arbeitete, woran er ihn nicht hätte Theil nehmen lassen. Diese Zuneigung benutzte Münster mit der grösten Sorg-

falt.

falt. *) Wenn Stöffler etwas geschrieben hatte, so schrieb es sich Münster ab und war Jener mit der Verfertigung eines mathematischen Instrumentes zu Stande, so mußte Münster auch ein solches haben. Dieser Umstand gereichte Beiden und der Mathematik zufällig zu einem besondern Vortheil. Denn es brach ein groses Feuer zu Tübingen aus, welches alles Hab und Gut Stöfflers, auch alle seine Handschriften und Instrumente verzehrte. Durch den Verlust dieser letztern Dinge würde der Mathematik überhaupt und insbesondre auch Stöfflern ein äusserst empfindlicher und unersetzbarer Schaden zugefügt gewesen seyn, hätte nicht dessen fleissiger Schüler Alles erheblichere aufbewahrt und nun wieder ersetzen können.

Mit gleichem Eifer als die Mathematik trieb Münster auch Hebräische Sprache und Lektüre. Er machte darin so bedeutende Fortschritte, daß in Kurzem Niemand seiner Zeitgenossen war, mit dem er sich nicht hätte messen können. Um sich jedoch diesem seinen Lieblingsfache noch mehr und noch ungestörter widmen zu können, ward er in Tübingen Franziscanermönch.

Bald

*) S. Stöfflers Leben.

Bald darauf aber brach das Licht des Evangeliums hervor und äusserte seinen wohlthätigen Einfluß auch auf ihn. Sein Stand fieng nun an ihm zu mißfallen. Er zog die Kutte aus und gieng nach Heidelberg zurück. Hier fieng sein Genie und seine ungemeine Gelehrsamkeit an hervorzuglänzen und die Aufmerksamkeit der Welt zu erregen. Man berief ihn nebst Simon Grynäus nach Basel. Er gieng im Jahr 1529 dahin ab als Professor der Hebräischen Sprache an dortiger Universität.

Seine bescheidene stille Thätigkeit und sein sanfter liebenswürdiger Charakter erwarben ihm hier bald sehr viele Freunde. Ohnerachtet seiner seltnen Gelehrsamkeit, die ihn in den Stand setzte, mit Jedem andern um den Vorrang zu kämpfen: drängte er sich doch nirgends vor, trachtete nicht nach academischen Ehrenstellen und Würden, sondern war schon mit den Früchten seiner Gemeinnützigkeit, mit seinem belohnenden Bewustsein und mit dem Beyfall Gutdenkender zufrieden.

Er that dies jedoch, nicht etwa, weil er jene Dinge verachtet, oder weil er den Schein des Sonderbaren und Auffallenden gesucht hätte. Nein! Er freute sich vielmehr, wenn Andere höher stiegen und mit Beweisen der allgemeinen Achtung und Ehrerbietung geziert wurden. Ja! er trug selbst

alles

alles dazu bey, um Andere aufzumuntern gleiche Vorzüge zu verdienen und zu suchen.

Dies bescheidene anspruchslose Betragen bewog endlich die dortigen Professoren ihm von freyen Stücken und ohne sein Ansuchen, einen höhern Platz in ihrer Mitte anzuweisen. Sie erhoben ihn nehmlich über die Magister und ertheilten ihm die Stelle gleich unter den Doktoren der Hauptfacultäten, so daß er das war, was etwa auf andern Universitäten Licentiaten sind. Hierauf legten sie die Regierung der ganzen Academie, das Rektorat in seine Hände. Von nun an bedienten sie sich seines Rathes und seines Beystandes bey den wichtigsten Geschäften.

Wegen seiner vortrefflichen Kenntnisse in der Theologie, ertheilte man ihm eine theologische Professur. Er las nun mit vorzüglichem Beyfall insbesondere über die Propheten. Da ihm aber diese Geschäfte zu viel Zeit und Mühe kosteten und er gern mehr Zeit auf sein Privatstudium wenden wollte, so bat er darum, daß man ihn von der Verbindlichkeit theologische Vorlesungen zu halten dispensiren und ihm blos verstatten möge orientalische Sprachen zu lehren.

Auf das Studium der Mathematik, Geographie, vorzüglich aber der Hebräischen Litteratur ver-

wen-

wendete er von nun allen Fleiß. Er hat der Nachwelt die überzeugendsten und schätzbarsten Beweise desselben hinterlassen.

Unter den Schriften, wodurch er sich um die orientalischen Sprachen das meiste Verdienst erworben; zeichnen sich insbesondere aus: *R. Mosche Kimchi Grammatica hebraica*, *Heliae Levitae commentarius*, *Liber accentuum et traditionum* (sämmtlich aus dem Hebräischen übersetzt) *Proverbia Salomonis*, *Tobias et Evangelium secundum Matthaeum* (hebräisch und lateinisch von ihm zuerst herausgegeben), eine vollständige hebräische Grammatik (aus verschiedenen Rabinen zusammengetragen), eine Chaldäische Grammatik (die erste, welche je erschien), ein Hebräisch-lateinisches Wörterbuch für angehende Theologen, eine neue Uebersetzung des Alten Testaments ins Lateinische, mit einem fortlaufenden Kommentar, die Jüdische Geschichte des Josephus aus dem Hebräischen ins Lateinische übersetzt, u. a. m.

Im mathematischen Fache: Exacta *Horologiographia* in plano, concavo, convexo et erecto loco, variis figuris, *Organum Uranicum* (astronomische Tabellen für einen Zeitraum von mehr als hundert Jahren) *Canones super novum instrumentum*

tum luminarium, seine Ausgabe, Vermehrung und Verbesserung des Ptolomäus, seine Commentare über den Pomponius Mela und Julius Solinus, vorzüglich aber seine Kosmographie ein Werk, welches von ausserordentlichem Fleisse und der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit zeugt. Es sind darin: Erdbeschreibung, Landcharten, Beschreibung der wichtigern Städte, Schilderung der Sitten und Lebensart verschiedener Völker, Stammtafeln von Königen und Fürsten und noch vielerley andere Nachrichten gesammelt und in Zusammenhang gebracht.

Dieser fleissige Mann stand seinem Amte drey und zwanzig Jahre hindurch mit der gewissenhaftesten Treue vor und erwarb sich theils durch seine mündlichen Vorträge, theils durch seine schriftstellerischen Arbeiten um die deutsche, lateinische und orientalische Litteratur, um Theologie, Mathematik, Erdbeschreibung und andere ganz verschiedene Fächer solche Verdienste, daß man ihn allgemein den Esdras und Strabo der Deutschen nannte. In der That steht man mit Erstaunen und Bewunderung vor dem ausserordentlichen Manne stille, wenn man die Gröse seiner Verdienste und die Menge seiner hinterlassenen Schriften übersieht, unter denen sich mehrere Werke befinden, deren eines

schon für die Früchte der Thätigkeit eines Lebensalters gelten könnte. Ohngeachtet seiner grosen Arbeitsamkeit war er doch immer gesund und wohl auf. Er erreichte das drey und sechzigste Lebensjahr und würde seiner guten Constitution und seinen frischen Kräften nach gewiß ein sehr hohes Alter erreicht haben, wenn er nicht von einer epidemischen Krankheit ergriffen und zum allgemeinen Leidwesen der gelehrten Welt und seiner Kollegen und Freunde im Jahr 1552 dahin gerafft worden wäre. Er starb zu Ostern, am 23 May. Man begrub ihn zu Basel in der Kathedralkirche und weihte ihm ein Monument mit folgender Inschrift:

Germanus Esdras heic Straboque conditur:
Si plura quaeris, audies.
Sebastianus Munsterus Ingelhem. Theologus et
Cosmographus inter primos summus,
solennem adscensionis mem.
anno sal. M. D. LII.
major sexag. morte pia
illustravit.

Johannes Marcellus.

Das Städtchen Königsberg in Franken, die Vaterstadt des berühmten Müllers (gemeiniglich Regiomontanus genannt) ist auch der Ort, wo Johann Marcellus im Jahr 1510 gebohren wurde. Sein Vater that alles mögliche, um ihn wohl zu erziehen und da er ein Freund der Wissenschaften war, so sorgte er dafür, daß sein Sohn schon von früher Jugend in den Anfangsgründen derselben wohl unterrichtet würde. Als er hierin Fortschritte gemacht hatte, so begab er sich auf die Universität nach Erfurt.

Dies war damals einer der ersten Sammelplätze der Gelehrsamkeit, Künste und Wissenschaften in Deutschland. Joachim Kamerarius und Eoban Heß waren hier die ersten Lehrer des jungen Menschen. Kamerarius nahm ihn gleich vorzüglich gut und liebreich auf, weil sie Landsleute waren. Aber in Kurzem gewann er ihn auch wegen seines bescheidenen, gelehrigen und fleissigen Benehmens lieb. Einer seiner besten Lehrer und Gönner in Erfurt war Konrad Mutian Rufus, ein Mann, welchen ausser einer edlen Geburt, auch

die schönsten Vorzüge des Geistes und Herzens auszeichneten, dessen gröste Freude es war, wenn er bemerkte, daß ein junger Mensch grose Lust und thätigen Eifer für die Wissenschaften fühle, und welcher alles aufopferte, um diesen Eifer immer mehr zu beleben und anzufeuern.

Von Erfurt gieng er nach Wittenberg und setzte daselbst seine dort angefangenen Studien fort. Er verband mit der ununterbrochenen Beschäftigung in den alten Sprachen zugleich Erlernung einer gereinigten Philosophie und suchte besonders mehr Geschmack an Redeübungen auf dieser Universität zu verbreiten, weil er aus Erfahrung wußte, daß nichts vortheilhafter sey, um Ausdruck, Sprache und Vortrag zu bilden und zu verfeinern, als fleissige Lektüre classischer Schriftsteller, und öftere Versuche im Schreiben und Reden. Er gieng daher mit gutem Beyspiel vorgn und hielt theils blos in Zirkeln von Freunden, theils auch öffentlich Reden über interessante Gegenstände. Da es aber, wie schon Aristoteles sagt, ein deutlicher Beweis ist, daß einer verdaut habe, was er gelernt hat, wenn er dasselbe richtig zu lehren versteht, so fieng er bey Zeiten an Andere in demjenigen zu unterrichten, worin er sich vorher selbst durch Fleiß und Uebung gute Kenntnisse erworben hatte. Nachdem er durch

solche lobenswürdige Bemühungen sich würdig gemacht hatte das Magisterium zu erhalten, wurde er unter die Zahl der philosophischen Professoren der Universität aufgenommen und ihm das öffentliche Lehramt der Dichtkunst übertragen.

Er hielt nun Vorlesungen über die besten griechischen und lateinischen Schriftsteller, über den Cicero, Livius, Lucian, Ovid, Virgil u. m. a. mit grosem Nutzen und allgemeinem Beifall. Auch in der Erfüllung seiner übrigen Amtspflichten war er sehr gewissenhaft und thätig. Er verwaltete das Amt eines Decans der philosophischen Facultät und selbst das Rectorat der Universität mit grösster Treue und zur allgemeinen Zufriedenheit zu wiederholten Malen. Seine Wißbegierde war so gros, daß er ausser der Theologie und Philosophie, auch noch in seinen spätern Jahren Physik, Medizin und Rechtsgelahrheit studirte, um jedes dieser Fächer durch die andern wieder von neuen und anziehendern Seiten kennen zu lernen.

Die Anzahl seiner Freunde war sehr beträchtlich, und alles waren Männer von groser Gelehrsamkeit und allgemeinem Ruhme. Melanchthon, dessen Schwiegersohn Georg Sabinus, Johann Placotonius ein Arzt nachher Physicus zu Danzig, Faber, Cordus und mehrere andere fanden in dem persönli-

chen

chen Umgange mit ihm so viel Unterhaltung und Vergnügen, daß sie denselben aufs fleissigste unterhielten. Vorzüglich schätzte und liebte ihn der gelehrte Gregor. Pontanus ein Wittenberger Rechtsgelehrter. Marcellus heirathete auch die Schwester von der Gattin desselben und wurde auf diese Weise sein näherer Verwandte. Heinrich Möller singt in dem Leben Marcells:

Cum jam ter denos aetatis duceret annos,
Consortem hirto duxit amore thori:
Ista Tuae uxoris soror, o Germane Pericles
Pontane, interpres summeque juris, erat.

Mitten unter den eifrigsten Bemühungen für die Ausbreitung und Beförderung der Wissenschaften, ergriff ihn jedoch ein hitziges Fieber, und nahm ihn am Christtage des Jahres 1552 im zwey und vierzigsten Lebensjahre hinweg. So wahr ist es, was der Dichter sagt:

Optima prima fere manibus rapiuntur avaris,
Implentur numeris deteriora suis.

Es vereinigte sich in diesem Manne Genie, Erudition und Fertigkeit in allen Arten der Arbeiten seines Faches, bis zu einem solchen Grade, daß er ordentlich von der Natur schon dazu bestimmt zu seyn schien, andere bey ihrem Eintritte in die gelehrte Laufbahn durch Unterricht, Rath und Beyspiel

spiel zu unterstützen, Er war dabey ausnehmend wohlwollend und gefällig und schlug Niemandem seinen Beystand oder seinen Rath ab, es mochte auch seyn, wenn und worin es wollte. Von Einbildung, Herrschsucht und Eigennutz war er weit entfernt. Allgemeine Eintracht war stets sein höchster Wunsch. Seine Pflichten erfüllte er nicht nur als Philosoph, sondern auch als Christ. Ob er gleich sehr liebreich und gefällig gegen Jedermann war, so wich er doch von der Ausübung dessen, was ihm pflichtmässig schien, kein Haar breit ab. Auf Recht, Ordnung und genaue Beobachtung des Gesetzmässigen sah er streng und schärfte daher seinen Schülern immer den Ausspruch Pauli (Hebr. 12, 28.) ein: Λατρεύωμεν εὐαρέστως τῷ Θεῷ μετὰ αἰδοῦς καὶ εὐλαβείας· καὶ γὰρ ὁ Θεὸς ἡμῶν πῦρ καταναλίσκον. Seine Gespräche waren höchst anständig und belehrend, jedoch ohne ins Steife und Gezierte zu fallen. Socrates selbst würde sie nicht nutzbarer und angenehmer zu machen gewußt haben. So wie er aber sprach und lehrte, so handelte und betrug er sich auch.

Seine Kollegen, seine Freunde und Schüler beweinten seinen frühen Tod mit der aufrichtigsten Liebe. Heinrich Möller verfertigte ein Leichengedicht auf ihn und eine ehrenvolle Inschrift auf

sein

sein Grabmahl. Ist alles, was uns diese sagt, so wahr, wie die Versicherung:

— — Desiderio lugent ipsius amici,
Gymnasium, cives, patria et orba domus:

so verdient der thätige, brave Mann gewiß auch noch unser wohlwollendes Andenken und unsere ganze Achtung.

Johannes Rivius.

Johann Rivius wurde gebohren zu Attendorn im Herzogthum Verden am ersten August 1500.*) Sein Vater Christian und seine Mutter Margaretha waren zwar nicht reiche, aber rechtschaffene und allgemein geschätzte Leute. Sie hielten ihren Sohn von früher Jugend auf mit Fleiß und Eifer zum Unterricht an. Gute Lehrer waren damals etwas Seltnes und wenn sie auch übrigens nicht

*) Um nicht mit dem Venetianer Johann Rivius verwechselt zu werden, welcher Einleitungen zur Grammatik des Diomedes und zu andern Schriftstellern geschrieben, nannte er sich von seiner Vaterstadt Attendornensis.

nicht zu Erziehern verdorben waren, so fehlte es ihnen doch grösstentheils an gelehrter Bildung. Rivius hatte das Glück, daß sein Lehrer unter den Meisten seines Gleichen eine Ausnahme machte. Der Prediger zu Attendorn Tilemann Mullius, war ein würdiger und gelehrter Mann, welcher sich der jungen Leute, an denen er Anlagen, Lust und Liebe für die Wissenschaften zu bemerken glaubte, sehr sorgfältig und thätig annahm. Er hatte zwar ein wichtiges und beschwerliches Amt, demohnerachtet schämte er sich nicht sich zu Nebenbeschäftigungen herabzulassen, die ungleich mehr Arbeit und Mühe erfordern und leider damals von den Meisten gering geachtet wurden. Er suchte es durch seinen Einfluß und durch seine Ermahnungen nicht nur dahin zu bringen, daß man Leute nach Attendorn berief, welche zur Erziehung taugten, sondern er gab auch selbst täglich einige Stunden Unterricht, um die Lehrer mit einer guten und zweckmässigen Methode bekannt zu machen. Dieser thätige Eifer für Erziehung und Bildung der Jugend, an einem Greise, einem Priester, in jenen Zeiten, war eine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Nur einen Mann wüßte ich, welcher ihm in dieser Rücksicht damals an die Seite zu stellen gewesen wäre — Jacob Wimpfeling. Dieser war nicht nur Predi-

ger

ger zu Heidelberg, sondern widmete auch alle Nebenstunden, die ihm von seinen wichtigen und beschwerlichen Geschäften übrig blieben, der Erziehung der Jugend.

Konnte damals einer ein lateinisches Gedicht (in der weitesten Bedeutung des Wortes) machen, oder verstand er ein wenig griechisch, so war er schon ein groser und bewunderungswürdiger Mann. Tilemann richtete seinen Unterricht so ein, daß seine Schüler Beides lernten und nach damaligen Begriffen Wunder der Gelehrsamkeit wurden auf den natürlichsten und bequemsten Wegen. Rivius machte bey diesem guten Unterricht, vermöge seines guten Kopfes und seiner Ehrbegierde so glückliche Fortschritte, daß ihn sein Lehrer ausnehmend lieb gewann und selbst seine Mitschüler eine gewisse Ehrfurcht für ihn empfanden. Da aber die immerwährende Anstrengung seiner zarten und schwächlichen Constitution nachtheilig werden zu wollen schien, so fürchteten die Eltern, er möchte sich etwa eine Krankheit zuziehen, wenn er so fortführe und eröffneten seinem würdigen Lehrer ihre Sorge auf eine bescheidene Art. Dieser suchte bey dem jungen Menschen Sorge für die Gesundheit und Arbeitsamkeit in gelehrten Beschäftigungen zu vereinigen. Er wies ihn an, seinen Eltern in ihren häuslichen Verrich-

richtungen an die Hand zu gehen, wodurch er genöthiget wurde sich von Zeit zu Zeit von seinen Büchern ein wenig loszureissen. Er sagte ihm ferner, er solle bisweilen stehend oder gehend lesen, und nach dem Essen jedesmal ein wenig ruhen. Dies half zwar ein wenig — aber der Eifer fürs Studiren behielt doch immer die Oberhand. Er leistete zwar dem Willen seines Lehrers und seiner Eltern willig Folge, aber er wußte die ihm aufgetragenen Handleistungen so geschwind abzufertigen und sich von diesen Beschäftigungen so geschickt loszumachen, daß er, ehe man es sich versah, wieder auf seinem Studirzimmer war. Dieser Eifer freuete Tilemannen so sehr, daß er sich mit Bewilligung der Eltern entschloß, den jungen Rivius nebst noch zwey oder drey andern jungen Leuten zu sich ins Haus zu nehmen. In dem Umgange und dem Unterrichte derselben vergaß der würdige Mann sein Alter ganz. In ihrer Gesellschaft war er weder Theolog noch Greis, ja er wurde selbst wieder jung und mischte sich in ihre Knabenspiele. Uebrigens ging es in diesem kleinen Institute sehr ordentlich zu. Alles hatte seine bestimmte Zeit. Gewisse Stunden waren dem Unterrichte, andere dem eigenen Studiren, der Sorge für den Körper und dem Spiele gewidmet. Auf diese Ordnung hielt Tile-

mann

mann sehr streng. Er war selbst bey ihren Uebungen zugegen, um zu verhüten, daß nichts Unsittliches, Unartiges oder Unanständiges vorfallen könne. Er machte aber nicht dabey den alten Sittenrichter, oder den herben Lehrer, sondern er wußte sich so zu ihnen herabzulassen und so an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen, daß sie es als eine Strafe betrachteten, wenn er sich ihnen dabey entzog. Er hatte einen Garten am Hause und dieser war ebenfalls dem Vergnügen seiner Zöglinge geöffnet. Er gebrauchte ihn vorzüglich dazu, das, was sonst beym Erlernen der ersten Anfangsgründe schwer und trocken ist, ihnen zu erleichtern und selbst zu ihrem Vergnügen umzuschaffen, denn alle diese Dinge wurden im Garten gelernt, oder gearbeitet. Musicalische Uebungen gehörten unter die ersten Beschäftigungen des Tages. Dann wurde ein alter Schriftsteller, z. B. Virgil aufgeschlagen und die Stelle, welche jedem am ersten in die Hand fiel, war dessen Lektion. Wer nun diese am besten gemacht hatte, der wurde unter andern dadurch geehrt, daß man nach dem Anfangsbuchstaben seines Namens Verse aus Dichtern aussuchte und diese lernte. Aus allen diesen kleinen Uebungen nahm Tilemann Veranlassung zum Scherz und zur angenehmen Unterhaltung her, so daß die jungen Leute gleichsam spielend

lend lernten. Er ließ sie auch auserlesene Stellen aus Neueren z. B. aus Aurora, Moretus, Alanus lesen: dann die Sentenzen, welche unter dem Namen des Cato bekannt sind. Den Juvencus las er mit ihnen an Sonn- und Festtagen. Dann gab er ihnen ein Thema, welches sie in gebundener oder ungebundener Schreibart bearbeiten mußten. Er sang mit ihnen fleissig Hymnen und wenn gesungen war, so katechisirte er über den Inhalt und den Sinn des Liedes, damit sie sich gewöhnten, verstehen zu lernen, was sie in der Kirche mitsängen. — Kurz er suchte alles hervor, um seine Zöglinge nicht nur zu gelehrten, sondern auch zu guten Menschen zu bilden, er flößte ihnen nicht nur Geschmack und Liebe für die Wissenschaften ein, sondern er war auch darauf bedacht sie zu klugen und nützlichen Bürgern zu machen.

Man wagte es damals noch nicht Dichter in Schulen zu lesen. Sie waren in Verdacht der Ketzerey gekommen, vermuthlich weil man sie nicht verstand. Man stützte sich dabey auf ein päbstliches Verbot, welches leider wirklich vorhanden war, aber noch besser verstanden und ausgelegt wurde, als es schon an sich gemeint war. Die Schulleute hatten die trifftigsten Gründe, ausnehmend gewissenhaft über die Befolgung dieses päbstlichen Gebotes zu

hal-

halten. Die griechische Sprache hielten sie für eine gottlose Sprache. Warum? — — Es gab eine griechische und eine römische Kirche und diese verstanden sich nicht gut zusammen. — So schlossen sie und von dieser Art waren ihre Gründe. Tilemann fand daher wenig Beyfall, als er anfieng griechische und römische Schriftsteller in der Schule einzuführen. Ja seine Herrn Amtsbrüder riethen ihm wohlmeinend, von so einem irreligiösen Beginnen abzulassen. Ueberdem, sagten sie, schicke es sich nicht für einen Geistlichen, immer in so einer niedrigen Schule zu seyn, seine Würde ganz hintanzusetzen, von Kanzel und Lehrstuhl herabzusteigen zu den Schulbänken und sich da mit Kindern zu schaffen zu machen. Die Herren hatten so eigene Begriffe vom Schicklichen und Anständigen, daß man wohl in Versuchung gerathen möchte zu glauben, sie hätten selbst insgeheim griechische und römische Dichter mit Auswahl gelesen und das, was sie durch diese Lektüre profitirt, nach ihrem und ihres Zeitalters Geschmack in Ausübung gebracht. Denn wenn es darauf ankam Weiber und Jungfrauen zu verführen, Trinkgelage zu veranstalten und da um den Vorrang zu bechern, die Kutte abzuwerfen und sich in Schlupfwinkeln der verbotenen Freuden in die üppigen Tänze der liederlichen

chen Dirnen zu mischen, Erbschleicher, Speichelecker und falsche Zeugen vorzustellen, — so verriethen sie wirklich Schule und äusserten eine Bildung, die mehr zu heidnischen als zu christlichen Sitten paßte. Nach diesen Begriffen vom Schicklichen und Gehörigen mußten sie freilich den wackern Tilemann über die Achsel ansehen, welcher noch so einfältig war zu glauben, daß seine Pflicht darin bestehe, fleissig Messe zu lesen, das Volk durch zweckmässige Kanzelvorträge zu unterrichten und zu erbauen, auf gute Erziehung der Jugend hinzuarbeiten, und ohne den Schulstaub zu achten, oder nach Ehren und Geld dabey zu geizen, sich selbst zur Unterweisung und Bildung derselben herabzulassen.

Nachdem Rivius in seiner Vaterstadt den Unterricht dieses rechtschaffenen und gelehrten Mannes zur Gnüge genossen hatte, wurde er auf Anrathen desselben von seinen Eltern auf die Academie nach Kölln geschickt, wo damals Arnold von Wesel, Matthaeus Phrissemius und Johannes Caesar Philosophie und freye Künste lehrten und sowohl wegen ihres Verstandes, als ihrer Gelehrsamkeit in grosem Ruf standen. Rivius gewann bald die Gunst derselben und rühmte sie stets als uneigennützige, rechtschaffene und gefällige

Män-

Männer. Seine Freunde riethen ihm, Theologie zu studiren. Er folgte aber dem Rathe des Phrisemius und wählte Philosophie und Philologie zu seinem Hauptstudium. Vielleicht hatte er zur Rechtsgelahrheit keine Neigung und von der Theologie mochte ihn wohl das Beyspiel dieses seines Lehrers abschrecken. Dieser hatte nehmlich Theologie studirt, aber nebenbey mit grösstem Fleisse alte Sprachen und Litteratur getrieben. Nach den Begriffen, die sich die Theologen in Kölln von einem guten Christen und von einem eifrigen Theologen machten, wurde ihm das sehr verdacht und man war gar nicht geneigt, so einen gefährlichen Menschen zu befördern. Als er daher Doktor werden wollte, wurde er abgewiesen. Man erklärte: alles, was er sage, schmecke zu sehr nach heidnischen Mustern, überdies verstehe er auch gut griechisch. *) — — Phrisemius antwortete mit kühner Freymüthigkeit: ihr wollt mich nicht in eure Mitte aufnehmen, gut, so werde ich weltlich. **) Er studirte von nun an Rechtsgelahrheit und erwarb sich bald Ruhm und Ehrenstellen.

Ri-

*) Georg Fabricius im Leben des Rivius.

**) Quia a vestro Collegio excludimur, ecce convertimur ad gentes!

Rivius übernahm nun eine Lehrstelle an einer Schule zu Kölln und verwaltete sie ohngefähr drey Jahre hindurch mit vielem Beyfall. Er war sehr thätig und kannte eine gute Erziehungsmethode aus eigener Erfahrung. Ueberhaupt hatte er die meiste Neigung zum Schulmanne und obgleich, besonders damals, dieser Stand reicher an geistigen, als leiblichen Früchten war, so lies sich doch Rivius in seinem einmal begonnenen Laufe nicht irre machen, sondern gieng unverdrossen fort. Nachdem er diese Stelle aufgegeben hatte, machte er eine Reise durch die vornehmsten Städte am Obern Rheinufer, weil er gehört hatte, daß in dortigen Klosterbibliotheken viele alte und seltene Bücher anzutreffen wären und von da gieng er nach Leipzig. Dies war damals durch Richard Crocus, den Engländer, durch Georg Aubanus, Petrus Mosellanus und Vitus Werler in vorzüglichem Rufe. Als indessen Rivius hinkam, war Keiner dieser grosen Männer mehr am Leben. Er zeichnete sich bald durch seinen Kopf und seine Wissenschaften aus und wurde dadurch den dortigen gelehrtesten Personen, als Caspar Börner, Andreas Camicianus und Johann Weissenstadt bekannt. Der Rath zu Zwickau suchte grade damals durch den Senator Herrmann Mühlpfort einen geschickten Mann

für die dortige Schule, in welcher Hebräisch, Griechisch und Lateinisch gelehrt wurde. Die Gründung und Einrichtung dieses Gymnasiums rührte grösstentheils von dem damals vor Kurzem verstorbenen Erasmus Stella, Burgemeister in Zwickau her. Dieser besas in der Philosophie und alten Litteratur, insbesondere im antiquarischen Fache, in welchem er auch Verschiedenes geschrieben hatte, vortreffliche Kenntnisse und suchte sich auch unter andern dadurch als Beförderer der Gelehrsamkeit zu erweisen, daß er seine Mitbürger zu diesem löblichen Unternehmen ermunterte und sie auf alle Art dabey unterstützte. Es hatten hier schon vorzügliche Männer gearbeitet, als Rivius berufen ward — Georg Agricola, welcher von da nach Italien gegangen war, um daselbst Philosophie und Medizin zu studiren, Gregorius Holoander und Janus Cornarius, die unter den Gelehrten ihrer Zeit einen vorzüglichen Rang einnahmen. Nach Agricolas Abgang war der Direktor des Gymnasiums Leonhard Rather. Hier wurde nun also auch, durch die Fürsprache Kaspar Börners, Rivius als Lehrer angestellt. Er hatte lateinische Dichter zu erklären. Seine Kollegen waren sehr brave und gelehrte Leute. Johann Forster lehrte hebräisch und Hieronymus Noppe

gric-

griechisch. Diese beiden Männer wurden nachher berühmte und allgemein geschätzte Theologen und blieben stets ihrem ehemaligen Kollegen in Liebe und Freundschaft zugethan. Sie und Rivius waren alle drey klein von Statur. Man pflegte daher, wie Paul Gräfe erzählt, in Zwickau zu sagen, Nathers Kollegen seyen zwar klein an Körper, aber Giganten an Gelehrsamkeit. Hier heirathete Rivius im Jahr 1534 die Tochter eines angesehenen Zwickauers Peter Bärenwalds, Anna.

Nachdem er sieben Jahre hindurch in Zwickau mit vielem Nutzen gelehrt hatte, gieng er auf Veranlassung einiger Freunde, insbesondere Valentin Hertels nach Anneberg als Rektor der dasigen Schule im Jahr 1537. Sein Gehalt war hier zwar sehr gering (es betrug jährlich nicht mehr, als sechzig rheinische Gulden) — aber die vielen Schüler, welche aus benachbarten Städten zu ihm zusammenströmten und denen er Privatstunden gab, machten, daß er nicht nur gut auskommen, sondern auch sogar etwas zurücklegen konnte. Einigen Schaden hatte er indessen durch verunglückte Speculationen in Bergwerken, an welchen er Theil nahm, viel Kosten aufwendete und keine solche Ausbeute erhielt, um für die darauf verwendeten Ausgaben entschädiget zu werden. Da er hier übrigens freye Hand

hatte, so schaffte er die eingeführten, weniger zweckmäßigen Schulbücher ab und lehrte die ersten Anfangsgründe ganz einfach. Wo es geschehen konnte, setzte er die Regeln deutsch aufs deutlichste aus einander und nahm dann gute Schriftsteller, als den Terenz, Cicero, Virgil und Ovid zur Hand, um die Anwendung derselben zu zeigen. Statt jener römischen Schriftsteller hatte man zuvor Paul Niavi's Gespräche, des Lorenz Corvinus Idioma und die Gedichte Hieronymus von Padua und Mancinus Dominicus, als Quellen des ächt römischen Stils gelesen. Er war der erste unter allen dortigen Schulleuten, welcher sich darauf einließ, einzelne Wörter ihrer Entstehung und Bedeutung nach durchzunehmen, zusammengesetzte zu zergliedern und auf diese Art zu zeigen, wo sie eigentlich und schön zu gebrauchen wären. War dies geschehen, so gab er seinen Schülern Ausarbeitungen auf, worinnen er ihnen Gelegenheit verschafft hatte, Beyspiele und Nachahmungen dessen, was sie so eben gelernt hatten, anzubringen. Freilich rückte er auf diese Art in der Lektüre der alten Schriftsteller selbst, langsam vorwärts, aber mit desto gröserem Vortheil der Lernenden. Er glaubte ganz richtig, daß sein Unterricht nur dazu dienen solle, junge Leute anzuweisen, wie sie lesen sollten

und

und sie so weit zu bringen, daß sie selbst ohne fremde Beyhülfe fortkommen könnten. Er band sich daher mit der Lektüre der classischen Autoren weder an Jahre noch Monate, sondern richtete sich lediglich darin nach der Fassungskraft, dem Alter und den Fortschritten seiner Schüler. Dies hatte die Folge, daß die jungen Leute die Wissenschaften erst lieb gewinnen lernten, weil sie verstanden, was man mit ihnen trieb, weil sie ihre eigenen Fortschritte bemerkten und wußten, daß sie gründlich und genau unterrichtet würden.

Rivius erfuhr in Anneberg viel Freundschaft und Liebe. Seine vornehmsten dasigen Freunde waren Joh. Steru ein guter Dichter übrigens ein gelehrter und erfahrner Greis, welcher einige Zöglinge von Adel privatim unterrichtete, Joh. Naevius ein geschickter Arzt und sehr gebildeter artiger Mann, Christoph Ering, ein gelehrter und vorzüglich aufgeklärter Geistliche und Anton Beuther, ein rechtschaffener und angesehener Rathsherr. Diese beiden letztern braven Männer mußten nachher, weil sie sich zur protestantischen Religionspartey bekannten, auswandern. Es fehlte aber dem Rivius auch nicht an Feinden und Widersachern. Vorzüglich zu schaffen machten ihm die Priester. Diese suchten ihn bey Hof anzuschwär-

zen

zen und brachten es dahin, daß der damalige Kuhrfürst Georg eben nicht wohl auf ihn zu sprechen war. Ueberdies suchten sie auch jede Gelegenheit begierig hervor, wo sie ihn verkürzen, ihm Abbruch und Schaden zufügen konnten und diese bot sich ihnen sehr häufig dar. Der Streit kam grösstentheils von den lateinischen Hymnen her, welche in der Kirche gesungen zu werden pflegen. Sie änderten und verdrehten in diesen blos wie es ihnen einfiel, ohne alle Ueberlegung und Einsicht. So fängt sich z. B. ein Osterhymnus, welcher ehemals dem Lactantius zugeschrieben wurde, aber dem Zeugnisse alter Handschriften nach vom Honorius Fortunatus herrührt, also an: ecce renascentis testatur gratia mundi, omnia cum Domino dona rediisse suo. Sie befahlen aber dem Chore am Himmelfahrtstage zu singen: *adscendentis* statt renascentis, hernach am Pfingsttage: *mittentis* statt renascentis. Dies zeigte freilich viel Unwissenheit und Einfalt. Rivius wollte diese Veränderungen nicht gelten lassen und sagte den Schülern, sie sollten nur immer fortsingen, wie vorher. Hierüber fiengen nun die Geistlichen M. Joh. Zeidler, ein ehemaliger Kollege des berüchtigten Tetzel und dessen Adjunkt Kaspar Sager, ein Franziscaner, einen gräulichen Lerman, und einst, als die Kirche voller Menschen war, begaben sie sich

auf das Chor, überhäuften den Rivius mit den pöbelhaftesten Schimpfworten und Schmähungen und entbrachen sich nicht, ihre Hände an die daselbst zu ganz andern Zwecken versammelte Jugend zu legen und dieselbe aufs strengste zu züchtigen. Hierauf verklagten sie auch noch den Rivius in Dresden, so daß dieser dorthin reisen und sich verantworten mußte. Aus diesem Beyspiele kann man auf die Veranlassungen zu andern Zänkereien schliesen und leicht begreifen, wie übel sich Rivius unter diesen einfältigen Menschen befinden mußte. Dort war er indessen, wie wohl meistens, nicht ohne alle Schuld gewesen. Denn erstlich hatte er sich in Kirchensachen nicht zu mischen und fürs andere waren bescheidene und kalte Vorstellungen seine Sache nicht, denn einer seiner Hauptfehler war Hitze und Feuereifer. Uebrigens arbeitete er in seinen Amts- und Berufs-Geschäften mit ausserordentlicher Anstrengung und Emsigkeit. Er zog daselbst Schüler, die ihm in der Folge allesammt grose Ehre machten: Georg Fabricius, Adam Siber, Hiob Magdeburg, als Litteratoren, Christoph Scheibe, Anton Carchesius, Michael Jäger, Ambrosius Schurer, Nicolaus Reinhold, als Juristen, und Georg Pylander, Caspar Naevius, Hieronymus Oder, Jo-

hann Kenntmann, Isaac Schaller, Matthaeus Kliesing, als Mediziner. Er lies es nicht dabey bewenden, diese jungen Leute durch Unterricht und guten Rath bey ihrem Studiren zu unterstützen, sondern er erzeigte ihnen auch andere viele und grose Wohlthaten aus seinen eigenen Mitteln sowohl, als durch Empfehlung. Auch in seinen Sitten und in seinem Lebenswandel war er ihnen ein Muster vieler Tugenden, besonders der Uneigennützigkeit, Unverdrossenheit, Ordnung und Enthaltsamkeit.

Das unruhige Leben, die unablässigen Streitigkeiten und Zänkereyen, dann auch seine allzu überhäuften und beschwerlichen Geschäfte brachten ihn zu dem Entschluß einen Ort der Ruhe und Muse zu suchen, wo er mehr sich, den Seinigen und seinen Studien leben könnte. Er verkaufte daher sein Haus, welches er durch die gütige Freygebigkeit des reichen Abts von Grünhayn recht schön hatte ausbauen lassen und begab sich nach Marienberg. Diese Stadt nannte er stets den Sitz der Musen und den Wohnplatz seiner Ruhe und schrieb auch eine Schrift zu ihrem Lobe. Hier führte er zwar kein müsiges und träges Leben — denn zu diesem war er schon von Natur verdorben, aber er erhohlte sich doch von seinen vielen Arbeiten und Sor-

gen

gen, weil er hier eine weit geringere Anzahl von Schülern hatte. Und selbst diese Wenigen machten ihm noch genug zu schaffen. Eine vernünftige Aufsicht über einen Haufen junger noch ungebildeter Leute zu führen, ist noch jetzt eine Aufgabe, die viele Erzieher ihr ganzes Leben hindurch nicht auflösen lernen. Aber damals war sie noch ungleich schwieriger, weil die rohen und schlecht unterrichteten Eltern zu Hause meist wieder verdarben, was der Lehrer den jungen Gemüthern mit Eifer und Sorgfalt einzuprägen gesucht hatte. Ueberdieß hatte er noch einige seiner ehemaligen Kostgänger und Zöglinge beybehalten, die schon einige Jahre seinen Unterricht genossen und die besten Hoffnungen für sich erweckt hatten. Zufällig kam der berühmte Theologe, Kaspar Cruziger damals seiner Geschäfte wegen nach Marienberg. Dieser sprach dem Rivius sehr freundschaftlich zu und suchte ihn zu bewegen, mehr nach Gemeinnützigkeit zu streben, als blos Wenigen zu nützen. Er stellte ihm die Grösse und Wichtigkeit des Erziehungsgeschäftes vor und suchte ihm zu beweisen, wie wenig es mit seiner Pflicht übereinstimme, wenn er, ein Mann mit so seltenen Gaben und Kräften zu diesem Berufe ausgestattet, sich demselben entziehen wolle, da gerade der Nutzen des Gemeinwesens mehr als

je die Thätigkeit solcher Männer bedürfe und er noch keine gegründete Entschuldigung habe, um sich dem Dienste des allgemeinen Bestens zu entziehen. Er setzte zugleich hinzu, daß er eine Stadt wisse, die ihn sehr ehrenvoll aufnehmen und für seine Bemühungen angemessen belohnen werde. Kurz er überzeugte ihn, nahm ihn mit nach Schneeberg, und empfahl ihn dem dasigen Kreisamte und Rathe sehr angelegentlich. Diese schätzten es sich für eine Ehre und für eine grose Wohlthat für ihre Jugend, wenn sich ein Mann wie Rivius entschliesen wolle, durch seine Erfahrung und Gelehrsamkeit ihrer Stadt nutzbar zu werden. Man lies ihn durch den Amtmann Johann von Weissenbach, durch die Prediger Wolfgang Zeiner, Paul Schmidt und Ambrosius Franziscus von Rathswegen als Rektor an dasige Schule förmlich berufen und ihm auser andern beträchtlichen Vortheilen auch eine ansehnliche Besoldung versichern. Durch die Vermittlung Cruzigers nahm er denn dies Anerbieten an, ob sich ihm gleich unterdessen andere gute Aussichten eröffnet hatten. Man hatte ihn nehmlich nicht nur nach Königsberg in Preussen, sondern auch nach Bautzen haben wollen. In Schlesien erwarb sich nehmlich Valentin Trotzendorf durch seinen Unterricht so grosen

Beyfall, daß die Lausitzer eifersüchtig auf ihre Nachbarn den Rivius berufen wollten, um jenen doch auch einen grosen Mann entgegen setzen zu können. Rivius wollte aber lieber in Sachsen bleiben, in welchem er schon mehrere Jahre mit Nutzen und Beyfall gelehrt hatte.

Als Heinrich Herzog zu Sachsen vernahm, daß Rivius Marienberg verlassen und man ihn daselbst nicht zurückzuhalten versucht hatte, so ward er sehr ungehalten. Rivius hatte nehmlich zu Marienberg ohne alle weitere Besoldung blos von dem gelebt, was ihm seine auswärtigen Zöglinge, die er unterrichtete, einbrachten. Der Kuhrfürst wollte seinen jungen Prinzen August aufs beste erziehen lassen und suchte daher den Rivius nach Freiberg zu ziehen, und dies gelang ihm denn auch sehr leicht. Rivius verließ daher Schneeberg bald wieder und gieng nach Freiberg im Jahr 1537. Er hatte aber einen jungen Mann Matthias Marcus Dabercusius, welchen ihm sein ehemaliger Lehrer Tilemann empfohlen hatte, zum Erziehungsgeschäft gebildet und hielt ihn wie seinen Sohn. Diesem überlies er seine Stelle zu Schneeberg und gab ihm noch einen andern seiner Zöglinge Hieronymus Staudius als Gehülfen mit. Diese beiden Männer waren mit der Me-

thode des Rivius aus Erfahrung genau bekannt und konnten also seine Stelle zu Schneeberg einigermassen ersetzen. Die Gehülfen des Rivius am Gymnasium zu Freiberg waren: Fabricius, Adam Siber und Hiob Magdeburg, alles Schüler von ihm. Uebrigens stand die dortige Schule theils wegen des damaligen Glanzes der Stadt, theils wegen der berühmten Leute, die an ihr schon gearbeitet hatten, einem Aesticampius, Mosellanus, Richard Sbrulius und Jacob Sobius aus Kölln in vorzüglichem Rufe.

Nachdem Johann Georg von Sachsen ohne Erben verstorben war, so übernahm Heinrich die Regierung der sächsischen Lande und bediente sich der Einsicht und Wissenschaften des Rivius auf einige Zeit in Staatsangelegenheiten. Dieser riß sich also von seinen gelehrten Beschäftigungen los und widmete sich dem Dienste seines Herrn zwey Jahre hindurch. Bald aber starb Heinrich, und nun wurde dessen ältester Sohn Moritz Kuhrfürst. Er folgte dem Beyspiele seines Vaters und hielt es für sein erstes Geschäft, Kirchen und Schulen in bessern Stand zu setzen. Zu dem Ende stiftete er (1543) die beiden Fürstenschulen zu Meissen und Pforta und das Jahr darauf die dritte zu Merseburg, welche jedoch in der Folge nach Grim-

ma

ma verlegt wurde. Ob er gleich zu den beiden erstern zwey von seinem Vater Herzog Heinrich secularisirte Klöster nebst ihren Einkünften bestimmte, so bewies er doch bey Einrichtung derselben zu gelehrten Landschulen, ausnehmende Klugheit und eine fürstliche Freygebigkeit. Dem erstern dieser Gymnasien, nehmlich dem zu Meissen setzte er den Rivius als Rektor vor und machte ihn zugleich zu einem von den vier Assessoren bey dem neuerrichteten Consistorio zu Meissen, welches 1580 nach Dresden verlegt und mit dem Kirchenrathe vereinigt, 1588 wieder aufs neue zu Meissen errichtet, aber 1606 völlig abgeschafft wurde, so daß anstatt desselben das Dresdner gestiftet wurde. Diese beiden Aemter verwaltete Rivius mit Treue und Eifer bis an sein Ende. Ehe wir indessen von diesem reden, wollen wir erst noch einiges über seinen Charakter und über seine Verdienste um die Wissenschaften sagen.

Was man an ersterm am meisten zu tadeln fand, war eine gewisse Heftigkeit. Er gerieth leicht in Zorn und war dann nicht Herr über seine Zunge. Freilich äusserten sich diese Schwachheiten grösstentheils erst dann, wenn sie durch Dinge veranlaßt wurden, die bey jedem verständigen und rechtschaffenen Manne einen hohen Grad des Unwillens und

der

der Entrüstung hervorbringen müssen, besonders dann, wenn er wahrnahm, daß man wesentlich nothwendige Schuleinrichtungen verspotte und vernachlässige, oder daß man Dinge vertheidigen wolle, denen nur ein Thor oder ein Schurke das Wort reden konnte. Demohnerachtet blieb seine Hitze immer ein Fehler, welcher so eines Mannes unwürdig war und ihm oft Ursache zur Reue gab. Auf der andern Seite kam ihm aber das Feuer und die Lebhaftigkeit seines Temperaments wieder sehr zu statten. Denn er war unverdrossen thätig und stand bey seinen Untergebenen in ausserordentlichem Ansehen.

Ferner beschuldigte man ihn der Ehrsucht, weil er, von früher Jugend an im Dienste der Musen und in den Lehrsälen gelebt und demohnerachtet an Hof gegangen sey. Hier wäre nun wohl Rivius zu entschuldigen, ohne daß man nöthig hat auf das Beyspiel Plato's und Aristipps zu verweisen. Denn er blieb fürs erste nicht lange an Hof, sodann war die Veranlassung zu dieser Veränderung seiner Lebensart von Belang, und endlich ist es einem armen Schulmanne wohl nicht zu verargen, so wie man es im gemeinen Leben Keinem so leicht zu verargen pflegt, wenn er dem Brode nachgieng.

Vor-

Vorzüglich machte er sich dadurch viel Feinde, daß er bey Einführung der Reformation in Zwickau sich auf eine Art von da entfernte, die in der Heftigkeit seines Charakters lag, aber beleidigen mußte. Ganz kann man ihn hier freilich nicht entschuldigen, aber in den damaligen Umständen liegen Gründe, die uns veranlassen müssen, gelind über ihn zu urtheilen. Er war von Jugend auf im alten Glauben erzogen und hatte sich nie mit Prüfung theologischer Lehrsätze beschäftiget, wie nachher. Folglich glaubte er seiner und des Staates, welchem er diente, Religion, als ein Mann in einem öffentlichen Amte, und was noch mehr sagen will, als Erzieher, wenigstens so lange mit Treue und Eifer zugethan bleiben zu müssen, als die neuen Lehrsätze vom Staate noch nicht begünstiget und angenommen würden. Nun war er gar nicht der Mann, welcher dazu geeignet gewesen wäre, dergleichen Veränderungen wenigstens mit Ruhe und Klugheit abzuwarten. Er mußte einer Parthey beypflichten, und diese verfocht er sodann mit Eifer und Hitze. Daher ohne Zweifel sein rascher Entschluß von Zwickau lieber gar wegzugehen.

Hierzu kamen noch die Religionsunruhen, die gerade damals in Zwickau sehr viel Unordnung verursachten, und ihn, der die Sache noch nicht geprüft

prüft hatte, also nach dem Aeussern beurtheilte, eher abschrecken als anziehen mußten, sich zu der unruhigen Parthey zu schlagen. Zwickau hatte nehmlich zwey Jahre hindurch das Unglück Schwärmer zu Religionslehrern zu haben. Johann Sylvius von Eger und Thomas Münzer aus Stollberg waren diese bekannten Unruhstifter. Der erstere besas Beredsamkeit und Gelehrsamkeit. Er sagte: er sey ein Erasmianer, wollte so genannt und geehrt seyn. Der andere aber war ein Schreyer und toller Fanatiker, hatte aber bey dem gemeinen Volke vielen Beyfall. Er hatte sich einen Leinweber Nic. Storch zum würdigen Gehülfen erwählt — einen Menschen, der aus Unverschämtheit und Unwissenheit zusammengesetzt war. Aus der Hefe des Volks hatten sich diese frommen Männer zwölf Apostel und zwey und siebenzig Jünger erwählt — aber nicht um still und demüthig einherzugehen und das Evangelium auszubreiten, sondern um Rebellion und Aufruhr zu erregen und die Kriegsfahne durch Gegenden wehen zu lassen, wo Ordnung und stiller Friede geherrscht hatte. Diese saubern Leute hatten in einem gewissen Hause zu Zwickau Waffen und Kriegsgeräthe zusammengebracht und wollten den Anfang damit machen, einige ihnen vorzüglich verhaßte Personen aus dem Reiche der Lebendigen

zu

zu verbannen. Aber zum Glück entdeckte der dortige Amtmann Wolfgang von Weissenbach die Meuterey und versicherte sich sechzig aus der Gesellschaft. Der Rädelsführer Münzer entwischte und begab sich erst nach Saatz in Böhmen, sodann nach Prag, wo er zwar gefangen gesetzt wurde, aber seine Wächter betrog und in sein Vaterland, den Harz floh, wo er einige Zeit sein Wesen trieb, endlich aber als Anführer der rebellischen Bauern zu Mühlhausen seine Rolle ausspielte. Storch entkam ebenfalls — da er aber nirgends Aufnahme und Unterstützung fand, starb er elend und hülflos in einer Schenke in Baiern bey München. Sylvius hatte bey dem Pöbel wenig Eingang gefunden. Man konnte ihn nicht wohl leiden, ob er sich gleich ruhiger verhalten hatte und der Rath war froh, als er sich von Zwickau weg nach Joachimsthal in Böhmen begab. Nun wurden zwar Prediger angestellt, die von dergleichen Schwindeleyen weit entfernt waren und mit einer richtigen Lehre auch einen musterhaften und ächt christlichen Lebenswandel verbanden, (sie hiesen Nic. Hausmann von Freiberg und Paul Lindenau aus Chemnitz) — aber es dauerte noch geraume Zeit, ehe Ruhe und Ordnung vollkommen wieder hergestellt waren. In diesen Unruhen und Veränderun-

gen wußte sich Rivius nicht gleich zu fassen. Es war daher natürlich, daß er handelte, wie es ihm sein Temperament, seine Erziehung, sein Mangel an Erfahrung und Vestigkeit und seine ziemlich beschränkte Einsicht in Religionssachen eingaben. Späterhin aber, nachdem er die Sache besser geprüft und überlegt hatte, vielleicht auch durch den guten Fortgang der Wahrheit und durch Beyspiele aufgemuntert, wurde er ein desto eifrigerer Theilnehmer und Vertheidiger der Reformation. Er studirte da fleissiger die Schriften älterer und neuerer Theologen und machte sich mit der Bibel selbst bekannter. Auch bey seinem Unterrichte gebrauchte er in der Folge (wie er in einem Briefe an den Landgrafen von Hessen erzählt) heilige Schriftsteller nicht weniger, als Profanscribenten und war eifrigst darauf bedacht, seine Schüler nicht nur zu gelehrten, sondern auch zu frommen Menschen zu bilden.

Alles, was Rivius trieb, behandelte er mit Feuer und Herzlichkeit. Wen er einmal liebte und ehrte, den lobte er auch mitunter ein wenig über die Masen. Was er gern hatte und was ihm Freude machte, das wußte er aufs ausschweifendste zu erheben und anzupreisen. Uebrigens war er ein sehr bescheidner, grader, nüchterner und wahrheitsliebender Mann. Lob gieng ihm über Geld und

Gut.

Gut. Gegen Studirende war er wohlthätig und gefällig, gegen Freunde offen und liebreich, als Hausvater treu und ordnungsliebend, ein strenger Wächter über Disciplin und Schicklichkeit, im Unterrichte unverbesserlich, in Arbeiten unverdrossen und genau, ein erklärter Feind alles Aberglaubens, aller Heucheley und Lügen. Er pflegte immer zu sagen: man solle ihm wenigstens nach seinem Tode noch das Lob geben müssen, daß er in seinem Amte, so viel an ihm gewesen, allen Fehlern und Sünden, ohne Unterlaß mit Kraft, Nachdruck und Wachsamkeit Widerstand geleistet habe.

Die einzelnen zu verschiedenen Zeiten gedruckten Schriften des Rivius hat gesammelt und verbessert herausgegeben der gelehrte und um die Beförderung der Wissenschaften verdiente Johann Oporinus. Im philologischen Fache sind vorzüglich merkwürdig: Seine Anmerkungen über den Terenz und Sallust, die mit dem Texte der Autoren zugleich abgedruckt worden sind. Es erschienen bald nach einander mehrere Auflagen derselben, sogar im Auslande, als: zu Lion, Brixen, Venedig und Verona. Ein Dialog, in welchem verschiedene Stellen aus dem Cicero sowohl, als aus andern ähnlichen Autoren theils berichtiget, theils erklärt werden. Eine ausführliche Anweisung zur Beredsam-

keit, bestehend aus acht Büchern über die Grammatik, sechs über die Dialektik und vier über die Rhetorik. Dies Werk, welches sich durch Kürze, Ordnung und Deutlichkeit vorzüglich empfahl, machte unter allen damals erschienenen Schriften über philosophische Gegenstände das meiste Aufsehen und fand wegen seiner Genauigkeit und Brauchbarkeit ausnehmenden Beyfall. Seine theologischen Schriften sind: 1.) De instaurata doctrina ecclesiastica. 2.) De conscientia bonae mentis. 3.) De spectris seu superstitione vetere. 4.) De abusibus ecclesiasticis. 5.) De mysterio redemtionis humanae. 6.) De religione. 7) De vero amore erga Deum. 8.) De fiducia salutis propter Christum. 9.) De titulo crucis Christi. 10.) De lucta christiana. 11.) De consolandis aegrotantibus. 12.) De vita et moribus Christianorum. 13.) De officio pastorali. 14.) De praesidio angelico. 15.) De stultitia mortalium in corrigenda vita. 16.) De perpetuo in terris gaudio piorum. 17.) De felicitate saeculi nostri. 18.) De sponsalibus sine approbatione parentum. 19.) Epistolae de rebus Theologicis. 20.) Commentariolus in Psalmum 34.

Schon aus der beträchtlichen Anzahl dieser Schriften (mehrere derselben bestehen aus mehreren

einzelnen Büchern) kann man auf den außerordentlichen Fleiß und die Thätigkeit des Mannes schliesen. Die Verschiedenheit der Materien, die gute Auswahl, die gründliche Behandlung derselben, zeugen nicht nur von der ausgebreiteten Gelehrsamkeit, sondern auch eben so sehr von dem grosen Genie des Verfassers. Er hatte noch verschiedene Arbeiten unter der Feder, als: De disciplina ecclesiastica et civili. De abusu libertatis christianae. De veterum erroribus in citandis sacrae scripturae locis — aber diese blieben unvollendet, weil er während der Arbeit starb. Er hat die meisten seiner Schriften Fürsten und Grosen dedizirt. Als man ihn einst um die Ursache fragte, antwortete er: „erstlich erfordert dies die schuldige Ehrerbietung, sodann brauchen diese Personen am meisten „gelehrten und klugen Rath in ihren wichtigen, beschwerlichen und so ganz von einander verschiedenen Geschäften.“

Mit einigen Päbstlichgesinnten hielt er noch lange Freundschaft fort, weil er hoffte, sie würden sich auch noch auf seinen Weg schlagen. Er schonte auch ihrer bey theologischen Streitigkeiten und nannte sie wenigstens nicht bey Namen, wenn er sie auch anfocht, wie z. B. den Joh. Cochläus in den Briefen de re sacramentaria. Da er aber sah,

daß

daß dies nichts half, so that er auf ihre Freundschaft Verzicht. Er verehrte diejenigen ausnehmend, welche auf Sittlichkeit, auf Wohlanständigkeit, Bescheidenheit und auf ein Betragen in Lehren und Schriften drangen, welches der Würde eines evangelischen Gottesgelehrten gemäs sey, besonders da zu Anfang der Reformation viele der guten Sache durch Ungestüm, Unvorsichtigkeit und Mißbrauch der christlichen Freiheit so sehr geschadet hatten. Diejenigen aber, welche unter dem Deckmantel des Eifers für Wahrheit die Lehre vom Glauben an Christum und vom Verdienst desselben verdunkeln oder verstümmeln wollten, verfolgte er mit Haß. Unter diese gehörte vorzüglich der schon oben angeführte Sylvius und Georg Witzel, den er in seinen Schriften nur Bezel nennt. Dem erstern warf er vor, er sey ein Schlemmer und gehe der Küche und dem Keller des Abts zu Chemnitz nach, und dem andern, er lasse sich durch das Geld und die Versprechungen des Abts zu Fulda blenden. Einer seiner heftigsten Gegner war auch Jacob Schenk, dem er jedoch stets muthig und tapfer Widerstand leistete.

Als im Jahre 1552 in Sachsen gefährliche epidemische Krankheiten wütheten, wurde auch das Haus des Rivius ein Leichenhaus. Sein Sohn

Paul

Paulus, ein hoffnungsvoller junger Mensch, eine seiner Enkelinnen, die Tochter seiner ältesten Tochter, zwey Mägde und endlich selbst seine Gattin, ein braves treues Weib wurden Opfer des Todes. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr der Verlust der theuersten und liebsten Personen einen Mann wie Rivius angreifen mußte, den ohnehin alles so leicht rührte. Er besas am Elbufer ohngefähr eine Stunde weit von Meissen ein Gütchen. Hieher begab er sich mit seiner übrigen Familie. Allein am 28 Dec. fühlte Rivius die Anfälle eines heftigen Fiebers. Sein Körper wurde abwechselnd von Frost und Hitze auf das grausamste erschüttert. Auf den Paroxysmus folgte äusserste Entkräftung und Irreden. Man sprach ihm hohen und vesten Muth zu. Er antwortete: „Mein Herr Jesus Christus thue mit mir nach seinem Willen.“ Am zweyten Tage der Krankheit kam sein Schwiegersohn Alexius Prätorius. Ihre Unterredungen betrafen die Hinfälligkeit und Kürze des menschlichen Lebens, das Glück und die Seeligkeit einer bevorstehenden bessern Zukunft und die Gesinnungen, mit welchen man dieser entgegen gehen müsse. Er fand viel Aufheiterung und Erquickung in diesen Gesprächen. Ueber die heftigen Anfälle der Krankheit klagte er weniger, als über einen brennenden

Durst,

Durst, der ihn Tag und Nacht unabläſſig quälte, und welchem durch kein Arzneymittel abgeholfen werden konnte. Am vierten Tage waren an dem einen Arm einige ſchwarze Flecken ſichtbar. Als er dieſe erblickte, ſagte er: nun wiſſe er, daß ihm ſeine letzte Stunde nahe bevorſtehe. Sein Sohn bat ihn, alle Hoffnung auf Gott und Chriſtum zu ſetzen. Er, der für uns alle geſtorben und wieder erſtanden ſey, werde auch ihn nicht verlaſſen. Er antwortete mit Heiterkeit und Gelaſſenheit: „Mein „Sohn, ich habe mir dieſen Troſtgrund „längſt zu Gemüthe geführt, und die „Vorbereitung auf meine letzten Augen„blicke nicht aufgeſchoben. Ich weiß ge„wiß, Gott wird mich gern zu Gnaden „annehmen, durch Chriſtum. Er wird „mir auch in meiner Todesſtunde die Ge„genwart ſeines heiligen Geiſtes nicht „entziehen.“ Er ſagte hierauf die Stelle aus dem Johannes, wo Chriſtus ſpricht: Ich bin die Auferſtehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird nicht ſterben, und ſtürbe er auch, ſo wird er doch leben, und fügte dann im Gebet hinzu: „Gott der un„endlichen Barmherzigkeit, erbarme dich „auch meiner durch das Verdienſt dei-

nes

„nes Sohnes Jesus Christus! Nimm „hinweg von mir auch meine verborge„nen Sünden. Schaffe in mir ein neues „Herz und nimm deinen heiligen Geist „nicht von mir. Verleihe mir Kraft „und Stärke!“

Nach einer kleinen Weile betete er halbleise und andächtig den Kirchengesang:

Veni sancte spiritus
Et emitte coelitus
Lucis tuae radium.
Consolator optime
Dulcis hospes animae,
Dulce refrigerium:
Sine tuo Numine,
Nihil est in homine,
Nihil est innoxium.
Da salutis exitum,
Da perenne gaudium!

Er wendete sich hierauf an die Umstehenden und sagte: „Euch alle empfehle ich Gott!“ Dann hob er die Hände empor und sprach: „Jesu Christe, Sohn des ewigen Gottes, „in deine Hände befehle ich meinen „Geist!“ — —

Es brach über den ganzen Körper ein heftiger Schweiß aus. Er klagte über grose Heftigkeit der Krankheit und über Angst. Bald aber nahm der Anfall ab und es stellte sich ein starker Frost ein. Nun setzte er sich im Bette auf, zog die Füse zusammen und sprach mit gefalteten Händen: „Gütigster Gott! laß, ach laß mich nicht „länger in diesem Leben! Beschleunige „mein Ende! Du bist mein Retter in „der Noth."

Mit diesen Worten entschlummerte er sanft am ersten Jenner 1553.

Man begrub ihn ausser der Stadt vor dem Lommatscher Thore auf den Kirchhof zu St. Wolfgang. Er hatte einen Bruder Peter, welcher ein angesehener Kaufmann in Kölln war. Er hinterlies zwey Söhne Johann und Hieronymus, beides Magister und Männer von Gelehrsamkeit und Verstand, und drey Töchter, die alle glücklich verheyrathet waren. Sein Nachfolger war Georg Fabricius, welcher das Andenken seines verewigten Lehrers durch dessen Lebensbeschreibung zu erhalten gesucht hat.

Xystus Betuleius.

Xystus Betuleius insgemein Birk wurde gebohren zu Augsburg im Jahr 1500 in einem Zeitalter

-- -- -- cum sine honore jacerent
Optima, barbarieque horrerent omnia prisca.

Seine Jugendzeit verlebte er in seiner Vaterstadt und unter der Erlernung der Anfangsgründe der schönen Wissenschaften. Nachdem er in denselben nach den Begriffen der damaligen Zeit einige Fortschritte gemacht hatte, kam er nach Basel. Hier legte er sich mit Eifer und Fleiß auf die gelehrten Studien und erwarb sich durch seine ausgezeichneten Talente und Kenntnisse den Namen eines geschickten Gelehrten, so wie durch seine untadelhafte und anständige Aufführung das Lob der Sittsamkeit und wahren Lebensart. Diese Verdienste machten, daß man ihm mit allgemeinen Beyfall die Magisterwürde übertrug.

Bald nachher setzte ihn der Rath zu Basel als Lehrer an eine dortige gelehrte Schule, mit welchem

chem Posten die Universität in Kurzem eine Professur verband. Beide Stellen verwaltete er so, daß seine Gelehrsamkeit, sein Fleiß und seine unermüdete Thätigkeit nichts zu wünschen übrig liesen. Da er grose Neigung zur Dichtkunst in sich verspürte, so schrieb er einige Komödien betittelt: Susanna, Judith, Joseph und führte sie auch auf. Diese und seine übrigen Bemühungen um Gelehrsamkeit und schöne Wissenschaften machten ihn berühmt. Man berief ihn in seine Vaterstadt zurück und gab ihm an der dortigen Schule eine Lehrstelle, mit welcher eine anständige Besoldung verbunden war.

Er verwaltete dies Amt sechzehn Jahre hindurch mit Beyfall und grosem Nutzen und bewies sich auch durch seine Schriften als einen thätigen Beförderer der Wissenschaften. Sein Kollege am Gymnasium zu Augsburg war Andreas Diether, ein geschickter und fleissiger Mann. Betuleius hatte das Glück, vorzüglich gute und dankbare Schüler zu ziehen. Mehrere Männer, die in der Folge den ersten Rang unter den Gelehrten ihres Vateriandes behaupteten, z. B. Wolfgang Musculus, und Willhelm Xylander, bezeugten auch öffentlich vor der Welt, daß sie ihm, seinem Unterrichte und Beyspiele alles zu danken

hät:

hätten. Sehr ehrenvoll ist z. B. das Zeugniß, welches ihm Xylander giebt:

Tu me susceptum primus puerilibus annis
Informas pietate, decoris moribus ornas:
Prima docesque elementa rudem, tu prima futuris
Fundamenta locas studiis, tu primus honestis
Artibus imbutum, Latium linguaeque Pelasgae
Pulcrum idioma doces: tu primus deinde sacratas
Bellerophontaei deducis fontis ad undas:
Tu Maecenates, qui nostra incepta foverent,
Concilias, tutumque iter ad sublimia monstras.

Er schrieb nicht allein Komödien und Drama's, sondern auch mehrere Werke, die in das Gebiet der Theologie und Philologie gehören, als: *Symphonia in Novum Testamentum Graecum: Annotationes et collationes in Carmina Sibyllina, in Lactantium, commentarii in libros Ciceronis de Officiis, De amicitia, De senectute, in Paradoxa, in libros de natura Deorum* u. a. m.

Nachdem er sein Lehramt geraume Zeit und mit vielem Glück verwaltet und sich schon die Annäherung des Alters in manchen Uebeln und Unpäßlichkeiten zeigte, so setzte ihn der Rath zu Augsburg mit einer Pension zur Ruhe

— rude donavit, veterani militis instar,
Sat promeritum de se testatus; wie Xylander sagt.

Die:

Dieser rechtschaffene und um wahre wissenschaftliche Cultur sehr verdiente Mann starb zu Augsburg am 19 Juni 1554 alt vier und funfzig Jahre und beinahe vier Monate. Zwey seiner Schüler Johann Baptista und Paul Heinzel zween Brüder und Augsburger, wollten ihre Dankbarkeit für das, was sie ihrem Lehrer schuldig zu seyn glaubten, öffentlich an den Tag legen. Sie veranstalteten ihm ein prächtiges Leichenbegängniß und liesen ihm ein Monument setzen mit folgender Inschrift:

Christo sacrum
Qui locus insigni vidit cum laude docentem
Xystum Betulejum: nunc tegit ossa viri.
Ingenium, mores, doctrinam, scripta per orbem
Cognita testantur: Spiritus astra tenet.
Ille quidem luctum patriae doctisque bonisque
Liquit: at haud similem liquit in orbe sui.

vixit annos LIV *Menses* III *Dies* XXVI. *Gymnasio Augustano praefuit annos* XVI. *Obiit autem* XIII *Cal. Julii Anno* M. D. LIV. *Joannes Baptista et Paulus Heinzelii, Fratres Germani, Praeceptori bene merito F. C.*

Willhelm Xylander (Holzmann) ehrte den Verstorbenen durch eine Trauerode, welche lesenswerth ist, nicht allein wegen ihrer Schönheit als

Ge-

Gedicht, sondern auch wegen der Wahrheit, Wärme und Herzlichkeit, die darin ausgedrückt ist. Er schildert die Bescheidenheit, die anspruchslose Thätigkeit, Gefälligkeit, Häuslichkeit und Nüchternheit des Verewigten, kurz, aber eindringender, als sie der beredetste und zierlichste Lobredner hätte preisen können.

Olympia Fulvia Morata.

Olympia war in ihrem Zeitalter durch Verstand, Witz, Gelehrsamkeit und Tugend die Bewunderung Europens, der Stolz der Wissenschaften und die Zierde ihres Geschlechts. Diese Vorzüge verschaffen ihr in der Mitte, der besten, verdienstvollesten und berühmtesten Männer jenes Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz. Sie war zwar keine gebohrne Deutsche, aber sie war die Gattin eines Deutschen, lebte von ihrer Verheyrathung an in Deutschland und starb auch da.

Sie wurde nehmlich im Jahr 1526 zu Ferrara in Italien gebohren. Ihr Vater Fulvius Moratus von Mantua war ein gelehrter und rechtschaffener Mann. Nachdem er in den ersten

Städ-

Städten Italiens mit Ruhm alte Sprachen und schöne Wissenschaften gelehrt, machte ihn Alfonsus Herzog von Ferrara zum Erzieher seiner beiden jüngern Prinzen. Olympia zeigte früh ausserordentliche Anlagen und viel Lust zu den Wissenschaften. Der Vater unterrichtete sie daher und ertheilte ihr eine ganz gelehrte Bildung. In Kurzem hatte sie in diesen Studien solche Fortschritte gemacht, daß sie die Bewunderung ganz Italiens erregte. Der Erbprinz von Ferrara Hercules, lies seiner Prinzessin gleichen Unterricht von dem berühmten Johann Sinapius ertheilen und damit diese doch bey ihren gelehrten Beschäftigungen eine Genossin hätte, deren Beyspiel ihr zu einer rühmlichen Nacheiferung erwecklich wäre, so gerieth die Mutter auf den Einfall, die geschickte und artige Olympia an Hof zu ziehen.

Hier verlebte sie denn einige sehr glückliche Jahre. In der Blüthe ihrer Jugend, an einem feinen gebildeten Hofe, wo man jedem ihrer Wünsche zuvorzukommen suchte, überhäuft von den Ehrenbezeugungen, Lobsprüchen und Schmeicheleyen der würdigsten und gelehrtesten Personen, in Verhältnissen, wo sie ihre Wißbegierde und ihr Interesse an höhern Kenntnissen aufs beste befriedigen konnte, in den erfreulichsten Aussichten für die Zukunft —

wie

wie hätte sie da nicht glücklich seyn sollen? Hier hörten sie die Italiener, lateinische Gedichte und Reden recitiren, griechisch sprechen, Vorlesungen über classische Schriftsteller halten, auf jede vorgelegte Frage witzige, gelehrte und gründliche Erklärungen geben und über jede gegebene Materie beredt und einsichtsvoll Auskunft ertheilen. Aller Mund war voll von dem Lobe der gelehrten und verständigen Olympia — alle wollten sich selbst von den glänzenden Eigenschaften überzeugen, die man an ihr rühmte und alle kehrten mit der Versicherung zurück, daß ihre Erwartung weit übertroffen worden sey und daß Italien frohlocken könne, ein Weib zu besitzen, welches den gepriesensten und gelehrtesten Weibern des Alterthums verdiene an die Seite gesetzt zu werden.

Ein trauriger Zufall unterbrach jedoch den Genuß ihres Glücks. Ihr Vater verfiel nehmlich in eine tödliche Krankheit. Itzt vergaß das brave Mädchen aller rauschenden Freuden und alles Glanzes des Hofes und eilte zurück zu den bekümmerten Ihrigen an das Krankenbette ihres geliebten Vaters. Von dem Augenblicke an wich sie nicht von seiner Seite. Hätten die seligsten Gefühle noch etwas zu seiner Genesung beytragen können, so hätte ihm schon der Anblick einer solchen Tochter, die mit der

zärtlichsten Sorgfalt itzt für ihn wachte und arbeitete, neues Leben einflösen müssen. Allein sein unvermeidliches Schicksal riß ihn dahin. Er starb und hinterlies eine Frau mit fünf unversorgten Kindern.

Ihre Mutter war kränklich und sie war die älteste Tochter. Der Hof stand ihr noch offen. Sie hätte ihre vorige glänzende Laufbahn von neuem betreten und sich und allen den Ihrigen ein sorgenfreyes und bequemes Leben bereiten können. Aber sie kannte ihre Bestimmung und Pflicht als Weib und als Tochter. Der Pflege ihrer kränklichen Mutter und der Erziehung ihrer kleinen Geschwister widmete sie sich von nun an ganz. In häusliche Stille zurückgezogen, unbemerkt und geräuschlos lebte sie lediglich der süsen Sorge, durch Arbeitsamkeit und Thätigkeit drückenden Mangel und Kummer von den Ihrigen abzuwenden.

So viel Verdienst und Tugend konnte unmöglich lange unbemerkt bleiben. Andreas Gründler ein junger Deutscher studirte damals grade in Ferrara Medizin. Er war ein angenehmer Mann von liebenswürdigen Eigenschaften des Verstandes und Herzens und von ausgebreiteten Kenntnissen in den alten Sprachen und schönen Wissenschaften sowohl, als in seinem Hauptfache. Dieser hatte

Olympien schon lange bewundert und geliebt. Itzt hatte er die Doktorwürde erlangt und war im Begriff in sein Vaterland zurückzukehren. Dies und ihre verwaiste Lage gaben ihm den Muth sich ihr zu nahen, sie von seiner Leidenschaft zu unterrichten und sie um ihre Hand zu bitten. Sie gab ihm keine abschlägige Antwort und bald waren sie ein glückliches Paar.

Froh und zufrieden lebten sie itzt im süsen Genuß einer erwünschten Verbindung. Beides Personen von Geist und Bildung, von einerley Neigung und Geschmack, waren sie sich selbst genug und sahen getrost in eine heitere Zukunft. Freilich ahndeten sie in so einer glücklichen Gegenwart nicht, daß schon das Mißgeschick seinen Arm wider sie aufhob, um die Blüthe aller ihrer Freuden darnieder zu schlagen. Von nun an war ihr ganzes Leben nichts weiter mehr als eine Tragödie aus in einander verschlungenen unaufhörlichen Gefahren, Mühseligkeiten und Bekümmernissen. Olympia hatte durch ihre Verbindung mit einem Ausländer den Haß ihrer Verwandten und die Ungnade der herzoglichen Familie auf sich gezogen und nach dem Tode ihres Vaters war Niemand mehr, der sie dort vertrat. Für sie und ihren Mann war also in Italien nichts zu hoffen. Sie entschlossen sich daher

nach Deutschland in die Vaterstadt Gründlers, Schweinfurth zu gehen. Hier kamen sie auch ohne weitere gefährliche Abentheuer an und anfangs schien alles ganz gut gehen zu wollen. Olympia benutzte die kurze Ruhezeit, welche ihnen hier vergönnt war dazu fleissig Theologie zu studiren. In Italien war ihr das aus mancherley Ursachen nicht möglich gewesen und die Lektüre neuerer theologischer Schriften war ihr ganz vorenthalten. Nun aber klärten sich ihre Einsichten in Religionssachen und Glaubenslehren in Kurzem ausserordentlich auf. Sie gieng nebst ihrem Gatten zur Reformation über. Ihr Verstand und ihr Herz fand in dem neuen Glaubenssystem weit mehr Nahrung und Beruhigung und sie lies es von der Zeit an eine ihrer liebsten Nebenbeschäftigungen seyn, sich in diesen Gegenständen immer genauer zu unterrichten und sie immer fleissiger zu prüfen.

Drey erwachsene Schwestern hatte sie zu Ferrara bey ihrer Mutter zurückgelassen. Aber ihren kleinen achtjährigen Bruder Emil hatte sie mit sich nach Deutschland genommen, wo sie ihn selbst im Griechischen und Lateinischen Unterricht gab. Beinahe hätte dieser Kleine gleich nach ihrer Ankunft in Deutschland sein Grab gefunden, wenn ihn nicht die Vorsehung auf eine so sichtbare Weise vor Un-

fall bewahrt hätte. Er stattete nehmlich mit seiner Schwester einen Besuch bey dem ehemaligen Lehrer derselben Sinapius, welcher itzt in Deutschland lebte, ab. Das Haus, in welchem dieser wohnte, stand auf einem Felsen und aus den Fenstern sah man grad unter sich in eine jähe Tiefe voll Klippen und Gestein hinab. Durch einen Zufall hatte der Knabe das Unglück aus einem Fenster zu fallen und in den Abgrund hinab zu stürzen. Jedermann glaubte, sein Körper würde an den herausragenden spitzigen Klippen noch während des Falls zerborsten und sein Leichnam blos in zerstreuten Ueberbleibseln zu finden seyn. Aber die Engel hatten ihren Lieben auf ihren Händen getragen und ihn bewahrt, daß er sich an keinen Stein stosen konnte. Niemand wollte der erste seyn und es wagen hinabzublicken, um das Schicksal des Unglücklichen zu entdecken. Man faßte endlich Muth. Man wollte dem ersten scheuen Blick nicht trauen — aber bald überzeugte man sich mit Erstaunen und Frohlocken, daß sich der Gefallene unten schon wieder aufgerafft habe und herumsuche, um einen Ausweg zu finden, der ihn wieder hinaufhelfen könne. Er hatte keine Verwundung, ja nicht einmal eine Quetschung davon getragen. —,—

Durch die damaligen Kriegsunruhen wurde auch Schweinfurth vielen Widerwärtigkeiten und Bedrängnissen ausgesetzt (im Jahr 1553). Der Marggraf von Brandenburg Albrecht hatte es mit einer beträchtlichen Anzahl Truppen besetzt, wurde aber von den wider ihn verbündeten Mächten eingeschlossen und lange Zeit belagert. Tag und Nacht hindurch flogen Kugeln und Bomben und versetzten die arme Stadt und deren Einwohner in die gröste Gefahr. Vierzehn angstvolle Monate währte die Belagerung. Unaufhörliche Drangsale, Furcht und Noth machten jeden Tag dem andern gleich. Endlich stieg die Verzweiflung aufs höchste. Eine schreckliche Seuche fieng an zu wüthen. Niemand war, den sie nicht wenigstens aufs Krankenlager darnieder geworfen hätte. Ein groser Theil der Besatzung und die Hälfte von den Einwohnern der Stadt wurde ihr Raub. Auch den Gatten der Olympia ergriff sie. In Kurzem war er ohne Hoffnung mehr. Auf dem Punkte, die liebste Person, die sie auf Erden hatte und mit ihr alle Stütze in ihrer hülflosen Lage zu verlieren, als Fremdlingin, als Frau von so viel Delicatesse, Weichheit und feiner Bildung, in einem von wilden Kriegeshorden verheerten Lande, ohne Freunde und Verbindungen, ohne Vermögen, ohne alle

Aus-

Aussicht, in einer belagerten Stadt, unter Verzweifelten, Kranken, Sterbenden und Leichnamen — — wäre ihr itzt der Tod eine erwünschte Wohlthat gewesen.

Das unerbittliche Schicksal selbst schien gegen die Bekümmerte Mitleid zu fühlen. Der Todesengel führte ihren Gatten von den Pforten des Grabes wieder zurück ihr in die Arme.

Wie oft, wird man denken, wird sie sich itzt wieder in ihr Vaterland, in ihre ehemalige glückliche Lage, in ihre glänzenden Verbindungen zurückgesehnt — wie oft wird sie es bereut haben, daß sie sich einer Neigung überließ, die sie um Glück, Freunde und Aussichten brachte und in Gefahren, Leiden und Sorgen verwickelte! -- -- -- Diese verständige und fromme Frau betrachtete ihre Lage von ganz andern Seiten. Sie fand, daß sie ihr Vortheile zu danken habe, deren Werth alle erlittene Drangsale und Leiden weit übersteige. Wir wollen sie selbst sich darüber erklären hören. Sie schreibt um diese Zeit an ihre ehemalige Mitschülerin, Herzogin von Guise, geb. Prinzessin von Ferrara folgendes:

„Ich kann Ihnen nicht sagen, Gnädige Frau,
„wie sehr sich mein ganzes Wesen verändert hat,
„seitdem mich die besondere Güte der Vorsicht aus

„Ita-

„Italien von dem Bilderdienste weggeführt und „mit meinem Manne hieher nach Deutschland ge„bracht hat. Meine Neigungen und meine Wün„sche haben eine ganz andere Richtung erhalten. „Sonst war meine Verehrung der Religion und „religiöser Kenntnisse sehr eingeschränkt, itzt sind sie „mein einziges Ergötzen. Mein ganzes Bestre„ben, mein Thun, meine Sorgen, mein ganzes „Wesen beschäftigt sich nur immer mit ihnen. „In dem mannichfachen Ungemach, welches „mich bisher betraf, waren die Tröstungen der „Religion meine einzige Stütze, die mich noch auf„recht erhielt. Sie lies mich meine ehemalige glück„liche Lage sehr leicht vergessen, ja ich achtete es „nicht einmal der Mühe werth nur auf sie zurück„zublicken. Sie ist auch die Ursache, warum ich „lieber hier jeden Tod erdulden, als anderwärts „alle Vergnügungen der Welt geniesen möchte. „Sonst pflegte ich diese so hoch zu achten! Itzt „sind sie und Ehre, Glück und Reichthum nichts „in meinen Augen. Ich schätze sie nicht höher, als „es mir die Pflicht gebeut.“ .. .. ..

Nach Verfluß von vierzehn angstvollen Monaten hoffte endlich die arme Stadt Erlösung von ihren bisherigen Drangsalen. Der Marggraf faßte

nehm-

nehmlich den Entschluß künftige Nacht die Stadt mit seinem Heere zu verlassen.

Es geschah auch. Aber den Morgen darauf drangen die Belagerer mit fürchterlicher Wuth in die Stadt, plünderten sie aus und steckten sie an.

Schon waren die Strasen mit Rauch und Flammen erfüllt. Drunter tönte das Geschrey und Toben der Krieger, das Geheul und Winseln der Niedergemetzelten, der Gemißhandelten, der Weiber und Kinder. — — —

Zitternd und im panischen Schrecken stürzte Olympia mit ihrem Gatten aus dem schon brennenden Hause. Wohin itzt durch Flammen und Tod, die um sie herum wütheten? Woher Hülfe und Rettung? — — — Eine Kirche erblickten sie noch in der Ferne frey und unversehrt stehen. Dahin wollten sie eilen.

Ein fremder Soldat kommt ihnen in den Weg. Es war ein Mensch. „Aus der Stadt!“ ruft er den Fliehenden zu — „wenn ihr nicht unter Schutt „und Asche begraben seyn wollt. Weiter ist keine „Rettung!“ Damit eilt er vorbey.

Sie gehorchen. Ihr Weg führt sie über den Markt. Eine Schaar Soldaten umringt sie und gebeut ihnen unter den fürchterlichsten Drohungen stille zu stehen. Man durchsucht sie mit unanstän-

di-

diger Brutalität, beraubt sie der wenigen Kostbarkeiten, die sie aus den Flammen gerettet hatten und nachdem man ihnen auch die Kleider, bis auf das letzte Gewand zur Bedeckung ihrer Blöse abgezogen läßt man sie ziehen.

Ihr Schutzengel geleitet sie endlich durch die drohenden Gefahren bis vors Thor. Hier standen sie nun, beraubt und entblößt von allen, auch den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, auch nicht einen Heller mehr im Vermögen.

Sie verweilten ein wenig um Besinnung und Kräfte zu sammeln. Der Gatte suchte der Erschöpften und Geängsteten Muth einzusprechen und sie über das Geschehene zu trösten. Sie umarmte ihn und sagte mit Heiterkeit: „Ich habe ja Dich „noch!“

Indem kam eine neue Rotte Krieger daher. Man eilte den bebenden Fliehenden nach. Man ergriff den Mann, fesselte ihn und schleppte ihn fort. Die trostlose Verlassene warf sich zu den Füsen der Feinde und flehte sie unter Schluchzen und einer Fluth von Thränen an, ihr eher den Tod zu geben, als sie von diesem Manne zu trennen. Die Barbaren stiesen sie unter Fluchen und Hohngelächter von sich und eilten mit dem Gefangenen von dannen.

Sie sah ihm mit Blicken der Verzweiflung nach. Endlich sank sie vor Ermattung zu Boden. Sie konnte nicht mehr weinen. In stumpfe Fühllosigkeit versunken dachte sie nichts als einen inbrünstigen Wunsch — den baldigen Tod. — —

Es wurde nach und nach wieder heller in ihrer Seele. Ihre Besinnung kam zurück und der erquickende Trost der Religion gab ihr Muth und Kraft zum Gebet.

Die Vorsicht erhörte es. — Plötzlich stand ihr Mann vor ihr. Durch einen glücklichen Zufall war er den Feinden entkommen und ihr nachgeeilt.

Nach einigen wonnevollen Augenblicken eilten sie weiter. Sie schlugen den ersten besten Weg ein. Er führte nach Hammelburg, einer Stadt drey Meilen von Schweinfurt. Olympia war so erschöpft, daß sie die Stadt kaum erreichen konnten. Es hatten sich auf dem Wege noch mehrere Flüchtlinge zu ihnen gesellt, die gleiches Schicksal mit ihnen erfahren hatten.

Endlich kam das Häuflein Unglücklicher bis an die Stadt, eher einer Zigeunerhorde ähnlich, als Menschen, die je die Vortheile des Wohlstandes und der Kultur genossen hätten. Olympia schien ihrem elenden Aufzuge nach die Königin aller Bettlerinnen. Mit blosen Füsen, zerstreueten Haaren, in

einen

einem alten zerrissenen und zerlumpten Rock, den sie noch dazu einer ihrer Begleiterinnen, einer armen Frau abgeborgt hatte, schlich sie an der Hand ihres Mannes einher und konnte sich kaum mehr auf den Beinen erhalten. Blos die Hoffnung, in der Stadt einige Erquickung und Labsal zu finden, hatte sie noch so weit gebracht.

Aber als sie sich dem Thore nähern wollten, verwehrte man ihnen den Eingang. Man hatte den Einwohnern verboten, Flüchtlinge aus Schweinfurth aufzunehmen. Dahin schien nun alles — Olympien drohete eine Ohnmacht. Sie war dem Tode näher als dem Leben.

Ihr Gatte schilderte dem Hauptmanne der Thorwache den trostlosen und hülfsbedürftigen Zustand seiner unglücklichen Gesellschaft aufs lebhafteste und eindringendste. Er flehete demüthig um Mitleid und Erbarmen. Er zeigte ihm sein halbtodes Weib und beschwur ihn, nicht zum Mörder an dieser Elenden zu werden, die ohne baldige Hülfe und Erquickung ohne Rettung verlohren sey.

Der Hauptmann konnte den Gefühlen der Menschlichkeit nicht widerstehen. Er verstattete ihnen den Eingang — jedoch bedeutete er sie, daß ihr Aufenthalt nicht länger, als ein paar Tage dauern könne. Er setze sich schon itzt durch Un-

gehorsam gegen den geschärften Befehl seines Herren groser Gefahr aus und könne nicht mehr thun, ohne selbst in unvermeidliches Unglück zu gerathen.

Olympia fand die Aufnahme einer — Bettlerin. Die Einwohner wagten nichts für die Unglücklichen zu thun, weil sie fürchteten, dadurch scharfe Ahndungen ihrer Obrigkeit zu veranlassen. Gleich nach ihrem Eintritte in ein Haus, sank Olympie auf das Krankenbette in ein gefährliches Fieber.

An Arzneymittel, sorgsame Wartung und Pflege war nicht zu denken. Selbst das nothwendigste — Ruhe ward ihr versagt. Es liefen strengere Befehle von der Obrigkeit ein, keine Flüchtlinge zu beherbergen. Die Einwohner fiengen an gegen die wenigen Ankömmlinge zu murren und ihnen selbst das Obdach zu versagen — man drohete, sie aus der Stadt zu werfen, wenn sie nicht gutwillig gehen würden — kurz am vierten Tage waren sie wieder hinausgestosen und allem Jammer Preiß gegeben.

Olympia würde es für eine grose Wohlthat gehalten haben, wenn sie nur ein Obdach gehabt hätte. Das Fieber tobte mit immer zunehmender Heftigkeit in ihr. Sie war so schwach, daß sie allem Anscheine nach unter den vielen Strapatzen erliegen

mußte. Ihr Gatte sprach ihr Trost und Muth ein — mit der Miene eines Verzweifelnden. Er sah sie leiden mit Empfindungen, die schmerzhafter waren, als jeder Tod.

Ihr Weg führte sie durch ein Fuldaisches Städtchen. Am Thore wurden sie angehalten. Der Hauptmann ein rauher Mann, fragte: wer sie seyen und woher sie kämen? Auf ihre Antwort erwiederte er: er habe vom Abte Befehl, alle Flüchtlinge aus Schweinfurth hinrichten zu lassen, und hiermit lies er den Gatten Olympiens binden, um ihn in Kerker zu bringen und nach kurzem Verzug den schrecklichen Befehl an ihm vollstrecken zu lassen.

Thränen, Bitten, Vorstellungen und Flehen, und was noch mehr als alles dies zur Erbarmung hätte bewegen müssen, der Anblick der Hülflosen — alles war vergeblich, den neuen Schlag des grausamen Mißgeschicks abzuwenden. Olympie nahm endlich ihre letzten Kräfte zusammen und suchte aufs rührendste blos um die einzige Wohlthat an, ihren Mann in Kerker begleiten und sein Schicksal mit ihm theilen zu dürfen. Diese traurige Wohlthat wurde ihr gewährt.

Als sie in diesen Gemächern des Unglücks angekommen waren, setzte sich D. Gründler sogleich

hin

hin und machte ein Schreiben an den Abt, worin er die Grausamkeit des Verfahrens seiner Untergebenen gegen ihn einen Gelehrten, der sich nie in die politischen Händel seiner Vaterstadt gemengt und weiter kein Verbrechen begangen habe, als daß er seiner besten Ueberzeugung in Religionsmeinungen gefolgt sey, auf das lebhafteste und rührendste darstellt und demüthig bittet, ihm Leben und Freyheit wieder zu geben.

Eine geraume Zeit verstreicht den Gefangenen in einem steten Wechsel von Todesfurcht und von Hoffnung. Das Tagebuch ihrer Gefangenschaft kann man leicht selbst entwerfen. Ein krankes Weib, dem die Mißhandlungen des Unglücks nichts übrig gelassen hatten, als einige schwach glimmende Funken von Leben — ein von Kummer und Leid niedergebeugter an dem Abgrunde der Verzweiflung stehender Gatte — besas dies elende Paar nicht schon viel, wenn es nur noch den Muth hatte zu hoffen? Und was konnte es hoffen? — —

Endlich erscheint Nachricht vom Abt. Er giebt ihnen Leben und Freiheit zurück, aber sie müssen sich schleunig entfernen. Dies giebt den Niedergeschlagenen neue Kräfte. Sie vergessen Ungemach, Krankheit und Noth und eilen davon.

Wirklich schien das Unglück selbst seine Kräfte an den Verfolgten erschöpft zu haben. Ein mildes Gestirn gieng nun über ihnen auf. Die Vorsicht wollte ihr Vertrauen belohnen und führte sie zu Menschen.

Sie kamen zu den Grafen von Reineck und Ehrbach. Dies waren edle, vortreffliche Menschen, die um der Religion willen schon oft Leben, Vermögen und Rang aufs Spiel gesetzt hatten. Sie nahmen die Flüchtlinge gütig auf, kleideten und erquickten sie und wendeten mit herzlicher Theilnahme und Liebe alles an, um sie zu trösten und ihnen Muth einzuflösen. Olympie zeigte bald ohnerachtet ihres hülflosen Zustandes, welcher Rang ihrem Geiste gebühre. Die Gemahlin eines dieser Grafen, eine gebohrne Pfalzgräfin aus einem der ersten Häuser konnte dem seltenen Weib, dessen Verstand, Herzen und religiöser Gesinnung, die gröste Verehrung und Achtung nicht versagen. Sie vergas alles, wozu sie ein blindes Glück und das Herkommen über Andere erhoben hatte und huldigte ihr wie einer Heiligen. Sie pflegte, wartete und bediente sie mit eignen Händen — ihr ganzes Benehmen gegen sie zeigte eine Mischung von Liebe, Hochachtung und Mitleid.

Lan-

Lange konnte und wollte jedoch Gründler hier mit seiner Gattin nicht verweilen, so sehr es auch ihre Gesundheitsumstände nöthig gemacht hätten, denn das Fieber wollte noch immer nicht weichen. Aber theils befürchtete er durch einen längern Aufenthalt denen, die ihn so gütig aufgenommen und so viel an ihm gethan hatten, Ahndung von den Feinden zuzuziehen, theils sehnte er sich selbst nach einem ruhigern Aufenthalte und nach gewissen heiterern Aussichten in die Zukunft, theils hoffte er auch von einem eigenen sicheren Wohnplatz das Beste für die Gesundheit seiner Gattin. Er entschloß sich nach Heidelberg zu gehen, wo Gelehrte immer am ersten gute Aufnahme und Versorgung fanden. Sie schieden also unter den herzlichsten Dankesbezeugungen und den heissesten Segenswünschen von ihren Wohlthätern. Die Gräfin machte Olympien beym Abschiede noch ein Geschenk von ausnehmend hohen Werth und als sie schon abgereist waren, schickte ihnen ein benachbarter Edelmann, den sie nicht einmal den Namen nach gekannt hatten, noch eine ansehnliche Summe Geld zum Geschenk nach.

Durch das Mitleid und die Freygebigkeit dieser Edlen mit den nothwendigsten Bedürfnissen unterstützt, legten sie ihre Reise in Kurzem zurück und kamen glücklich in Heidelberg an. Gründler fand

bald seine Hoffnungen gerechtfertiget. Er wurde wohl aufgenommen und als öffentlicher Professor der Medizin (im Jahre 1554) angestellt. Der Kuhrfürst hatte mit dieser Stelle eine Besoldung verbunden, die sie aller Nahrungssorgen überhob.

So lachte ihnen itzt wieder die Sonne des Glücks und der Freude und ihr bisheriges Ungeschick selbst schien nur dazu gedient zu haben, ihr Glück zu befördern. Sicherheit, Ruhe, Wohlstand und Ehre, Dinge, deren Verlust sie vor Kurzem noch so sehr beweint hatten, schienen ihnen wieder besser werden zu wollen, als je vorher. Aber es waren blos noch die letzten Sonnenblicke vor dem nahenden Ungewitter. Das Schicksal wollte an diesem unglücklichen Paar sein Trauerspiel vollenden — es geleitete sie zurück in einen Augarten des Lebens, lies sie mit Blumen und Blüthen spielen und riß sie dann plötzlich hinweg an den schrecklich gähnenden Abgrund, der sie verschlingen sollte.

Kaum fieng Olympia zu Heidelberg an wieder ein wenig aufzuleben, so meldete sich ihre Krankheit mit neuer Heftigkeit. Ein heftiges Fieber wüthete ohne Unterlaß in ihr. Empfindliche Schmerzen in allen Gliedern nahmen ihr gänzlich Ruhe und Schlaf. Körper und Kräfte verminderten sich zusehends. Hierzu gesellte sich ein Husten, der sie

Tag

Tag und Nacht abmattete. In wenig Tagen befand sie sich ohne Hoffnung und ihrem Ende nahe. Drangsale, Kummer und Angst hatten sie unfähig gemacht, eine so schwere Krankheit zu überstehen. Die Geschichte ihrer letzten Stunden ist die Lobrede auf ihr Leben. Ihr Gatte selbst hat uns in einem Briefe an einen Freund (Coelius Secundus Curio) die Erzählung derselben aufbehalten. Ich lasse ihn selbst reden:

„Sie starb so, daß man deutlich sah, wie sehr „sie ihr Ende wünsche, und welche Freude sie habe, „um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, daß dasselbe nahe sey. Man sah es ihr an, sie wußte und „glaubte es vest, daß ihr auf dies Leben voll unaufhörlichem Leiden und Ungemach eine Ewigkeit von „Wonne bevorstehe. Kurz ehe sie verschied, erwachte sie aus einem Schlummer. Ueber ihr ganzes „Gesicht war eine unbeschreibliche Anmuth und ein „holdes Lächeln verbreitet. Ich näherte mich ihr „und fragte nach der Ursache dieser Heiterkeit. Ich „sah, antwortete sie, so eben im Schlaf einen Platz „so schön so herrlich erleuchtet — mehr konnte sie „vor Schwäche nicht sagen. Nun sprach ich, sey „Du nur gutes Muthes, meine Liebe, in diesem „herrlichen Lichte wirst du wohnen. Lächelnd und „freundlich nickte sie mit dem Kopfe Bejahung, und

„nach einer kleinen Weile sagte sie: Ach! ich bin so „froh! — Dies waren ihre letzten Worte — außer, „als ihre Augen schon brachen, sagte sie noch: „Euch kann ich kaum noch erkennen, aber alles an„dere scheint mir voll von den schönsten Blumen. — „Von nun an sprach sie nichts weiter. Denn bald „nachher verfiel sie in einen sehr süsen Schlummer, „aus welchem sie nicht wieder erwachte."

„Mehrere Tage vor ihrem Ende äusserte sie, sie „habe keinen Wunsch weiter als aufgelöst zu werden „und bey Christo zu seyn, und diesen Wunsch that „sie mit einer solchen Herzlichkeit und Innigkeit, daß „man deutlich sah, er kam aus ihrer Seele. So oft „es ihr die Heftigkeit ihrer Krankheit erlaubte zu re„den, ergoß sie sich in den dankbarsten Ausdrücken „über die Wohlthaten und grosen Beweise der Gna„de, wodurch sich Jesus an ihr verherrlichet. Er „habe sie durch die Erkenntniß seines Wortes er„leuchtet — habe ihren Sinn von allen Eitelkeiten „und Freuden dieser Erde abgezogen — habe die „Sehnsucht nach jenem bessern Leben in ihr entzün„det — und dabey nannte sie sich voll Zutrauen „eine Tochter Gottes."

„Sie konnte nichts weniger ertragen, als wenn „man, um sie zu trösten zu ihr sagte, sie werde ge„wiß wieder gesund werden. Sie sagte: sie wisse,

„Gott

„Gott habe ihr einen kurzen Lebenslauf vorgeschrie-
„ben, aber voll schwerer Leiden, Bekümmernisse
„und Mühseeligkeiten. Wenn sie daher am Ende
„sey, so begehre sie nicht wieder umzukehren. Ein
„rechtschaffener Freund fragte sie gegen das Ende ih-
„res Lebens: ob ihre Seele vielleicht noch irgend
„eine Sorge, oder ein Kummer beschwere? Sie
„antwortete: Seit ganzen sieben Jahren habe ich
„viele und schwere Prüfungen erfahren. Sie
„haben mich vom wahren Glauben nicht abwendig
„machen können. Itzt aber scheint der böse Feind
„seinen Köcher gegen mich geleert zu haben, denn
„er hört auf mich zu bestürmen. Was meine Seele
„empfindet, ist nichts als die höchste Ruhe und der
„Friede Christi. -- -- --

„Doch ich würde nicht fertig werden, wenn ich
„alle die Aeuserungen hererzählen wollte, welche
„wir, die wir bis zu ihrem letzten Athemzuge um
„sie waren, von ihr vernahmen. Sie haben un-
„sere höchste Bewunderung rege gemacht und uns
„erbauet. Alles, was sie sagte und that, war hei-
„lig, fromm, voll Standhaftigkeit, Muth und
„Vestigkeit. Sie starb am 24 October früh um
„vier Uhr, noch nicht neun und zwanzig Jahr alt.
„Unsere Ehe dauerte nicht volle fünf Jahre. Sie
„war die reinste, beste Seele. Ihre Sitten streng

„und untadelhaft. Solch ein Weib sah ich nie „weiter.“

So weit ihr Gatte. Er folgte seiner geliebten Olympie bald nach. Sie, er und ihr Bruder Emil liegen alle in einem Grabe zu Heidelberg in der St. Peterskirche. Ein Freund des Hauses stiftete ihr ein Grabmahl mit der Inschrift:

Olympiae Fulviae Moratae
Forma quondam mulieri
ingenio homine majori
animo, quo solo Christum
caperet, sperneret mundum
totum. Basil. Joan. Herold.
Civi coelesti p.
Vixit annos XXIX
Vicit M. D. LV. mense Octobri.
Triumphat in aeternum. *)

Aus den Schriften und Briefen der Olympia.

*) d. h. Olympia Fulvia Morata

Dem Körper nach, ein Weib, dem Geiste nach ein Wesen höherer Art, ein Sinn nur für Christum, voll Verachtung der ganzen Welt — eine Himmelsbürgerin.

Sie lebte 29 Jahre — überwand 1555 im Monat Oct.

Nun triumphirt sie in Ewigkeit.

Valentin Friedland Troßendorf

wurde gebohren im Jahr 1490 in der Niederlausnitz in dem Städtchen Friedland, welches ihm auch den Beynamen gab. Sein Vater Bernhard Friedland, ein rechtschaffener Mann, war daselbst ein Bauer.

Dieser Mann dachte sehr religiös und war dem damaligen Aberglauben mit der grösten Ehrfurcht ergeben. Er machte daher den Mönchen in Görlitz, welches nur zwey Stunden von seinem Wohnort entfernt ist, sehr fleissig seinen Besuch und diese unterliesen nicht ihn zu erwiedern. Sie pflegten zugleich das, was sie in der umliegenden Gegend zusammen gebettelt hatten, in sein Haus zusammen zu tragen und aufzuheben. Wenn er dann in die Stadt fuhr, so nahm er es mit. Bey solchen Touren pflegte ihn sein kleiner Sohn sehr oft zu begleiten. War es das einnehmende Aeußere desselben, oder andere Ursachen und Wahrnehmungen — kurz die Mönche sprachen dem Vater und der Mutter zu, sie sollten den Jungen in die Schule schicken und ihm gelehrten Unterricht ertheilen lassen.

Die Eltern folgten, dem Rath und übergaben ihn dem Rektor der Stadtschule. Würklich schien dem Knaben auch damit gedient zu seyn. Er wollte bey allen Dingen Bewandniß und Ursache wissen, er gieng gern mit Büchern um und zeigte überhaupt viel Wißbegierde und Fassungskraft.

Aber kaum hatte er Buchstaben kennen und verbinden gelernt, so machte er sich auf einmal wieder auf den Weg und gieng zurück nach Hause. Entweder schmeckte ihm die Schulzucht nicht, oder sein Vater, dem der Feldbau mehr am Herzen lag, als sein Sohn, mochte ihn brauchen und es ihm selbst unter den Fus gegeben haben, sich wieder davon zu machen — kurz, Valentin war wieder da.

Die Mutter war über seine unverhoffte Ankunft sehr ungehalten. Nach den Begriffen der damaligen Zeit, glaubte sie eine Gebenedeite zu seyn, wenn sie einen Pfaffen oder Mönch gebohren hätte. Die Mönche hatten ihr versichert, der Sohn gebe Hoffnung. Dies war genug, um sie dahin zu bringen, eher das Aeusserste zu wagen, als ihn von der Schule abziehen zu lassen. Demohnerachtet wollte sie ihren Mann doch nicht wider sich aufbringen, denn dieser würde sich übel gebärdet haben, wenn der Knabe von der Feldarbeit weg wieder in die Stadt gegangen wäre. Seine Aecker und sein Vieh

gien-

giengen ihm über Frau, Sohn, Pfaffen, Gelehrsamkeit und Künste. In dieser Verlegenheit wendete sie sich an die beiden hochgelahrten Männer des Dorfs, den Pfarrer und den Schulzen und bat diese, doch ein Paar Stunden an ihren Jungen zu wenden und ihn ein wenig zu unterrichten. Der erstere könne ihn ja Buchstaben mahlen und schreiben lehren und der andere seine schon erworbenen Kenntnisse im Buchstabiren und Lesen bis zur Vollkommenheit ausbilden. Beide unterzogen sich dem wichtigen Geschäft.

So wie es um die beiden Lehrer Valentins stehen mochte, so war auch der Zustand seines gelehrten Apparats. Bis zum Papier brachte er es nie, als bis er schon als ein Stern der Gelehrsamkeit an seinem Horizonte glänzte. Er studirte recht idyllenmäsig. Seine Schreibmaterialien bestanden aus der innern Rinde der Birken — dies war das Papier — ein Gänsekiel, wie er vom Vieh kam, und etwas Ofenrus machten das Uebrige aus.

Zwey Jahre brachte er bey seinen gründlichen und erfahrnen Lehrern zu und arbeitete unablässig. Aber nach und nach wurde er doch älter, sein Verstand wurde thätiger, er sah und begriff den Nutzen und die Anwendung der einzelnen Buchstaben besser und urtheilte, daß sie doch einen höhern Zweck haben

möch-

möchten, als blos um gelernt zu werden. Mit diesen zunehmenden Einsichten faßte er zugleich ein sehr natürliches Mißtrauen gegen die Kenntnisse und Lehrmethode seiner Instruktoren. Zugleich überfiel ihn eine ausserordentliche Sehnsucht weiter zu gehen und mehr zu lernen. Seine Mutter unterlies nicht diese Begierde immer mehr in ihm anzufachen. Endlich brachten sie es durch vereinte Bemühungen so weit, daß er das Landleben aufgeben, zurück in die Stadt gehen, und sich da den Wissenschaften widmen durfte.

Seine Mutter begleitete ihn unter viel Ermahnungen und Thränen und beschwur ihn, von seinem jetzigen Vorhaben nicht wieder abzulassen. Valentin marschirte immer still vor sich weg, prägte sich aber die Worte seiner Mutter tief ein. Beym Scheiden sagte sie noch einmal mit Schluchzen: „Lieber Sohn, bleib bey der „Schule!“ Diese Rede blieb vest und unauslöschlich in seine Seele geschrieben. Er erzählte oft, daß er sie als eine Vorbedeutung betrachtet und von seiner künftigen Lebensart ausgelegt habe. Er glaubte von nun an, er sey zum Schulmanne bestimmt und arbeitete auf diese Bestimmung auch blos und allein hin: Ja, wenn er selbst in der Folge von einem Schulamte weg in eine glänzende-

re

re und bequemere Stelle versetzt werden sollte — wie er denn oft zu den einträglichsten Kirchenstellen berufen ward — so schlug er doch solche Anerbietungen jedesmal kurz aus, weil er dem Gelübde seiner Mutter Folge leisten zu müssen glaubte. Im Grunde war dies nichts weiter, als ein wenig Aberglaube — aber ein sehr nützlicher Aberglaube, welchem die Wissenschaften ausserordentlich viel zu verdanken haben.

Er kehrte also zu seinen Studien zurück und lag ihnen mit einer solchen Anstrengung aller Seelenkräfte und mit einem so unermüdeten Fleisse ob, daß er binnen wenigen Jahren alle seine ältern Mitschüler weit übersprang und die grösten Hoffnungen von sich rege machte. Sein Lehrer war Alexander Cuspinianus, welcher nachher zur evangelischen Religion übertrat und einer der ersten und thätigsten war, welcher die Schlesischen Kirchen vom päbstlichen Unrathe säuberten.

Im Jahr 1513 im drey und zwanzigsten seines Lebens verlohr Trotzendorf seine Eltern. Er verkaufte nun seine Erbschaft und begab sich nach Leipzig. Sein reifer Verstand und seine richtige Beurtheilung liesen ihn bald einsehen, wozu er die meiste Anlage besitze und welchen Studien er sich vorzüglich zu widmen habe. Die Barbarey in alten Spra-

chen und in der Philosophie, wie er sie in Klöstern kennen gelernt hatte, verachtete er von ganzer Seele. Er war überzeugt, daß er ohne die gründliche Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache in keiner andern Wissenschaft bedeutende Fortschritte machen könne. Er wählte sich daher den berühmten Peter Mosellan und Richard Crocus vor allen andern vorzüglich zu Lehrern aus. Von Mosellan rühmte man, daß er ein vortrefflicher Lateiner und von Crocus, daß er ein eben so guter Grieche sey, denn er war es, der das Studium der griechischen Litteratur im Grunde zuerst in Sachsen eingeführt und durch seinen Unterricht in Aufnahme gebracht hatte. Länger als zwey Jahre hindurch benutzte Trotzendorf diese beiden Männer mit dem grösten Fleise. Durch ihren Unterricht und durch ihre Anweisung wurde er in den Stand gesetzt, die besten classischen Schriftsteller in beiden Sprachen lesen und verstehen zu lernen. Sie gaben ihm auch zweckmäsige Uebungen an die Hand sich in Schreiben und Sprechen zu vervollkommnen — kurz sie machten sich durch Dienstfertigkeit und Gefälligkeit ihrem fähigen Schüler so verbindlich, daß er ihrer nie anders, als in Ausdrücken der grösten Dankbarkeit und Verehrung Erwähnung that.

Nach:

Nachdem Trotzendorf zu Leipzig Magister geworden war, wurde er als Lehrer an die Schule zu Görlitz berufen. Er war zwar hier der unterste Schulkollege, aber durch seine gründliche und geschmackvolle Gelehrsamkeit gelangte er in Kurzem zu solch einem Ansehen, daß sich der Rektor und die übrigen Lehrer keine Schande daraus machten, die Anfangsgründe der griechischen Sprache bey ihm zu erlernen und lateinische Schriftsteller mit seiner Beyhülfe zu lesen. Auf diese Art giengen Lehrer und Schüler zugleich bey ihm in die Schule. Er erklärte seinen Kollegen die Bücher des Cicero de officiis und die Abhandlung des Plutarch über die Erziehung der Kinder. Auch auswärtige Schulleute ehrten ihn hoch und zogen ihn bei der Reinigung und Verbesserung des Schulwesens zu Rathe. Man fand in Schlesien immer mehr Geschmack an den humanistischen Wissenschaften und einer gründlichen Bearbeitung derselben, seitdem der Contrast zwischen der bisherigen Barbarey in Wissenschaften und Gelehrsamkeit und zwischen der wahren Kultur so auffallend und einleuchtend zu werden anfing. Schulleute, die im alten Schlendrian bejahrt und grau geworden waren, wachten plözlich wie aus einem Winterschlafe auf und wurden aus Schaam, aus Eitelkeit, aus Nachahmungssucht — Eckel vor

dem

dem scholastischen Wuste und eine lobenswürdige Wißbegierde, waren wohl nur selten die Triebfedern — um desto eifrigere und thätigere Theilnehmer und Beförderer der wohlthätigen Aufklärung. Grose und sichere Schritte zu machen, dazu waren sie noch nicht geübt genug, der Weg, den sie verfolgen wollten, war ihnen neu und der Horizont vom Nebel umdüstert. Ein gefälliger, erfahrner Führer wurde ihnen hier Bedürfniß und nothwendige Bedingung zur Erfüllung ihrer Hofnungen und Wünsche. Daß sie in dieser Rücksicht vom jungen Trotzendorf alles erwarten konnten, dazu fanden sie sich durch sichere Nachrichten und Schlüsse befugt. Sie wagten Versuche und die Gefälligkeit, Dienstfertigkeit und Nutzbarkeit des gelehrten Jünglings überzeugte sie aufs angenehmste von der Richtigkeit ihrer vorgefaßten günstigen Meinung.

In diesen Verhältnissen, so ehrenvoll sie für ihn und so nutzbar sie für seine Freunde geworden waren, behagte es Trotzendorfen nicht lange. Er hatte ein Aemtchen, das sich in der Arbeit und Sorge, die es erforderte, mit vielen grosen Aemtern messen konnte, aber dem Range, welchen es gewährte und seinen Einkünften nach immer nur ein geringes Aemtchen blieb. Man schämte sich aus Noth gedrungen nicht, sich von ihm belehren und unterich-

ten

ten zu lassen. Aber die Ehre, daß der unterste Schulkollege Rektores und Vorgesezte wie Schulknaben konnte bei sich lateinisch exponiren und griechisch buchstabieren lassen und daß ein Jüngling Greise informirte — das war eine Belohnung, die den armen Opfern der Barbarey und Unwissenheit ohnehin Seufzer und Schaam genug kostete — sie meinten also, er könne sich damit wohl begnügen. Ueberdieß lernte Trotzendorf, jemehr er fort studirte und lehrte auch einsehen, wo es ihm noch vorzüglich fehle und er mußte um so mehr wünschen, seine Wißbegierde vollkommner befriedigen zu können, da der gute Fortgang, welchen seine frühern Bemühungen im Felde der Litteratur gehabt hatten, und der Ehrgeiz, der durch den allgemeinen Beyfall in ihm entflammt worden war, ihn unablässig anfeuerten nach dem höchst möglichen Rufe einer grosen und ausgebreiteten Verdienstlichkeit zu streben. Damals konnte man sich noch nicht durch zweckmäsige Schriften selbst unterrichten. — Brauchbare Führer und Rathgeber waren nur selten in der Nähe. Es stellten sich dem Jünger im Studium der wahren und eleganten Gelehrsamkeit allenthalben Hindernisse entgegen, die oft unübersteiglich blieben und manches Genie für immer zurückwarfen. Nur durch eine genaue Bekanntschaft mit dem damaligen

Zeit:

Zeitalter, durch eine aufmerksame Betrachtung des Zustandes, in welchem sich die Wissenschaften auf dem dürren, unwirthbaren, unbebauten Boden des Aberglaubens, der Schwärmerey und Rohheit befanden, und durch eine thätige lebhafte Phantasie wird man in den Stand gesezt, die Grösse jener Hindernisse zu begreifen und den Muth derjenigen zu würdigen, die die ächten Quellen des wahren Wissens entdeckten, von dem Schutt und Schmutz, der sie verstopfte, reinigten und für den Liebhaber zugänglicher machten.

Trotzendorf hatte doppelten Muth nöthig, um auf dem einmal eingeschlagenen Wege fortzugehen, denn seine eingeschränkten ökonomischen Umstände reichten kaum zur Befriedigung seiner äussern Bedürfnisse hin. Aber sein Enthusiasmus für Wissenschaften und Litteratur war so gros, daß er alles darüber vergas. Lange hatte es nur an einer Veranlassung gefehlt, um ihn zu dem Entschluß zu bringen noch einmal auf eine Universität zu gehen und sich da zu vervollkommnen. Endlich fand sich auch diese. Luthers Angriff auf den unverschämten Ablaßkram hatte die Aufmerksamkeit der ganzen christlichen Welt rege gemacht. Jedermann bewunderte den freyen kühnen Mann. Trotzendorf brannte vor Begierde den grosen Geist näher kennen

zu

zu lernen. Und da die Befriedigung derselben auch seinem schon so lange gehegten Lieblingswunsch erfüllte, so trat er plötzlich von seiner Stelle ab und begab sich (ums Jahr 1518) auf die Universität nach Wittenberg.

Hier lernte er zufällig einen getauften Juden aus Spanien, Namens Hadrian kennen, der in Wittenberg den hebräischen Sprachmeister machte. Trotzendorf wollte auch gerne von ihm lernen, da ihm aber seine Vermögensumstände nicht erlaubten das gewöhnliche Honorarium zu entrichten, so verdingte er sich als Bedienten bei ihm und setzte als Lohn die Erlaubniß vest, seinen Lehrstunden beywohnen zu dürfen. In Kurzem hatte er solche Fortschritte gemacht, daß er zur grösten Verwunderung Aller die Psalmen in der Ursprache las, verstand und erklärte, ohne irgend einer Beyhülfe dazu nöthig zu haben.

Fünf Jahre verweilte er zu Wittenberg und gab während dieser Zeit einen treuen und anhänglichen Schüler Luthers und Melanchthons ab. Melanchthon war vorzüglich das Muster aller Erudition und geistigen Vollkommenheiten für ihn. An ihn schmiegte er sich am meisten, seine Winke waren für ihn Befehle und seine Reden Orakelsprüche. In seinem Studium konnte er auch in der That

nirgends einen bessern Rathgeber finden. Der faßliche, lichte und reichhaltige Vortrag Melanchthons war, so lange er lebte und lehrte, das Ziel seiner Nachahmung. Die Aengstlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit welcher er die Fustapfen seines Lehrers betrat, gieng so weit, daß er es nicht dabei bewenden lies, den Sinn der Vorträge Melanchthons gefaßt zu haben, sondern daß er auch die eigenen Worte desselben tief in sein Gedächtniß einprägte. Bis in sein spätes Alter lehrte er daher auch, was Melanchthon gelehrt hatte, mit den eignen Worten desselben, und er glaubte ein strafwürdiges Vergehen begangen zu haben, wenn er nur um ein Haar breit von dieser einmal gewählten Richtschnur abwiche. Er gestand zum öftern: die süseste Belohnung für seine Arbeit sey die Zufriedenheit Melanchthons mit derselben. Und würdige sie dieser irgend einer Verbesserung, dann fange er erst an sie selbst zu schätzen.

Die letztern Jahre, welche er auf der Universität zubrachte, wurden für ihn die angenehmsten, besonders da er ohne Nahrungssorgen leben konnte. Er gab nehmlich Privatstunden, die ihm sehr gut bezahlt wurden. Man strebte allgemein nach bessern und gründlichern Kenntnissen und doch fehlte es noch sehr an Leuten, die fähig gewesen wären,

dieselben zu lehren. Wahre Gelehrte und Beförderer der litterarischen Kultur wurden daher sehr hochgeschätzt und mit Geld und Geschenken überhäuft, wenn sie sich dazu verstanden Unterricht zu geben. Unter den alten lateinischen Schriftstellern war Cicero sein Liebling. Auf das Studium und die Bearbeitung desselben verwendete er vorzüglich Fleiß und Mühe und über ihn las er auch. Den Theologen unter seinen Zuhörern erklärte er die Paulinischen Briefe, nicht der Sprache, sondern des Inhalts wegen. Er hatte die Theologie ganz nach der Maasgabe und dem Rathe seiner Lehrer Luthers und Melanchthons — folglich aus den Quellen studirt. Eine gereinigte auf den wahren Grundsätzen beruhende Exegese, Kirchen- und Dogmengeschichte betrachtete er mit Recht als die ersten Hülfsmittel zur wahren theologischen Gelehrsamkeit und Aufklärung. Von dieser Zeit an hörte er auch nicht auf das Studium der Gottesgelahrheit zu einer seiner Hauptbeschäftigungen zu machen.

Nach einem fünfjährigen Aufenthalte auf der Academie zu Wittenberg bot sich der Verdienstlichkeit unseres Trotzendorf ein weiterer Wirkungskreis dar. Es hatte nehmlich kurz zuvor zu Goldberg in Niederschlesien Herzog Friedrich der Zweyte zu Liegnitz (1523) ein Gymnasium angelegt,

welches jedoch nach Abgang des gelehrten Hieronymus Wildenberger*) (er starb in Preusen in einem Alter von beinahe hundert Jahren) stark in Verfall gerathen war. Georg Helmerich, der bey den Bemühungen für die Wiederherstellung des Gymnasiums viel Gelehrsamkeit und Klugheit bewies, brachte es durch seinen vielvermögenden Rath dahin, daß Trotzendorf an diese Schule berufen ward, um sie wieder empor zu bringen, welcher Einladung er denn auch Folge leistete.

Die Veränderungen und Verbesserungen im dortigen Schulwesen brachten aber, wenigstens nicht so bald, die Früchte, welche man sich davon versprochen hatte. Die vorhandene geringe Anzahl von Schülern wollte sich nicht vermehren, und die vorgenommenen Veränderungen hatten noch zu wenig Ansehen, Beyfall und Ruf vor sich, um viel junge Leute hin zu ziehen. Die Ursache lag sehr deutlich in den Bewegungen, welche die Reformation in religiösen Meinungen und Gebräuchen veranlaßt hatte — welche Bewegungen denn der Natur

*) Ludovici (in der Schulhistorie I, 119.) hat es unterlassen ihn in der Zahl der Lehrer am Goldberger Gymnasium mit aufzuführen.

tur dessen, was sie erregt hatte, zu Folge auf die Schulen zunächst und eben nicht vortheilhaft wirken mußte. Der Kollege Trotzendorfs entschloß sich daher kurz, schüttelte den Schulstaub ab und ward Jurist. Trotzendorf aber machte sich andere Beschäftigungen, Er disputirte, commentirte und verglich sich mit seinen Freunden über Religions- und Reformations-Angelegenheiten.

Wer damals disputirlustig war, fand häufige und erwünschte Gelegenheit seinen Hang zu befriedigen. Die Kampfplätze der Gelehrten tönten unaufhörlich wieder vom Geschrey streitender Partheyen — denn Aberglaube, Trägheit und Unwissenheit bequemten sich sehr schwer dazu die Plätze zu räumen, die die Blüthe ihres Ansehens bisher mehr beschützt hatten, als Gränzvesten die Sicherheit der Länder. So eine schöne Periode für Colloquia, Disputationen, Convente, Strafpredigten, grosen und kleinen gelehrten Krieg dürfte wohl sobald nicht wieder kommen! In jedem Orte von einigem Belang, auf Universitäten aber von Rechtswegen, widersetzte sich eine grösere oder geringere Parthey den Bestreitern des Herkommens und verjährter Mißbräuche, den Rebellen gegen den Fürsten der Finsterniß und dessen Vasallen. Auch in Breßlau gährte es und endlich formirten sich

zwey Partheyen, die einander alsbald sehr heftig angriffen. Doktor Johann Heß, Lehrer der Theologie zu Breßlau lies es auf eine Disputation zwischen ihm und seinen Gegnern, den Pfaffen und Mönchen ankommen, an deren Spitze ein gewisser Doktor Spor stand, glaubte es aber seiner Bescheidenheit und der Wichtigkeit der Sache schuldig zu seyn, sich aus seinen gelehrten Freunden einige Secundanten zur Seite zu stellen. Darunter war nun vor allen Trotzendorf der erste. Denn dieser war als ein rüstiger und wohlerfahrner Kämpe weit und breit bekannt. Schade war es nur, daß ihm bey diesem Streite blos eine subordinirte Rolle zu Theil ward. Heß hatte unter seine Freunde die biblischen Bücher, natürlich nach der damals allgemein gewöhnlichen lateinischen Version, vertheilt, um Rede und Antwort zu geben, wenns auf Citate ankam. Trotzendorf aber sas da in der Würde eines Linguisten, in den Händen das hebräische und griechische Testament, um Orakelsprüche zu thun, wenn der Grundtext ins Spiel gezogen wurde. Leider kam da, so sehr er vor Begierde brannte, mit ins Feuer geführt zu werden, die Reihe nur selten an ihn. Er kehrte sich indeß daran nicht, sondern nahm zuweilen, auch ohne ausdrückliche Ordre, zum grosen Mißvergnügen der Gegenparthey

einen

einen scharfzugespitzten Pfeil aus seinem Köcher und sendete ihn, meistens mit erwünschtem Erfolge, zu den Feinden.

Bald erhielt er jedoch die günstigste Gelegenheit, sich weidlich auf dem gelehrten Kampfplatze herum zu tummeln. Kaspar Schwenkfeld und einige Andere hatten nehmlich bey Einführung der Reformation den Saamen zu allerley schwärmerischen und schädlichen Irrthümern, besonders zu Liegnitz ausgestreut und fanden bald Anhänger. In kurzer Zeit verbreitete sich diese fanatische Seuche nicht allein in Schweden und in Schlesien, sondern auch in vielen andern Gegenden Deutschlands. Der Herzog zu Liegnitz selbst war dem Unwesen nicht abgeneigt. Trotzendorf war der erste, der sich dem überhand nehmenden Fanatismus muthig entgegen warf und ihn einige Zeit hindurch ganz allein auf das heftigste bekämpfte. Als ein erfahrner Streiter suchte er dem Feinde vor Allen die Hülfe und Unterstützung von außen abzuschneiden. Er setzte daher dem Herzog in Privatunterredungen durch die deutlichsten Aussprüche der Schrift so sehr zu, daß dieser nach langer Gegenwehr wenigstens etwas nachgab. Sodann war er zunächst auf gute Bundsgenossen bedacht. Er wußte daher den Herzog zu vermögen, daß einige Wittenberger Theologen un-

ter dem Vorwande der Gründung einer neuen Universität berufen wurden, um die Einigkeit in Religionsmeinungen wieder herstellen zu helfen. Diese erschienen denn auch und an ihrer Spitze befanden sich Männer, die im allgemeinen Rufe einer grosen Gelehrsamkeit standen, wie z. B. Cordatus, Bernhard Ziegler, ein trefflicher Orientale, und andere mehr. Ums Jahr 1527 kam es endlich zu einem Colloquium zwischen beiden Partheyen. Hier machte denn die rechtgläubige Mission bald die Erfahrung, daß es den Schwärmern weniger um Wahrheit, als um die hartnäckige Behauptung ihrer einmal vorgefaßten Meinungen zu thun sey. Die Stifter des Unwesens sowohl, als die Beschützer desselben wiesen alle Vorstellungen, Gründe und Beweise mit blinder Hitze von sich und gaben sehr deutlich zu verstehen, daß alle die wohlgemeinten Bemühungen ihren Sinn zu ändern ohne Zweifel von geringem Erfolge seyn würden. Ohnerachtet dieses eben nicht aufmunternden Trostes, fuhr Trotzendorf doch mit unermüdetem Eifer fort auf seinen Zweck hinzuarbeiten und hielt den Gegnern wacker Stand. Seine sächsischen Bundsgenossen sahen es einige Zeit mit an, liesen sich von den wilden Stürmern viel gefallen und brachten es auch wirklich dahin, daß einige auf den rechten

Weg

Weg zurückkehrten, andere aber doch wenigstens die Saiten herabstimmten. Aber endlich wichen sie der Bitterkeit, Verstocktheit und Grobheit des übrigen Haufens, an dessen Besserung sie verzweifelten. Von seinen Gehülfen verlassen, stand nun Trotzendorf ganz allein auf dem Kampfplatz. Er war nun der einzige Gegenstand des Angriffs seiner feindseeligen Gegner; alles stürmte auf ihn ein, alle Pfeile sollten ihn treffen. Dies benahm ihm den Muth jedoch so wenig, daß er vielmehr seinen Posten unerschütterlich behauptete und jeden Schlag den er einnahm, so herzhaft und eindringend erwiederte, daß endlich der harte Sinn seines Fürsten gänzlich gebeugt und zerknirscht wurde. *) Dies hatte den gänzlichen Zurückzug der Feinde zur Folge. Man gab den Anführern derselben zu verstehen, daß ihre Gegenwart sehr entbehrlich sey und rottete nach und nach den Irrglauben wenigstens so weit

*) Man ist indessen noch nicht im reinen darüber, wie es mit der Vertreibung Schwenkfelds aus Schlesien zugegangen ist. S. des Herrn Consistorialr. D. Plancks Geschichte der Entstehung — unsers protestantischen Lehrbegriffs B. 5 Th. 1. S. 115. f.

weit aus, daß man sich nicht mehr getrauete, ihn im Panier wehen zu lassen.

Hierzu trug jedoch, wie Trotzendorf selbst einsgestand, das Ansehen Luthers am meisten bey, besonders nachdem es dahin gelangt war, daß Schwenkfeld nach Wittenberg geschickt wurde, um sich mit Luthern über seine Lehrsätze zu besprechen. Demohnerachtet konnte er die Niederlage seiner Gegner als einen Triumpf betrachten, welcher, besonders in den damaligen Zeiten, viel ehrenvolles für ihn hatte.

Bald begab er sich selbst wieder nach Wittenberg, (im Jahr 1529) aber ohne lange daselbst zu verweilen. Helmerich, der schon vor einigen Jahren die Veranlassung gewesen war, daß man Trotzendorfen an die Goldberger Schule berief, gab auch itzt den Goldbergern, die um die Wiederherstellung des Flores ihres Gymnasiums sehr eifrig bekümmert waren, den Bescheid, daß nichts im Stande sey ihren Wunsch in Erfüllung zu bringen, als die Wiederberufung Trotzendorfs. Hierauf lies denn die dortige Bürgerschaft ein demüthiges Schreiben an diesen ergehen, worin man ihn auf das flehendlichste und eindringendste bat, die Aufsicht über das Gymnasium wieder zu übernehmen und nach seinem Besserwissen und Gutdünken Einrichtungen

zu

zu treffen, wie er glaubte, daß sie das Beste der Schule am sichersten befördern würden. In Rücksicht auf seinen alten Freund Helmerich konnte er diese Bitte nicht wohl ablehnen, er gieng also im Jahre 1531 von Wittenberg als Direktor des Gymnasiums nach Goldberg zurück. Er hatte diesmal die erwünschtesten Aussichten und Hoffnungen, recht vieles und ausgebreitetes Gute stiften zu können, theils wegen der unumschränkten Vollmacht, die man ihm ertheilt hatte, nach seinem Gutbefinden zu schalten und zu walten, theils wegen der größtentheils wieder hergestellten Ruhe in Religionssachen, theils auch wegen des Ruhmes, den er sich durch den Antheil und die Beförderung dieser Ruhe nicht allein durch ganz Schlesien, sondern auch auswärts erworben hatte.

Diese Hoffnungen waren in Kurzem über seine und seiner Mitbürger Erwartung erfüllt. Eine ungemein beträchtliche Anzahl von jungen wißbegierigen Leuten strömte nach Goldberg, um unter Trotzendorf zu studiren. Er traf aber auch Einrichtungen, die, besonders für die damaligen Zeiten einzig und musterhaft waren. Die grose Menge seiner Schüler wohnte beysammen in den Schulgebäuden. Um so viele, grösstentheils noch rohe und ungebildete junge Menschen in gehöriger Ordnung

und

und in dem geziemenden Anstande zu erhalten — dazu mußten ganz eigene Anstalten getroffen werden, besonders da auf seinen Schultern allein die ganze Aufsicht und Verwaltung der Angelegenheiten des Gymnasiums ruhete. Er wußte jedoch aus diesem für ihn so beschwerlichen Umstande die grösten Vortheile zu ziehen. Denn er hatte nun Gelegenheit, die seiner Aufsicht anvertrauten Jünglinge nicht allein zu gelehrten, sondern auch zu guten und nützlichen Bürgern des Staates zu bilden. Wir wollen den von ihm selbst ausgedachten Schulplan, dem er stets treu blieb und welchem das allgemeine Beste so reiche und schätzbare Früchte verdankt, näher betrachten.

Der ganze grose Haufen von Schülern war, wie das griechische und römische Volk in sechs Classen getheilt und diese wiederum in einzelne Tribus. Den Maasstab zu diesen Abstufungen hatten die Fähigkeiten, die Fassungskräfte und die Kenntnisse der jungen Leute an die Hand gegeben. Deswegen unterschied sich auch jede Klasse von der andern durch eigene Beschäftigungen und Studien. Kein Schüler verlies seine Klasse eher, bis er den Umfang von Kenntnissen, die in derselben hatten erworben werden müssen, völlig gefaßt und begriffen hatte. Jeder Classe wiederholte er daher Jahr aus

Jahr

Jahr ein das Nehmliche, ohne jedoch Eckel zu erregen, sondern immer so, daß er eins aus dem andern herleitete und erklärte. Die ersten Jahre hindurch muste er die obern Klassen ganz allein versehen. Da er aber älter wurde und die Schule mehr in Flor kam, folglich auch mehr auf sie verwendet werden konnte, wählte er sich einige Gehülfen. In den niedern Klassen lehrten erwachsene Schüler unter seiner Aufsicht, wodurch sie Gelegenheit erhielten, ihren Verstand zu üben, ihre Kenntnisse zu berichtigen und eine Menge der nützlichsten Erfahrungen zu machen. Den obern Klassen trug er auch Theologie vor, und die Versuche, die seine Zöglinge im Gebrauch der Griechischen und Lateinischen Sprache anstellen mußten, die Rede- und Stilübungen, benutzte er aufs fleisigste und sorgfältigste dazu, religiöse Materien zu erörtern und abzuhandeln. Zudem hatte er den Grundsatz, daß die kleinern Schulen auf die grösern, die Gymnasien auf die Universitäten vorbereiten müßten, daß man die Jugend auf die Erlernung der höhern Wissenschaften, welche auf Universitäten getrieben werden, schon frühzeitig aufmerksam zu machen habe, besonders wenn mehreren jener Wissenschaften Formen abzugewinnen seyen, die der Fassungskraft und dem Charakter des Knabenalters anpassend wären. Er

glaub-

glaubte, dies stäte Hinsehen auf den Zweck und die Absicht des Schulunterrichts müsse sogar die Methode des Lehrers bestimmen. Er war daher unzufrieden mit der Gewohnheit mancher Schulleute, die sich eigene Lehrmethoden aussinnen und dieselben beym Unterrichte anwenden. Er sagte: oft koste es angehenden Studirenden auf Academien mehr Mühe wieder zu verlernen, was sie mit Mühe gelernt hätten, als sie Anstrengung gebraucht hätten, um es sich einzuprägen. Jeder vernünftige und kluge Reisende mache sich, ehe er in ein fremdes Land gehe, worin er Geschäfte habe und sich einige Zeit aufzuhalten gedenke, vorher so genau, wie möglich mit der Sprache, den Sitten und Gebräuchen desselben bekannt, er unterziehe sich gerne allen Uebungen und Vorbereitungen, wodurch sein Aufenthalt daselbst nützlich und ersprieslich werden könne. So sey für jeden denkenden Menschen dies Leben selbst nichts als die Zurüstung auf eine grose, wichtige Reise. Grausam und unverantwortlich handelten daher die Erzieher, die aus Eigenliebe und Eitelkeit nichts in ihrer Schule Eingang verstatten wollten, als dem, was ihr eigenes, oft sehr seichtes Köpfchen ausgeheckt hätte, und was ohne allen nutzbaren Bezug auf die künftige Lebensart und auf die künftigen Studien ihrer Zöglinge

sey.

sey. Aber eben aus diesem Grundsatz folgerte er auch den, daß die ganze Kultur, Zweckmäßigkeit und Gemeinnützigkeit der gelehrten niedern Schulen gewissermaßen blos von der mehr oder weniger vernünftigen Einrichtung der Academien und von dem Zustand abhänge, in welchem sich die Wissenschaften auf der Universität befänden.

Fleisige Uebung in der Dialektik, nebst der unausgesetzten Lektüre römischer und griechischer classischer Schriftsteller — das waren die Beschäftigungen, die er seinen Schülern vorzüglich anempfohl. Den Virgil, Ciceros Briefe, dessen Abhandlung über die Pflichten und dessen Reden, den Livius und ähnliche Muster des ächt römischen Stils trieb er immer und in steter Verbindung mit Uebungen im Schreiben. In den Vorträgen, die dem Unterricht im Griechischen geeignet waren, las er den Isocrates und die Paulinischen Briefe.

Alle Tage war eine Stunde blos der Wiederhohlung von dem gewidmet, was den Tag über gelehrt worden war. Dabey lies er es aber nicht bewenden. Auch in den Lehrstunden selbst fragte er mit unter und unterhielt auf diese Art sowohl den Fleiß als die Aufmerksamket seiner Schüler. Oft warf er ganz von Ohngefähr eine Frage auf, die endlich auf die Sentenz irgend eines heidnischen oder christli-

lichen Schriftstellers ausgieng, und diese gab ihm dann Anlaß zu mannichfaltigen Erörterungen und Untersuchungen. Die Unterredungen, die bey dieser Gelegenheit zwischen ihm und seinen Zöglingen vorfielen, hatten den grosen Nutzen, daß sich die jungen Leute bey Zeit gewöhnten, das, was sie begriffen hatten, mit dem Verstande zu verarbeiten, daß sie die Früchte des sonst so trocknen Studiums der Dialektik erst schätzten und daß sie sich nun doppelt Mühe gaben, es darin zu etwas zu bringen, weil sie begriffen, was für Vortheile eine gehörige Kenntniß derselben bey gelehrten Untersuchungen und Streitigkeiten gewähre. Zuweilen kam man auf Materien, die einer umständlichen Auseinandersetzung werth schienen. In diesem Falle versparte er die Erörterung derselben bis zur nächsten Stunde und seine Schüler mußten sich vorbereiten, ihre Meinung darüber gründlich und deutlich auseinander zu setzen.

Zwey Stunden in der Woche waren besonders zu Stilübungen vestgesetzt. Einmal wurde in gebundener, das anderemal in ungebundener Rede geschrieben. Hierzu kamen auch noch eigene Disputirübungen. Er gab dazu ein Thema aus irgend einem alten heidnischen oder christlichen Schriftsteller, welches für den Endzweck passend war.

Oft

Oft lies er sich, ehe man man es sich versah, die Arbeiten zeigen, die jeder für sich zu versuchen gehalten war, um den Privatfleiß rege zu erhalten. Freilich blieb selten Zeit dazu über, die Papiere gehörig durchzusehen, aber er erreichte doch seine Absicht, so gut es sich thun ließ. Aufsätze, die ihrer Absicht nach von ihm gelesen und beurtheilt werden mußten, nahm er mit nach Hause. Wenn er sie durchgelesen hatte, ließ er Jeden einzeln zu sich kommen und machte ihm die nöthigen Bemerkungen, wobei er mit groser Strenge und Genauigkeit zu Werke gieng. Erst dann, wenn er damit zu Stande war, machte er öffentlich Anmerkungen über alle die Aufsätze zusammen.

Ohngeachtet auf diese Weise für öftere Uebung im lateinisch schreiben, disputiren und plaudern genugsam gesorgt war, so wußte doch Trotzendorf durch die Verfassung und den Ton, welchen er auf seiner Schule einführte, auch außerordentliche Gelegenheit und Veranlassung dazu zu geben. Um gehörige Aufsicht über eine so grose Menge junger Leute zu haben und unter ihnen nöthige Ordnung und Ruhe zu erhalten, dazu bediente er sich solcher Mittel, die seiner Klugheit und Einsicht grose Ehre machen. Er richtete es nehmlich so ein, daß sie sich selbst regierten, daß Einer auf den Andern

Acht gab und das Seinige dazu beyzutragen suchte, um Störung und Unanständigkeiten zu verhüten. Vom ersten bis zum letzten hatte beynahe Jeder ein Aemtchen, welches mehr oder weniger erheblich war. Aber im Gefühl der Würde glaubte Jeder besser zu seyn und es den Uebrigen zuvor thun zu müssen. So trieb die Meisten schon die Eitelkeit zu einem gesetzmäsigen sittlichen Betragen. Alles, was in Amtsverrichtungen gesprochen, oder geschrieben werden mußte, wurde Lateinisch gesprochen und geschrieben. So hieng alles aufs Zweckmäsigste zusammen. Unterricht und Disciplin waren darauf berechnet, sich gegenseitig zu unterstützen. Letztere verdient eine etwas umständlichere Auseinandersetzung.

Er war das Haupt in der Regierung des kleinen Staates. Aber er brauchte Gehülfen und dazu erwählte er die besten und gesittetsten unter seinen Schülern. Diese mußten darauf sehen, daß es auch während seiner Abwesenheit anständig und ordentlich zugieng, daß die vorgeschriebenen Geschäfte pünktlich von Statten giengen und die Nebenstunden nicht gemißbraucht wurden. Kein Schüler wußte sich daher auch nur auf einen Augenblick allein und unbemerkt und begieng er einen Fehler oder ein Vergehen, so konnte er sich darauf verlas-

sen,

sen, daß der Lehrer in wenig Minuten genau davon unterrichtet seyn würde. Diese Aufsicht des einen über den andern, war gesetzmäßig und öffentlich. Daß Jeder von dem, was er bemerkt hatte, dem Rektor Nachricht geben mußte, war Pflicht seines Amtes. Seine Mitschüler konnten ihn daher nicht der Klätscherey oder Verläumdungssucht beschuldigen. Alles gieng dabey offen und grade zu und die Anklagen wurden öffentlich untersucht.

Die Gehülfen, die sich der Lehrer erwählt hatte (Ephoren hiesen sie) waren in drey Classen getheilt, in Oeconomen, Inspektoren und Quaestoren.

Die Oekonomen hatten die Aufsicht über die häuslichen Einrichtungen, über Reinlichkeit und Ordnung und über diejenigen Personen, die dazu bestellt waren, dieselbe unmittelbar zu befördern. Früh mußten sie die ersten seyn und durch eine Glocke die übrigen an das Aufstehen erinnern; sodann giengen sie von einer Zelle zur andern und jagten die aus dem Bette, welche noch darin lagen. Waren alle wach, so mußten sie darauf sehen, daß sich jeder gehörig wusch und reinlich ankleidete. Hierauf gieng es zum Gebet, bey welchem Trotzendorf selbst gegenwärtig war. Hier wurde mit größter Strenge auf Ruhe und Andacht

gesehen. Kurz nach dem Gebet versammelte man sich auf ein von den Oekonomen gegebenes Zeichen in die Lehrstuben. Nach dem Essen war eine Freystunde, welche der Erholung und erlaubten Vergnügungen gewidmet war. Nach derselben mußten die Oeconomen von Zelle zu Zelle gehen und zusehen ob die Zimmer gehörig ausgekehrt und gereinigt, ob die Betten gemacht, die Kleider ausgekehrt, der Hausrath rein und in gehöriger Ordnung, jeder Schüler an Ort und Stelle und mit nützlichen Arbeiten beschäftiget war. Sie mußten darauf sehen, daß Niemand lermte, daß Keiner zu dem Andern gieng um zu zechen oder zu plaudern, daß Keiner zur unrechten Zeit durch musikalische Uebungen seine Nachbaren im Studiren hinderlich wurde. Abends nach dem Gebete. mußten sie die Hausthüren sorgfältig verschliesen und hierauf ein Zeichen geben, nach welchem sich Alle zu Bette verfügten. Auch jetzt mußten sie wieder visitiren, ob alle zugegen und ruhig waren. Sie durften sich nicht eher niederlegen, als bis sie merkten, daß alles schlief. Dieser Oeconomen waren mehrere und Jeder hatte einen gewissen Distrikt zu besorgen. Aber einer war unter ihnen, der die Aufsicht über die andern führte. Diesem mußten sie von Allem, was vorgieng, genau Bericht erstatten und er

gieng

gieng sodann zum Lehrer und referirte. Trotzendorf sah von Zeit zu Zeit selbst zu, ob die Oeconomen ihrem Geschäfte treu und gewissenhaft nachgiengen. Meistens erschien er ganz unvermuthet. Jede Nachlässigkeit rügte er auf das strengste an ihnen. War eine allgemeine Unordnung eingerissen, so zog er sie alle zur Verantwortung. Nichts blieb ihm verborgen. Hatte er einen einzelnen dieser Aufseher im Verdacht des Herumschwärmens bey Nacht, oder der Saumseligkeit und Partheylichkeit in den angewiesenen Verrichtungen, so lauerte er unvermerkt so lange, bis er ihn auf der That ertappen konnte. Dieser Wachsamkeit, List und Strenge hatte er es zu danken, daß man allem, was er sagte und gebot, pünktlich und unverbrüchlich nachkam, daß ihn Jeder eben so sehr fürchtete, als liebte und daß alle überzeugt waren, ihm könne nichts verheimlichet werden.

Die Inspektoren waren Aufseher über den Theil der Schuldisciplin, welcher die Reinlichkeit, Ordnung und Anständigkeit bey Tische betraf. Es waren gewisse Tischregeln vorhanden, über deren Beobachtung sie halten mußten. Trotzendorf speiste selbst mit seinen Schülern. Aber an einer so grosen Tafel konnte er allein nicht für alle sorgen. Die Inspektoren hatten also die nehmliche Gewalt

und

und gleiches Ansehn mit ihm. Wenn gespeist war und Trotzendorf verließ das Speisezimmer, so verließen es Alle mit ihm. Man gab dann allemal ein gewisses Zeichen. Aber unschicklich und unerlaubt war es, eher sich von der übrigen Tischgenossenschaft zu entfernen, als die Tafel aufgehoben war. Beym Essen sah er sehr auf Mäßigkeit und Genügsamkeit. Damit seine Schüler um so weniger in Versuchung geriethen, durch Ueberladung ihrer Gesundheit und ihrem Studiren zu schaden, so rieth er ihnen, ihren Leib während dem Essen zu umgürten. — — Unter den Tischinspektoren standen die Discophori. Diese mußten bey Tische aufwarten. Es waren Schüler. Wöchentlich wechselten sie um.

Die Quästoren mußten darauf sehen, daß Jeder zu rechter Zeit in der Schule, in der Kirche und beym Gebet erschien. Die Abwesenden wurden von ihnen aufgezeichnet und dem Lehrer gemeldet. Jeder Tribus hatte seine Quästoren und über diese Quästoren war wieder ein Oberer gesetzt. Sie verwalteten ihr Amt nur jedesmal eine Woche lang und wenn sie es niederlegten, mußten sie eine Rede halten. Der erste Quästor hatte seine Würde einen ganzen Monat lang. Ihm wurden von seinen Mitgehülfen diejenigen angezeigt,

wel-

welche in Lehrstunden, beym Gebete, in der Kirche und in den Disputirübungen, die jedesmal Abends gehalten wurden, gefehlt hatten. Nach dem Abendessen besprach man sich nehmlich eine halbe oder ganze Stunde lang über verschiedene ernsthafte Gegenstände, deren Wahl den Quästoren überlassen war.

Diese sämmtlichen Ephoren nun standen unter der genauesten Aufsicht Trotzendorfs. Bemerkte er, daß einer von ihnen in den ihm anvertrauten Geschäften nachlässig war, daß er diesem oder jenem durch die Finger sah, oder daß er wohl gar mit denen, über deren sittliches Betragen er zu wachen hatte, gemeinschaftliche Sache machte, mit ihnen spielte und Possen trieb, so folgte die ernstlichste, empfindlichste Rüge auf dem Fuse nach.

Wer gegen die Schuleinrichtungen, gegen Gesetze, Sitten und Pflicht gesündigt hatte, wurde dem Lehrer angezeigt. Dieser erkannte eine dem Vergehen angemessene körperliche oder andere Strafe. Oft stellte er die Sache auch dem Schulgerichte anheim. Mit diesem verhielt es sich folgendermasen. Alle Monate wählte er aus den Schülern einen Konsul, nebst zwölf Senatoren und zwey Censoren. Die Senatoren waren die dem Konsul untergeordneten Beisitzer im Schulgerichte.

Sie

Sie halfen ihm die vorkommenden Anklagen, Streitigkeiten und Handel untersuchen und schlichten. Begieng einer dieser Senatoren ein Vergehen, das der ihm anvertrauten Würde einen Schandfleck anhieng, so wurde er aus dem Senat gestosen. Die Censoren hatten dann, wenn sich der Cötus öffentlich zeigte, auf Anstand, Ordnung und genaue Beobachtung der Schuldisciplin zu sehen. Sie mußten ihre Mitschüler anhalten im Gang, in Gebärden, im Reden, im ganzen äussern Benehmen ein Betragen zu beobachten, wie es Studirenden und Leuten von Bildung zukommt.

Wer sich vor dem Schulgerichte zu stellen hatte, wurde acht Tage zuvor davon benachrichtiget und zitirt, damit er Zeit hätte auf die gemachten Beschuldigungen gehörig zu antworten und sich beredt und gründlich zu vertheidigen — denn dies muste in lateinischer Sprache geschehen. Es war bey diesem Schul- und Sittengericht gar nicht auf eine kindische Lust, oder auf Theater-Haranquen abgesehen, sondern es gieng dabei sehr ernsthaft zu. Allen unzeitigen Scherz machte schon die Gegenwart eines Lehrers von solchem Ansehen, wie Trotzendorf unmöglich. Aber auch die ganze übrige Einrichtung dieses Schulaktus war so veranstaltet, daß die jungen Leute in ihm eben so viel

fey-

feyerliches und wichtiges finden mußten als nur in jedem andern bürgerlichen Gerichtsaktus. Auf einem einzelnen und abgesonderten Platze sas der Senat in einem bestimmten Kreise. Keinem von dem Haufen war es erlaubt diesen Platz zu übertreten. Um den Kreis herum standen alle übrigen Schüler still und ernsthaft, mit gespannter Erwartung. Mitten im Kreise der Senatoren sas Trotzendorf, wie ein Diktator perpetuus. Der Angeklagte stand einzeln, von allen seinen Mitschülern abgesondert. Vor den Augen der ganzen Versammlung ward er nochmals öffentlich angeklagt. Bisweilen machte Trotzendorf selbst den Kläger, bisweilen und besonders dann, wenn etwas gegen Schulgesetze und Sittlichkeit verbrochen worden war, trug er irgend einem Schüler das Geschäft auf, die Klage vorzubringen. Wenn der Beklagte Erlaubniß erhalten hatte zu reden (denn eher durfte er nicht), so suchte er sich entweder hinlänglich zu vertheidigen, oder er erkannte sein Vergehen und entschuldigte sich. Dies geschah in einer lateinischen Rede, die Jeder selbst machen mußte. Auf diese kam nun freylich alles an. Nach der Rede sammelte der Konsul die Stimmen. Hatte der Beklagte wohl gesprochen, so wurde er meistens frey gesprochen, oder seine Strafe wurde doch we-

nigstens gemildert. Gab aber schon die Rede einen Beweis von der Nachlässigkeit und Faulheit ihres Verfassers, so fiel gewiß auch das Urtheil so streng aus, daß selbst ein an sich geringes Vergehen hart genug gestraft wurde. Das Endurtheil wurde jedesmal ohne Verzug und sehr gewissenhaft vollzogen.

Der Endzweck dieser Einrichtung fällt in die Augen. Er war gewiß vortrefflich und machte der Einsicht des würdigen Schulmanns grose Ehre. Die Mittel ihn zu erreichen waren überaus glücklich gewählt — dies bewies der Erfolg. Man sieht, daß ihm eben so viel daran gelegen war, seine Schüler die Kunst gute und nützliche Bürger zu seyn zu lehren, als sie zu grosen Gelehrten zu bilden. Denn dieser an sich geringfügige Aktus gewöhnte sie nicht nur an den römischen Ausdruck, an richtiges Denken, an Anstand beym Reden und an Freymüthigkeit, sondern er lehrte sie auch Hochachtung gegen bürgerliche Verfassungen, gegen Obrigkeiten und Gesetze.

Noch eine weise Schulanstalt Trotzendorfs verdient hier erwähnt zu werden. Von Zeit zu Zeit wurden nehmlich rhetorische Wettstreite angestellt. Die jungen Leute hielten nach der Reihe lateinische Reden. Die, welche es am besten gemacht hatten,

wur-

wurden für Sieger in diesen olympischen Spielen anerkannt und öffentlich mit der ehrenvollesten Auszeichnung belohnt. Wer nicht ganz faul war und alles Gefül für Ehre und Lob verloren hatte, nahm sich gewiß zusammen, um auf diesem Kampfplatz wenigstens nicht unbemerkt zu bleiben. Das äußere Gepränge und das Festliche, welches man diesem Aktus zu verschaffen gesucht hatte, trug nicht wenig dazu bey, den Wetteifer und Ehrgeiz der Kämpfer anzufeuern.

Ueber der Sorge für die Seele war jedoch die für den Körper keinesweges vernachlässigt. Trotzendorf pflegte seine Schüler zu körperlichen Uebungen weiter nicht aufzumuntern und er hatte es nicht nöthig, aber er hielt sie auch nicht davon zurück. Es war bey der Schule ein Platz, der hierzu besonders bestimmt war. Wenn nun Uebungen in der Gymnasiastik, im Laufen, Fechten und Reiten angestellt wurden, so gab Trotzendorf meistens den Zuschauer ab. Die, welche sich durch Gewandheit und Muth auszeichneten, wurden von ihm gelobt und aufgemuntert, die Trägen und Feigen aber ausgelacht, oder getadelt. So wurde Ziel und Maaß nicht überschritten und die Absicht dieser Erholungsstunden vollkommen erreicht.

Die Vortrefflichkeit aller dieser Anstalten wurde durch den besten Erfolg gerechtfertigt. Trotzendorfs Schüler zeichneten sich überall aus. Es ist kein Stand, in welchem nicht einige derselben mit vorzüglichem Ruhme gearbeitet hätten. Nicht nur die meisten Schulen in Schlesien wurden nach seinem Rathe theils gestiftet, theils verbessert, sondern in der ganzen gelehrten Welt galt er für einen der ersten Schulmänner seiner Zeit. Man nannte ihn allgemein das Licht Schlesiens, den Theologen und Grammatiker, von dem alle erst hätten lernen müssen, die den Beyfall der Gelehrten erworben hätten und Philipp Melanchthon sagt: wenn man glauben dürfe, daß Scipio der Afrikaner zu Krieg und Schlachten geboren gewesen, so sey es Trotzendorf noch weit mehr für Schulen und Unterricht. Der Ruf der Goldberger Schule stieg in Kurzem außerordentlich. Eine große Menge Lernbegieriger strömte ihm zu. Er pflegte immer in Gesellschaften zu sagen, wenn man alle die versammelte, die von jeher seine Schüler gewesen seyen, so könnten sie allein schon eine sehr zahlreiche Armee gegen die Türken formiren.

Drey und dreisig Jahre hindurch lebte und arbeitete dieser würdige Schulmann an dem Goldberger Gymnasium mit ausgezeichnetem Glück. Scha-

de war es, daß er noch nahe am Ende seiner wohlthätigen Laufbahn unangenehme Erfahrungen machen mußte. Es ist mit der Schuldisciplin, wie mit allen menschlichen Dingen, auch den besten. Sie seyen noch so durchdacht und eine geraume Zeit von den erwünschtesten Wirkungen, so nagt sie doch endlich der Wurm der Zerstörung an — sie werden morsch und stürzen gar zusammen, wenn man sie nicht der Zeit und den Umständen nach neu verbessert oder ganz umschmelzt. Es gehört nicht grade ein Oedipus dazu, um die Frage zu beantworten, woher es komme, daß selbst die musterhaftesten Verfassungen zu ihrer Zeit alt werden und dahin müssen. In der Natur liegt die Ursache ohne Zweifel, sonst hätte man es längst gebessert. Hier ist der Ort nicht, viel darüber zu sagen. Kurz Trotzendorfs schön errichtetes Gebäude der Schuldisciplin und Ordnung gab auch ein neues Beyspiel der alten Wahrheit. Richtig ists wohl, was Melanchthon versichert, daß der Teufel die Ursache der Abnahme der Schule gewesen sey, d. h. die dunkle Seite des Menschen, denn es giebt kein Unheil, als das aus dieser Quelle. Seine Worte gehören hieher: „Nur im letzten Akt seiner Rolle „war Trotzendorf noch unglücklich. Die Schuldi„sciplin verfiel durch des Teufels Nachstellung und

„Gewalt, durch die zunehmende Verderbniß und „Bosheit der Gemüther. Alles in dieser alten, „thörichten, entnervten Welt muß dies Schicksal „erfahren. Alle gute Anstalten gehen zu Grunde „— ein gewaltsamer Stos wirft eine nach der an„dern zu Boden. Nützliche Wissenschaften und „Künste sinken und fahren dahin, wir mögen uns „dagegen stemmen und versuchen, was wir können.“ Melanchthon war von der Wahrheit dieser Aeußerungen schon durch manche unangenehme Erfahrung überzeugt worden und den herzlichen Mann mußte so etwas doppelt empfindlich rühren.

Zu den innern Verderbnissen kam noch äusseres Ungemach. Trotzendorf hatte aus den Trümmern der durch mancherley Uebel zerrütteten Schulverfassung, wie aus einem Schiffbruche kaum noch das Brauchbare errettet und einen ganz neuen verbesserten Schulplan auszuführen angefangen, als in Goldberg ein Brand den grösten Theil der Stadt und alle Schulgebäude in Asche legte. Das Glück bey diesem grosen Unglück war, daß keiner der Gymnasiasten Schaden nahm.

Tief gebeugt wanderte nun Trotzendorf mit seiner Schule nach Liegnitz. Man eröffnete Collekten zur Wiederaufbauung und Herstellung des Gymnasiums. Trotzendorf arbeitete mit gebroche-

nem

nem Herzen aber vestem Muthe unermüdet fort. Alter, Arbeit, noch mehr aber Kummer und Sorgen untergruben sein Leben. Er starb am Schlagfluß mitten in seinem Berufe, als er grade den 23. Psalm erklärte. Es war am 26. April des Jahres 1556, im Anfange seines sechzigsten Lebensjahres, zwey Jahre nach dem Goldberger Brand. Er liegt in der Johanniskirche zu Liegnitz begraben.

So beschloß dieser verdiente Mann sein thätiges Leben. Wer ihn kannte, trauerte über seinen Verlust, insbesondere seine Schüler und seine Mitbürger. Die Schilderung seines Sinnes und Charakters wäre ein Register der Tugenden eines braven Mannes und eines trefflichen Schulmanns, ohne Ausnahmen. Seine Schwachheiten müssen geringfügig gewesen seyn — wenigstens hat man sie nicht so erheblich gefunden, um sie der Nachwelt zu erzählen, wie man es doch oft mit unerheblichen Dingen that. Dem Aeußern nach war Trotzendorf mehr klein als gros, im Gesichte roth und von so ernsthaftem Ansehen, daß Jeder nur halbweg Schwache und Furchtsame vor ihm erschrack. Er war — sagt Melanchthon — warmer und trockner Natur — ausgenommen das Gehirn.

Er

Er war nie verheirathet. Man fand auch ihn mit Recht des Lobspruchs würdig, welchen das Alterthum dem Epicharmus ertheilte: πολλαὶ ἰοὶς παισὶν εἶπε χρήσιμα, μεγάλα χαρὶς αὐλῷ. Diese Worte stehen auf seinem Grabsteine zu Liegnitz. Seine Schüler stifteten ihm ein Denkmal in der Petri-Paulskirche zu Görlitz mit der Inschrift: Val. Friedlandino Trocedorfio, Bernh. fr. aet. XIII. prima literarum elementa ruri edocto, cortice betulae pro papyro, fuligine pro atramento uso, Schol. Gorl. anno Chr. MDXV collegae infimo, minori, supremo, primo docentium et discentium in eadem Schola linguae graecae Doctori, D. Mart. Lutheri auditori religiosissimo, Scholae Goldberg. per annos XXXIII. Rectori clarissimo; animam Lignitii Elysiorum, inter vota et lachrymas discipulorum a. Chr. M. D. LVI. d. XXVI Apr. Salvatori Christo commendanti: discipuli memores et grati monumentum hoc in patria posuerunt. τοῖς παισὶ χρήσιμα ἔἶπε.

Trotzendorf ist Verfasser einiger Schulschriften, die er jedoch nach der Gewohnheit seiner Zeit nur für seine Schule schrieb und nie drucken ließ. Nach seinem Tode gab sie einer seiner ehemaligen Schü-

ler

ler Lorenz Ludwig *) Rektor der Schule zu Görlitz heraus. Es sind folgende:

Precationes. Leipzig 1561. 8. Aus einer Aeußerung Melanchthons in einer Dedication läßt sich schließen, daß dies Buch schon im Jahr 1558 oder 59 erschienen ist. Es wurde späterhin zu wiederholten Malen theils zu Leipzig, theils zu Wittenberg aufgelegt.

Methodus Doctrinae catecheticae. Wittenberg 1565. 8. Leipzig 1603. 8.

Scholae Trocendorfii *Rosarium* cum explicatione praecipuarum sententiarum biblicarum. Wittenberg 1565. 8. Dies Buch enthält eine kurze und einfache Sammlung auserlesener biblischer Sprüche, zum Gebrauch beym Unterricht in der Religion in Kirchen und Schulen. Der Titel ist eine Anspielung auf den Rosenkranz der Katholiken. Die Rosen sind die biblischen Sprüche. Solche Titel und Formen zu Erbauungsschriften haben von jeher viel Beyfall und bis auf unser neueres Zeitalter, wo man Religiösität von allem Prunk

*) Von dem Leben und Schriften dieses verdienten Schulmanns handelt Ludovici in seiner Schulhistorie I, S. 69 flg.

Prunk und Flitterstaat immer mehr befreit, eine Menge von Nachahmern gefunden.

Laurentii Ludovici Leobergensis Christliche schöne auserlesene Gebete Philipp Melanchthons und Valentin Trotzendorfs für allerley gemeine Noth der Christenheit und eines Jeden insonderheit, sammt dem 74. 79, 80, 83 Psalm wider den Türken auf betweis ausgelegt, Görlitz 1568. 8.

Diese Schriften wurden zu wiederholten Malen in verschiedenen Gestalten und zuweilen mit manchen kleinen Zusätzen von Reden, Briefen und Anmerkungen aufgelegt. Die ersten Ausgaben derselben wurden jedoch auf Kosten des gelehrten Joh. v. Kittlitz *), eines würdigen Schülers von Trotzendorf gedruckt. Ausführlichere und bestimmtere Nachrichten über Trotzendorfs Werke und deren verschiedene Ausgaben versparen wir auf einen andern bequemern Ort.

*) S. Henelii Silesiographia renovata C. VIII. p. 509. Spangenbergs Adelspiegel 9, 16.

Johann Herbst, genannt Oporinus.

Johann Herbst wurde zu Basel am 25 Jenner des Jahres 1507 gebohren. Sein Vater Johann Herbst war Mahler zu Basel, ein braver, aber nichts weniger als reicher Mann. Die Gelehrten hatten damals die gelehrte Mode, ihre deutschen Namen in Griechische oder Lateinische umzumodeln. Sobald also unser Herbst zu den Jahren und Einsichten gelangte, um allenfalls das gelehrte Stutzerchen machen zu können, so war es sein erstes, sich von seinem deutschen Geschlechtsnamen zu befreyen und ihn in den griechischen Oporinus zu verwandeln. Sehr witzig, obgleich verkehrt wendete er jene Worte des Martial:

Si daret autumnus mihi nomen οπωρινος esem:
Horrida si brumae sydera, χειμερινος,

dabey auf sich an, und vollkommen war seine Freude, da sich in der Folge ein Compagnon zu seinem Buchhandel fand, der Robert Winter hieß und ihm die Liebe anthat, sich nun Chimerinus zu nennen.

Sein Vater unterrichtete ihn selbst in den Anfangsgründen der Wissenschaften. Sodann that er ihn in eine Schule. Wenn dann der Knabe nach Hause kam, so repetirte der Vater mit ihm und suchte den Privatfleiß bei ihm rege zu erhalten. Nachdem er auf diese Weise einen guten Grund gelegt hatte, so begab er sich von Basel nach Strasburg, um seine Studien fortzusetzen, denn der Vater hatte zu wenig Mittel, um die grosen Forderungen derer zu befriedigen, welche zu Basel junge Leute in Sprachen und Wissenschaften unterrichteten. Auch zu Strasburg mußte der junge Mensch mit stätem Mangel und mannichfaltigen Sorgen kämpfen. Doch lebte er mit noch einigen dort Studirenden, die eben so arm, aber auch eben so harmlos waren, wie er, beinahe vier Jahre lang, im Ganzen genommen froh und vergnügt. Der gelehrte und durch eine gute Lehrmethode berühmte Gebweiler, war hier auch sein Lehrer. Oporin brachte es wenigstens durch seinen Unterricht und seine Anleitung so weit, um rein lateinisch reden und sich im Griechischen selbst weiter forthelfen zu können.

Je älter Oporin wurde und je mehr seine wissenschaftlichen Einsichten zunahmen, um so lebhafter wurde in ihm auch der Wunsch; wieder nach Hause

zurückzukehren und sich da zum vollendeten Gelehrten zu bilden. Nachdem er dies möglich gemacht und wieder nach Basel zurückgekehrt war, wurde er ein sehr eifriger und fleisiger Zuhörer der grosen Gelehrten, die damals der Stolz und die Zierde der Stadt waren. Durch sie gelangte er allmählig zu einer gewissen Uebersicht über sein Fach, sein Geschmack bildete sich, und seine Urtheile wurden tiefer, richtiger und bestimmter.

So nutzbar und angenehm ihm der Umgang und Unterricht dieser Männer war, so konnte er ihn doch leider nicht lange geniesen. Sein Vater war so arm, daß er ihm nicht einmal so viel geben konnte, als man zum Leben braucht, und weiter hatte der verlassene Jüngling keine Aussicht zu Unterstützungen. Er begab sich daher zum Abt des Klosters St. Urban im Canton Lutzern und beschäftigte sich daselbst mit dem Unterrichte der Novizen. Hier wurde er mit einem Kanonicus zu Lutzern Namens Xylotectus bekannt. Sie paßten gut zusammen, theils weil ihre gegenseitige Denkungsart, ihre Neigungen und Wünsche viel übereinstimmendes hatten, theils weil beide ein gleicher Eifer für die Wissenschaften beseelte. Diese Umstände veranlaßten in Kurzen eine warme Freundschaft zwischen ihnen. Xylotectus war ein eifriger Anhänger der neuen

Reformatoren, und wurde dadurch bewogen nach Basel zu gehen. Vielleicht wurde dieser Schritt auch Nothwendigkeit — jedoch eine angenehme. Oporinus war des Mönchslebens schon längst satt und folgte seinem Freunde nach Basel, um daselbst vielleicht unter günstigern äußern Umständen ganz seinen gelehrten Studien zu leben.

Diese Hoffnung eines weniger sorgenvollen Lebens war jedoch ziemlich leer gewesen — das muste der arme junge Mann sehr bitter fühlen. In Kurzen ängstigte ihn von Neuen der drückendste Mangel und er empfand ihn um so tiefer, da sich auch gar keine Aussichten zu einer vortheilhaften Veränderung seiner eingeschränkten Lage zeigen wollten. Die einzige Quelle zu seinem dürftigen Unterhalt war Abschreiben. Johann Froben veranstaltete grade damals mit viel Aufwand und Kosten eine Ausgabe der vorzüglichsten griechischen Kirchenväter und einer derer, die die Manuscripte zum Druck abschrieben, war Oporinus. Auf diese Weise kam z. E. der ganze Irenäus durch seine Feder ins Publikum. Meinem Gefühle nach waren diese Beschäftigungen nichts weniger als zerstreuend und aufmunternd. Um so mehr muß ich den warmen Eifer des jungen Mannes bewundern, mit welchem er unverdrossen seine humanistischen Ar-

beiten fortsetzte. Gedruckte Exemplare von den classischen Schriftstellern des Alterthums waren damals noch selten und theuer, Abschriften derselben waren beydes, nur noch in einem weit höhern Grade. Ohnerachtet er sich nun mit Abschreiben bis zur Sättigung die Zeit vertreiben konnte — und mußte: so wendete er dennoch auch alle Nebenstunden, die ihm von seinem Broderwerb übrig blieben, dazu an, alte römische Dichter blos für sich aus erborgten gedruckten oder geschriebenen Exemplaren abzuschreiben. Auf diese Weise hatte er bald eine recht artige und auserlesene Sammlung der Produkte schöner Geister des alten Roms beysammen und er begnügte sich nicht damit, sie blos zu besitzen und zuweilen mit Selbstgefälligkeit zu mustern, sondern er las sie auch des Interesse, welches ihm ihre innern Schönheiten gewährten wegen so oft und mit so viel Verstand und Achtsamkeit, daß er mit dem Geiste dieser Muster des Schönen und Erhabenen von Tag zu Tag vertrauter wurde. Der berühmte Erasmus, welcher damals zu Basel bey seinem Freunde Froben lebte, wurde zufällig ein Beobachter des seltenen Fleises des jungen Gelehrten. Er gewann ihn sehr lieb und sagte ihm das oft selbst. Zugleich suchte er ihn noch mehr anzufeuern, auf dem rühmlichen Wege muthig fortzugehen.

Eine Epidemie, welche im Jahr 1527 zu Basel grassirte, raffte auch den Freund Oporins Xyloteckus dahin. So sehr ihn das schmerzte, so entstand doch aus diesem Unglück ein, wenigstens scheinbares Glück für ihn. Er heirathete nehmlich itzt in seinem zwanzigsten Jahre, die Wittwe seines verstorbenen Freundes. Ohne Zweifel that er das weniger darum, weil er hätte glauben können seine Freundschaft gegen den Abgeschiedenen, nun auf dessen Hinterbliebene ausdehnen zu müssen, noch weniger aus Liebe — denn die Frau war nichts weniger als liebenswürdig, vielmehr alt, häßlich, zänkisch und boshaft — sondern er that es darum, weil sie Geld besas, für welches ihm seine bisherige dürftige Lage eine so grose Achtung eingeflößt hatte, daß er darüber, wie es der Augenschein lehrte, den Mangel an Tugend, an allen Reitzen der Jugend und Schönheit und selbst an den Gaben zu einem angenehmen, gefälligen Umgange bey seiner Angebeteten nicht einmal zu bemerken schien.

War der Wunsch sich in vortheilhaftere äussere Umstände zu versetzen, die Ursache zu diesem thörichten unbesonnenen Schritt, wie man sich denn kaum eine andere denken kann, so sah er zwar diesen durch diese Verbindung erfüllt, aber er hatte sich in der lieben Frau mit sammt ihrem Gelde

eine

eine Last auf den Hals geladen, die von nun an sein Hauskreuz wurde und ihn weit schmerzhafter drückte, als seine bisherige Dürftigkeit. Kaum war die Heyrath vollzogen, so lies sie von Tag zu Tag immer neue Tugenden blicken, die dem Vermählten manchen stillen Seufzer kosteten. Er hatte sich es anfangs zum Gesetz gemacht, manches Bittre zu verschlucken und bis auf bequemere Zeiten lieber noch zu schweigen. Vielleicht hatte er seine triftigen Gründe dazu. Da er endlich meinte, diese Zeit sey gekommen und da er sich die Freyheit nahm, seiner Gebieterin über dies und jenes ganz unverholen seine Meinung zu sagen, so mußte er zu seinem grosen Mißvergnügen ganz deutlich wahrnehmen, daß es durch diese Versuche nur schlimmer wurde, und daß es ihm schwerlich je gelingen werde, sein rechtmäsiges Ansehen im Hause zu behaupten. Diese Betrachtungen und Reflexionen waren nun freylich für den armen Mann sehr niederschlagend. Er sah jedoch, daß es weiter kein Mittel gebe, Ruhe und Friede im Hause zu erhalten, als eine philosophische Gleichgültigkeit wenigstens zu affektiren. Bey dieser scheinbaren Indolenz gieng es denn auch noch so ganz leidlich, ob er gleich nichts weniger als ein glücklicher Gatte war und sehr oft Veranlassung

fand,

fand, gegen seine Freunde in die Worte auszubrechen: „Mir armen geplagten Manne gehts „wie dem Sokrates. Der mußte auch erst bey seiner Xantippe Philosophie lernen!“ Was ihn vielleicht noch dann und wann aufrichtete, war der Gedanke an ihr Alter.

Wenige Jahre nach seiner Verheyrathung (im Jahr 1530) wurde er Rektor an der Stadtschule zu Basel. Einige Zeit hindurch verwaltete er dies Amt mit Beyfall und Nutzen. Aber er hatte nie wahren Geschmack an Beschäftigungen dieser Art gefunden, und das bemerkte er jetzt von Neuen. Ueberdies wünschte er bei seiner Jugend (er war etwa 23 Jahr alt) seine grose Wißbegierde erst noch mit mehr Muße befriedigen zu können. Wer Gelegenheit gehabt hatte, seine Talente kennen zu lernen, der mußte gestehen, daß dieser Wunsch gerecht war. Seine Freunde riethen ihm, die Kräfte besser auszubilden, die ihm verliehen waren, die höchste Stufe der Gelehrsamkeit zu erreichen. Unter diesen Freunden stand der berühmte Oecolampadius oben an. Dieser glaubte an unserm Oporin vorzügiich viel Anlage zur Medizin wahrzunehmen und lies nicht ab, ihn zur Ergreifung dieses Studiums aufzumuntern. Oporin folgte dieser Aufmunterung. Ob er auch ohne dieselbe

Me-

Medizin studirt haben würde, ist ungewiß. Schon die Art, wie ihm dieser Vorschlag gethan worden war, mußte seiner Eitelkeit sehr schmeicheln und überdies befreite ihn die Befolgung desselben von dem ihm so lästigen Zwang des Schullebens. Der Rath zu Basel war freylich nicht zufrieden damit, daß er eine Stelle aufgab, durch welche er sich bisher um die studirende Jugend sichtbare Verdienste erworben hatte. Aber Oporin beharrte um so hartnäckiger auf seinem Vorsatz, da sich Umstände zeigten, die zur Beförderung seines medizinischen Studiums ausnehmend vortheilhaft schienen. Es hielt sich nehmlich damals der weltberühmte Theophrastus Parazelsus zu Basel auf, und dieser machte sich anheischig, den Oporin binnen Jahresfrist zu einem Meister in der Medizin zu machen, der seines Gleichen suchen sollte. So glänzenden Aussichten konnte Oporin nicht widerstehen. Er übergab sich seinem Theophrastus Parazelsus ohne Bedenken mit Leib und Seele. Das vielsagende Versprechen dieses grosen Mannes war entweder ein wenig Grosprahlerei, vielleicht auch Betrügerey, oder der Umfang seiner Kunst war sehr eingeschränkt. Ohne Zweifel war Beides der Fall — das erstere aber gewiß, dies zeigte der Erfolg.

Opo:

Oporin zog sogleich zu seinem Lehrer ins Haus, und gieng ihm nicht von der Seite. Seine Wünsche waren ihm Gebote und seine Aussprüche Oraskel. Er schätzte sichs zur Ehre, wenn ihm Paracelsus etwas zum Abschreiben gab. In der That wurden die meisten Schriften des Parazelsus von Handschriften abgedruckt, die Oporin geschrieben hatte. Parazelsus rühmte auch bey jeder Gelegenheit die Treue und den Eifer seines Schülers und bekannte sogar in einer seiner Schriften öffentlich, daß keiner seiner studirenden Hausgenossen, die zur Herausgabe seiner Bücher durch Abschreiben behülflich gewesen wären, so viel Genauigkeit und Sorgfalt dabey bewiesen hätte, als Oporin.

Oporin merkte bald, daß die Versprechungen seines Lehrers sehr übertrieben gewesen seyen. Theophraft fesselte ihn jedoch immer wieder von Neuen an sich, indem er versprach ihm einige wichtige Geheimnisse zu entdecken, insbesondere die Verfertigung eines Universalmittels aus Opium. Diese Hoffnungen reitzten den Oporin, seinem ersten Lehrjahre noch ein zweites zuzugeben. Theophrastus gieng unterdessen von Basel in die Elsaß. Oporin wich nicht von seiner Seite. Da er aber nach Verfluß des zweiten Jahres sehr deutlich sah, daß ihn sein groser Meister ein wenig bey der Nase

her-

herumführe, so machte er, daß es zu nähern Erklärungen zwischen ihnen kam. Das Resultat derselben war ihre Trennung. Oporin gieng nach Basel zurück und beym Abschied gab ihm Parazelsus noch ein Schächtelchen mit seinen Universalpillen zum Geschenk mit auf den Weg.

Die Vorstellungen Oporins auf diesem Rückwege waren aber nicht herzerhebend. Er mochte vorwärts oder rückwärts blicken, so drängten sich unangenehme Empfindungen in ihm auf. Er hatte eine Stelle aufgegeben, die er, wenn sie auch übrigens an sich selbst wenig äussere Vortheile gewährte, doch als eine Stufe zu höhern und einträglichern Aemtern betrachten mußte. Die Aufopferung hatte ihm schlechten Gewinn gebracht. War die Zeit, während welcher er bey Parazelsus gelebt hatte, auch nicht grade verloren, so war doch unterdessen viel Geld aufgegangen, manche vortheilhafte Gelegenheiten waren ihm entgangen und er war im Ganzen genommen getäuscht. Blickte er vorwärts; so boten sich ihm auch da keine erfreulichen Aussichten dar. Ohne Aussicht, ohne Geld, ohne Mittel, blieb ihm nichts übrig, als zu seiner Frau zurückzukehren. Aber zu was für einer Frau? Konnte ihr wohl die Absicht seiner Wiederkunft nur einen Augenblick ungewiß seyn? Mußte er

nun nicht fürchten, daß sie von nun an alle ihre löblichen Eigenschaften vollends aufbieten würde, um ihm das Leben recht zu verbittern? Machten ihm nicht die bisherigen Erfahrungen in seinem unglücklichen Ehestande dies zur Gewißheit? — —

Unter solchen Betrachtungen langte Oporin ziemlich mißvergnügt zu Hause an. Der Empfang von Seiten seiner häuslichen Gebieterin war nicht der lieblichste, wie er sich gleich vorgestellt hatte. Der arme Mann alterirte sich dabey so sehr, daß er es nöthig fand, eine starke Dosis Queckſilberpräzipitat zum Abführen einzunehmen. Er wollte die Nacht über gar nicht im Hause bleiben, sondern machte sich noch spät auf, um zu seinem Vater zu gehen. Auf dem Wege wurde er durstig und nahm deswegen eine grose Quantität Wasser zu sich. Als er an das Haus kam, schlief sein Vater schon. Er wollte ihn durch das Pochen nicht aus dem Schlafe wecken und setzte sich also vor die Hausthüre, um da den Morgen zu erwarten. Die Nacht war kalt, er selbst aber von den Strapatzen der Reise, von Aerger und Mißmuth ganz abgemattet. Dies und eine zunehmende Unpäßlichkeit, die er in sich wahrzunehmen anfieng, machte, daß er die Nacht sehr unangenehm zubrachte. Früh fand man ihn denn, aber in einem

bedauernswürdigen Zustande. Sein ganzer Körper war sehr geschwollen, vorzüglich der Kopf und er konnte vor Schwachheit kaum noch sprechen. Man rief sogleich Aerzte. Diese schüttelten die Köpfe und verzweifelten einmüthig an seinem Aufkommen.

Es erfolgte ein langwieriges Krankenlager. Eines Tages, da er ganz niedergeschlagen auf dem Bette lag und Niemand im Zimmer bey ihm war, fielen ihm plötzlich seine Universalpillen ein, die ihm der Theophrastus Parazelsus mitgegeben hatte. Zugleich kam ihm eine unwiderstehliche Begierde an, die Wirkung dieser Arzney an sich selbst zu erproben. Mühsam richtete er sich vom Bette auf und kroch an den Ort, wo das Schächtelchen stand, aus welchem er sodann drey dieser Pillen nahm und auf gut Glück herzhaft verschluckte. Bald verfiel er in einen sehr tiefen Schlaf — die Geschwulst legte sich und er besserte sich zusehends.

Seine Frau hatte unterdessen nicht ermangelt sorgfältige Nachrichten über ihn einzuziehen. Sie hörte, daß er sehr krank und dem Tode nahe sey. Als sie vermuthen konnte, daß er bereits das Zeitliche gesegnet haben würde, begab sie sich in seine Heimath, ohne Zweifel um sich seiner wenigen Habseligkeiten zu bemächtigen. Ganz verblüfft war sie,

als sie bey ihrem Eintritt in sein Zimmer sah, daß er sich ganz munter aufrichtete und überhaupt im geringsten nicht gesonnen zu seyn schien, ihren Wunsch zu erfüllen. Sie bezeigte ihr Mißfallen über diese unerwartete Erscheinung sehr auffallend und gieng brummend davon.

Oporin genas in Kurzem vollkommen. Da indessen sein erster Versuch in der medizinischen Praxis so unglücklich ausgefallen war — und es traten während seines Krankenlagers sehr viele Augenblicke ein, wo er ihn von Herzen verwünschte — so bekam er billig Mißtrauen in seine Kunst und faßte den feyerlichen Entschluß, sich nie wieder mit derselben zu befassen. Ein sehr rühmlicher Entschluß, der vielleicht manchem armen Kranken das Leben rettete!

Nach seiner Genesung schien ihn das Glück wieder anlächeln zu wollen. Seine Frau mußte jährlich in Angelegenheiten ihrer Familie und ihres Vermögens eine Reise nach Lutzern machen. Sie war grade auf dieser Reise begriffen, als Oporin plötzlich die freudige Post erhielt, sie sey zu Lutzern schnell verstorben. Eilig setzte er sich in Bewegung, um sich dahin zu verfügen und nunmehr das sehr beträchtliche Vermögen seiner Frau in Empfang zu nehmen. Jetzt war er auf einmal

wieder mit seinem Schicksal ausgesöhnt und seine Seele beschäftigte sich mit den angenehmsten Bildern seines künftigen Glücks und Wohlstandes. In dieser Stimmung kam er an. Seine Frau war würklich tod. Aber indem er die Erbschaft übernehmen wollte, erklärten ihm ihre Verwandten, daß sie nicht gesonnen seyen einen Heller davon herauszugeben. Seine liebe Gattin hatte dazu vor ihrem Tode die besten Verfügungen getroffen. Bey dieser Nachricht fiel der Muth des armen Wittwers gar sehr. Er klagte, protestirte, bat, drohte — aber alles vergebens. Er suchte sich endlich bey der Obrigkeit Recht zu verschaffen, aber seine Gegner wußten es theils durch List, theils durch Bestechungen dahin zu bringen, daß er den Prozeß nicht nur verlohr, sondern auch noch überdieß beträchtlichen Schaden hatte.

Dies mannichfache Ungemach gab ihm zu vielen traurigen Betrachtungen Anlaß. Den besten Theil seiner Jugend, Ruhe, Freude und Zufriedenheit hatte er einem Weibe aufgeopfert, welches alles hervorsuchte, um ihm recht viel unangenehme Stunden zu bereiten und die Erwartungen, die ihn vermogt hatten, diese Verbindung einzugehen, zu vereiteln. Er verwünschte die Thorheit, die ihm damals grose Klugheit geschienen hatte und beschloß

die reuvolle Rückerinnerung an dieselbe wenigstens als immerwährende Warnung zu benutzen. Es scheint, als wäre er diesem Vorsatz würklich treu geblieben. Er hätte weniger vernünftig seyn müssen, wenn er sich durch seine erste Ehe hätte wollen abschrecken lassen, sich wieder zu verheyrathen. Das war so wenig der Fall, daß er vielmehr, nachdem er, ausser der ersten, zwey Weiber begraben hatte, als ein ziemlich bejahrter Mann noch eine vierte nahm. Aber er wußte von nun an seine Wahl stets so vernünftig zu treffen, daß er nie Ursache fand dieselbe zu bereuen.

Mitten unter diesen Drangsalen machte er doch eine eben so angenehme, als vortheilhafte Bekanntschaft. Der berühmte Grynäus war von Heidelberg nach Basel gezogen worden, um daselbst griechische Sprache zu lehren. Er gewann unsern Oporin wegen seiner schätzbaren Talente, wegen der Grazie in Sitten und Umgang und wegen seiner vorzüglichen Kenntniß in der griechischen Sprache und Litteratur sehr lieb. Dieser verehrte dagegen den Grynäus nicht bloß als seinen Lehrer, sondern auch als den Mann, dessen ausgebreitete Gelehrsamkeit, Verdienstlichkeit, und unerschütterliche Rechtschaffenheit der allgemeinen Ehrfurcht und Bewunderung würdig waren, die ihm Jedermann zol-

lete,

lete. Grynäus suchte begierig jede Gelegenheit hervor, wo er sich gegen den Oporin gefällig beweisen konnte. Er stand ihm nicht nur in seinen wissenschaftlichen Bemühungen redlich und nach Kräften bey, sondern er suchte auch das Drückende seiner äussern Lage zu mildern. Er empfahl Oporins Talente, Gelehrsamkeit, Fleiß und Genauigkeit überall, wo es sich nur einigermaßen schicken wollte, und wo er Ursache fand zu hoffen, daß seine Empfehlung Eingang haben werde. Oporins Ehre und Vortheil lag ihm so sehr am Herzen als nur immer sein eigner und was er für seinen Freund that, das that er mit so viel Uneigennützigkeit und Anspruchslosigkeit, so wohlwollend und mit so sichtbarem Vergnügen, daß es bey den angestrengtesten Bemühungen für den Vortheil seines Freundes immer den Anschein hatte, als suche er dabey blos den seinen.

Der Rath zu Basel hatte ihn vermogt die Professur der griechischen Sprache mit einer öffentlichen Lehrstelle der Theologie an der dasigen Universität zu verwechseln, damit er Gelegenheit hätte seine theologische Gelehrsamkeit vereint mit seinen Sprachkenntnissen zum allgemeinen Nutzen der dortigen Studirenden anzuwenden. Er empfahl bey dieser Gelegenheit den Oporin zu der leer gewordenen Professur der griechischen Sprache und der mit

derselben verbundenen Direktion des Augustinercollegiums. Man nahm auf die Empfehlung Rücksicht und Oporin erhielt die Stelle.

Mit dem Antritte derselben verband Oporin zugleich die Hochzeit mit seiner zweiten Frau. Er kehrte nun mit ganzer Seele zu den angenehmen Beschäftigungen seiner frühern Jugend zurück, die er damals unter Dürftigkeit und Mangel allen andern vorgezogen hatte und denen er sich nun in einer günstigern Lage aus Pflicht widmen konnte. Man sah bald, daß er mit Lust und wahrer Neigung arbeite. Der allgemeine Beyfall; den seine Vorlesungen erhielten und der Nutzen, welchen er durch seine Vorträge unter seinen Zuhörern stiftete, bewiesen das überzeugender, als seine eigene Versicherung. Die Vorzüge, die den Beruf zum academischen Lehrer in ihm am sichtbarsten rechtfertigten, waren insbesondere die Gaben eines deutlichen, leichten und angenehmen Vortrags, dem nichts desto weniger weder Gründlichkeit, noch Gelehrsamkeit, noch Ordnung mangelten. Am meisten wurden seine Vorlesungen über Plutarchs Biographien besucht. Man behauptete, in diesen übertreffe er sich an Gelehrsamkeit und Vollkommenheit des Ganzen selbst. Er hatte einige Studirende bey sich im Hause. Mit diesen repetirte er allemal das, was in der Lehrstun-

de

de so eben vorgetragen worden war mit groser Genauigkeit. Zuweilen las er auch Poetick. Die Art, wie er die Regeln derselben vortrug war eben so musterhaft, als sein Benehmen bey der Würdigung der poetischen Versuche seiner Zuhörer. Ohne seiner Würde als Lehrer etwas zu vergeben, sagte er ihnen sein Urtheil mit soviel Freundlichkeit und Artigkeit und dennoch so freymüthig, so bestimmt und gründlich, daß man ihn selbst dann lieben mußte, wenn er den Jünger der Kunst tadelte oder zurechtwies.

Er war ganz in diese Beschäftigungen vergraben, als die Universität den Schluß bekannt machte, daß jeder Professor, welcher eine Stelle in einer Facultät habe, Doktor seyn, oder werden müsse. Viele, bey denen das nicht der Fall war, wurden nun entweder in der Facultät, in welcher sie sich befanden, Doktoren, oder sie wurden gezwungen ihre Professuren nieder zu legen, welche sodann durch andere besetzt wurden. Oporin, der ebenfalls diese Stufe der Ehre noch nicht erstiegen hatte und sich auch nicht dazu entschließen wollte, mußte also seine Stelle auch niederlegen.

Dieser neue Unfall benahm ihm alle Lust zum academischen Leben. Er entschloß sich nun in Verbindung mit einem seiner Verwandten Robert

Winter eine Buchdruckerey zu errichten. Diese Kunst wurde damals weit höher gehalten, als jetzt. Die meisten Buchdrucker waren Gelehrte, oft Schriftsteller. Sie mußten im Stande seyn zu beurtheilen, was sie druckten, weil damals blos Werke von Belang geschätzt und gekauft wurden und die meisten Buchdrucker zugleich Buchhändler waren. Geschäfte dieser Art waren überhaupt damals weit eingeschränkter, als jetzt, mußten also auch vorsichtiger betrieben werden. Oporin war folglich, die äußern Mittel abgerechnet zu diesem Beruf vollkommen geschickt. Die ersten Anstalten und Bedürfnisse waren ohne Zweifel der Sorge Winters überlassen.

Die Universität verlohr ihn sehr ungern. Man hatte über seine Fähigkeiten und gelehrte Kenntnisse nur ein Urtheil. Dies war durch seine bekannten Verdienste uud durch die mannigfaltigen Proben einer reifen Erudition, die er gegeben hatte, genugsam gerechtfertigt. Aber so gerne man ihn vestgehalten hätte, so konnte man an ihm allein doch keine Ausnahme von dem einmal publizirten Gesetze machen. Man wollte jedoch einen andern Mittelweg einschlagen. Die Vorsteher der Academie boten ihm, im Fall er sich von nun an der Rechtsgelahrheit widmen wollte (ohne Zweifel fehlte es der Universität an brauchbaren Docenten in diesen Fache),

ein

ein Canonicat im Stifte St. Petri an, welches mit einer sehr fetten Pfründe verbunden war. Aber theils hatte der sanfte friedliebende Mann keine Neigung zu diesem Studium, theils hatten ihm die vielen Unfälle und Schwierigkeiten, die sich ihm im Verfolge seiner academischen Laufbahn immer von neuen entgegen stemmten, Lust und Muth benommen auf derselben weiter fortzugehen. Er schlug also dies ehrenvolle und vortheilhafte Anerbieten aus und wenn er darin auch nicht sehr weltklug zu Werke gieng, so handelte er doch seinem graden offnen Charakter gemäß. Wäre er seiner Neigung und Ueberzeugung weniger treu geblieben, so hätte er zwar seinen äußern Wohlstand gesichert, dessen Aufrechthaltung ihm von nun an immer neue Sorge und Unruhe machte — aber die Gelehrsamkeit hätte dadurch einen unersetzlichen Verlust erlitten. Was er in der Folge für ihre Beförderung mit so groser Uneigennützigkeit, ja mit so offenbaren Aufopferungen that, sollte von jedem der den Nahmen eines Gelehrten nicht unwürdig führen will, mit Dankbarkeit erkannt und beherzigt werden. Auch in seinem neuen Berufe hörte das Mißgeschick nicht auf ihn zu verfolgen. Denn kaum war er mit demselben etwas bekannter geworden, so machte die Buchdruckerey einen förmlichen Bankerut. Die Veranlassung von diesem Unglück

glück war die Verschwendung der Frau seines Compagnons. Diese hatte durch Luxus und Aufwand ihren Mann so gänzlich zu Grunde gerichtet, daß von dessen Vermögen nichts übrig blieb, als die Offizin, deren sich die Gläubiger alsbald bemächtigten. Wollte Oporin nicht mit zu Grunde gehen, so mußte er die Buchdruckerey an sich kaufen. Dies geschah denn auch. Er borgte 700 Gulden — eine Summe, die den Werth des Werkes weit überstieg und befriedigte damit die Gläubiger. Dies warf ihn nun auf immer zurück. Er hatte schon den Anfang mit Schulden gemacht und diese hatten sich in der Folge theils durch ihn theils durch Winter sehr gehäuft. Ausser dem itzt genannten Kapital, welches er zum Ankauf der Offizin verwenden mußte, war er gezwungen von Zeit zu Zeit Geldsummen aufzunehmen, um das Ganze einzurichten und im Fortgang zu erhalten. Dies machte, daß er nie aus Geldverlegenheiten herauskam. Von seinen Eltern hatte er nichts zu hoffen: von einem Verwandten seiner Mutter Ludwig Beer, einem Kanonicus erwartete er zwar eine Erbschaft, die ohngefähr etwas über 600 Gulden betrug — aber dieser änderte seinen Sinn und Oporin bekam nichts. Ein Glück war es, daß er ziemlich gleichgültig gegen Geld und Reichthum dachte und daß er Grösse des Geistes genug besas, um

sich

sich durch diese wiederholten Unfälle nicht niederschlagen zu lassen. Freylich artete dieser Sinn bisweilen in Leichtsinn aus. Aber dieser gereichte ihm wieder auf einer andern Seite zur Wohlthat. Denn unter so vielen überhäuften Geschäften im Fache der Literatur sowohl, als der Handlung, unter so vielen mannigfachen Widerwärtigkeiten und Bedrängnissen würde Jeder Andere gar bald den Muth haben sinken lassen.

Das gelehrte Publikum konnte seinen Eifer für die Beförderung der Litteratur und seine uneigennützige Thätigkeit in grosen und häufigen Beweisen finden. Man fand Wenige unter seinen Kunstverwandten, die es verdient hätten ihm in dieser Rücksicht an die Seite gesetzt zu werden. Die besten, gelehrtesten und gemeinnützigsten Werke des grauen Alterthums sowohl, als seiner Zeit, verlegte immer Oporin. Besonders grose Verdienste erwarb er sich um die theologische Litteratur. Sein erster Wunsch war es, durch seinen Beruf auch auf die zunehmende Beförderung der Aufklärung in Religionsmeinungen unter seinen Zeitgenossen vortheilhaft würken zu können — und hierzu fehlte es ihm nicht an weisen Rathgebern. Bewundernswürdig ist der Fleiß, mit welchem er sich seinen Geschäften widmete und der sich sogar bis ins Detail derselben

er-

erstreckte. Es wurde z. B. kein Werk in seiner Offizin gedruckt, das er nicht selbst corrigirt hätte. Ohnerachtet seiner strengen Genauigkeit, die oft bis zur Grille gieng, war er doch sehr freundlich, gütig und wohlthätig gegen seine Untergebenen. Bey ihm hatten es Setzer und Gesellen besser, als bey jedem andern Buchdruckerherrn. Mit grosem Aufwande, ja oft mit Schaden unterstützte und versorgte er sie aufs Beste und selbst diejenigen, die von andern Buchdruckern entlassen worden waren, konnten darauf rechnen bey ihm einen Zufluchtsort und Unterstützung zu finden, wenn sie sich nur zu ihrer Pflicht bequemen wollten. Oft hatte er mehr als funfzig solcher Leute in Arbeit.

Zum Kaufmann war freylich Oporin nicht geschaffen und daher kam es, daß er immer kaum bestehen konnte. Seine Verlags-Artikel mit Vortheil und Gewinn an den Mann zu bringen, das war seine letzte Sorge. Seine Geschäfte giengen zwar sehr gut und sie waren so ausgebreitet als nur irgend die eines andern, aber er gieng überall zu uneigennützig, zu offen, zu edel zu Werke. Er trieb die Sache mehr als Gelehrter, als als Kaufmann. Aus eben dem Grunde war er auch oft ein wenig nachlässig und unbesonnen da, wo er es grade am wenigsten hätte seyn sollen. Diese Fehler zeigten sich insbe-

son-

sondere in seinen Rechnungsbüchern. Er nahm sich selten die Mühe, diejenigen, die ihm schuldig waren aufzuzeichnen und Verkauf und Tausch mit kaufmännischer Genauigkeit in Büchern zu führen. Hierzu kam noch, daß sein Bestreben Andern unter die Arme zu greifen gar zu sehr in Leichtsinn überging. Wenn einer seiner Freunde, oder irgend ein Hülfsbedürftiger Geld, oder einen Bürgen brauchte, so wendete er sich nur an Oporin, und er erlangte von diesem gewiß, was er wünschte. Er handelte bei solchen Gelegenheiten nicht allein gefällig und uneigennützig, sondern auch ganz unbesonnen und sorglos. Natürlich brachte ihm das manche sehr bittre Erfahrungen, die ihn jedoch nicht vorsichtiger machten. Man spielte ihm oft ganz unwürdig und gewissenlos mit. Die Summen, die ihn seine so schändlich gemißbrauchte Gutmüthigkeit kostete, betrugen über achttausend Gulden. Das waren meistens Posten, bey denen er entweder den Grund seiner Ansprüche nicht rechtskräftig darthun konnte, oder von denen er nicht hoffen konnte, sie jemals zurück zu erhalten. Auf diese Weise konnte er aller Anstrengung ohnerachtet nie schuldenfrey werden, und wenn er auch dazu Hoffnung hatte, so traf ihn doch meistens irgend ein groser Verlust von einer andern Seite, der ihn von Neuem wieder weit zurück

warf.

warf. Seine Gläubiger hatten ihn daher immer in Händen und die Wucherer nahmen ihn ganz erbärmlich mit. Sie drückten ihm oft zwanzig bis dreyßig Procent ab und dabey mußte er noch immer froh seyn, wenn er nur Grobheiten und Ungebührlichkeiten entgieng.

Alle diese Unannehmlichkeiten machten zum Glück nur wenig, oder doch nur einen flüchtig vorübergehenden Eindruck auf ihn. Und selbst dann, wenn er häuslichen Unfällen und Sorgen unterliegen zu müssen schien, konnte man keinen Kaltsinn, keine Verdrossenheit in seinen Berufsgeschäften an ihm entdecken. Die wiederholten Anfälle seines Mißgeschicks dienten ihm nur als Reitz, der seine Kräfte zu einer neuen Thätigkeit erweckte. Er kämpfte mit seinem Unglück und jeder Sieg, den er über dasselbe davon trug, war ein neuer Lobspruch für seine Talente und für seine Thätigkeit.

Sein Fleiß zeigte sich nicht allein in den Geschäften seines Berufs als Buchdrucker und Buchhändler, sondern auch in seinen Schriften. Diese bestehen theils aus Editionen alter Schriftsteller, aus Uebersetzungen derselben, aus kritischen und historischen Anmerkungen, theils aus Einleitungen, Vorreden, Sammlungen kleinerer Schriften verschiedener Verfasser über dieselbe Materie, Berichtigungen

u. s. w. Die alten Schriftsteller, um die er sich durch Ausgaben oder Kommentare verdient machte, sind: Solinus Polyhistor, Demosthenes, Cicero, Plinius, die römischen Buckoliker, Tragiker, Komiker und Satyrographen, Plutarch, der Biograph, Theocrit, Xenophon, Hesiodus, Aristoteles, u. m. a. Alle seine Ausgaben zeichnen sich durch irgend einen besondern Vorzug vor den übrigen gleichzeitigen aus, an Korrektheit übertreffen sie die meisten. Ein Beweis von dem Fleiß, den er auf Arbeiten dieser Art verwendete, ist seine Genauigkeit und Sorgfalt in Registern. Er lies sich die saure Mühe nicht verdriesen, über manches Werk zwey bis drey zu machen. Als Belege hierzu können die Indices über den Plato, Aristoteles, Plinius, Pollux, Caelius Rhodiginus und andere dienen.

Die grosen Verdienste, die er sich durch diese mannichfachen Bemühungen um die Beförderung der litterarischen Kultur erwarb, wurden von seinen Zeitgenossen geschätzt und mit Dank erkannt. Man nannte ihn allgemein nur den grosen, gelehrten, thätigen, geschmackvollen Oporin, dessen Name in der gelehrten Republick ewig mit Dankbarkeit ausgesprochen werden müsse. Wer damals dem Publikum irgend einen schriftlichen Beweis von Talent, Gelehrsamkeit und Fleiß vorlegen wollte, war einer

guten

guten Aufnahme gewisser, wenn es durch Oporin geschehen konnte. Er wurde mit den schmeichelhaftesten Briefen und Dedikationen überhäuft und die ersten Gelehrten suchten seine Freundschaft. Erasmus gab mehrere Bücher bey ihm heraus und der berühmte Anatomiker Andreas Vesalius gab seinem noch jetzt schätzbaren und kostbaren Werke über die Zergliederungskunde auch dadurch einen grosen Vorzug, daß er es in Oporins Offizin drucken ließ.

Er war ein religiöser und durchaus rechtschaffner Mann. Seine Gefälligkeit und Freygebigkeit gegen Jedermann, insbesondere gegen Studirende gieng oft weiter, als es seine Umstände erlaubten. Seine Familie liebte er aufs zärtlichste. Nach der Reformation, die auch er und sein Vater angenommen hatte, verlohr dieser den grösten Theil seines ohnehin sehr spärlichen Erwerbs. Er wollte sich nicht mehr dazu verstehen, Marien- und Heiligenbildchen zu mahlen und diese Art von Arbeit war doch einer seiner besten Nahrungsquellen gewesen. Oporin, der Sohn befand sich grade damals in einer sehr mißlichen Lage. Ueberhäufte Geldausgaben hatten ihn in die größte Verlegenheit gebracht, und er hatte zu sorgen, um nur sich selbst durchzubringen. Demohnerachtet rührte ihn der dürftige

Zu-

Zustand seines Vaters so sehr, daß er ihn zu sich nahm und so lange dieser lebte sorgfältig darauf sah, daß ihm nichts von seiner Bequemlichkeit abgieng. Gleiches that er auch an seinen Schwestern — denn die Mutter war frühzeitig gestorben. Uebrigens war er sehr offenherzig und grade zu, obgleich etwas empfindlich. Einst wollte er den Abt zu Morbach Joh. Rudolph Stoer besuchen, mit welchem er ein Geschäft abzuschliesen hatte. Da ihn dieser nicht gleich vorlies, sondern einige Zeit im Vorzimmer aufhielt, so gieng er unverrichteter Sache wieder nach Hause und schrieb dann an den Abt einen äusserst bittern Brief. Er bezeigte darin zuerst sein groses Mißvergnügen über die verächtliche Begegnung, die er so eben habe erfahren müssen und versicherte, daß er gar nicht der Mann sey, der sich so leicht zum Narren haben lasse. Da es aber scheine, daß dies der Abt gewollt habe, so wolle er denn einer seyn und ihm, dem alten Sprichworte gemäß die Wahrheit ein wenig sagen. Er werde sich niemals dazu bequemen, dem dummen Hochmuth der meisten Höflinge zu fröhnen. Es gebe leider ohnehin unwissende und hungrige Menschen genug, die um ein Stück Geld, oder eine Mahlzeit zu erhaschen, gelernt hätten im Staube zu kriechen, Speichel zu lecken und dem Dünkel ihrer Gönner

durch

durch die gröbsten Schmeicheleyen Weihrauch zu streuen. Aber diese Leute verdienten nicht Gelehrte genannt zu werden, sie seyen der Auswurf und die Schande ihres Standes. Ihm sey an der Gunst aufgeblasener Grosen, die sich durch jene Elenden den Kopf hätten verdrehen lassen ungemein wenig gelegen — ja er verachte sie von ganzem Herzen, u. s. w. Der Abt fand sich entweder wirklich getroffen, oder er hatte seine Ursachen, um es mit Oporin nicht zu verderben — kurz er ließ ihn auf das freundschaftlichste einladen und söhnte sich vollkommen mit ihm aus. Um zu beweisen wie sehr es ihm Ernst sey, sich den Oporin geneigt zu machen, gab er ihm ein Jahrgehalt, welches bisher der gelehrte Sigismund Gelenius, der ohnlängst gestorben war, genossen hatte und um seiner Grosmuth einen Vorwand zu geben, bat er ihn, seine Bibliothek dafür bisweilen mit einem brauchbaren Buche zu bereichern. Der Kaiser Ferdinand schätzte unsern Oporin nicht allein um seiner ausgebreiteten Verdienste, sondern auch vorzüglich um seiner Rechtschaffenheit willen und um ihm einen Beweis seiner Gnade zu geben, schenkte er ihm die Freyheit, daß diejenigen seiner Waaren, die den Rhein passirten, bey Breisach weder visitirt, noch verzollt werden sollten. Aber Oporin, der entweder den Vortheil dieser Erlaub-

laubniß nicht gehörig in Erwägung zog, oder von seinen Zunftgenossen keinen Vorzug dieser Art haben wollte, machte von dieser Gnade keinen Gebrauch. Auch der Kuhrfürst von der Pfalz Friedrich war ihm ausnehmend gewogen und suchte ihn zu vermögen nach Heidelberg zu ziehen, welches ohne Zweifel für ihn und seine Umstände vortheilhaft gewesen wäre. Aber auch dies günstige Anerbieten schlug er aus, weil er seine Vaterstadt zu lieb hatte.

Die ersten Gelehrten seiner Zeit gehörten unter seine Freunde und besonders hoch schätzte ihn der berühmte Erasmus. Als dieser kurz vor seinem Ende nach Basel zurückgekehrt war, so wurde Oporin nebst einigen Andern zu ihm geschickt, um ihn im Namen der Universität zu bewillkommnen. Sie umarmten sich und gaben sich gegenseitig die Hände. Oporin drückte dabey die Rechte seines Freundes mit so einer altdeutschen Herzlichkeit, daß dieser, der zum Unglück grade das Chiragra hatte, laut aufschrie. Dies, es mochte nun Spaß oder Ernst gewesen seyn, brachte den Oporin so ganz außer Fassung, daß er wie vom Donner gerührt da stand und kein Wort vorbringen konnte. Erasmus bemerkte das, sprach ihm freundlich Muth ein, liess Wein herum geben und suchte seine vorherige Exclamation so viel möglich wieder gut zu machen.

Die ganze sehr zahlreiche Gesellschaft ließ sich nun nieder und da der Becher fleißig herumgieng, kam Oporin nach und nach wieder zu sich selbst und hielt nun eine so gelehrte und elegante Rede, daß Jedermann mit Bewunderung eingestand, sie sey eines Erasmus selbst vollkommen würdig. Sie schieden sehr freundschaftlich und erinnerten sich in der Folge noch oft im Scherze an den derben Händedruck bey ihrer ersten Zusammenkunft. Uebrigens brauchte Oporin oft Freunde in der Noth und es war gut für ihn, daß er der Mann war, der sich welche erwerben konnte. Solche Freunde unterstützten ihn oft, wenn er sich in Verlegenheiten befand, auf eine sehr edle Art und gaben ihm, wenn seine Umstände ganz hülflos schienen, von Zeit zu Zeit gewisse bestimmte Summen, damit er wenigstens für seine Person und mit den Seinigen vor Nahrungssorgen gesichert war. Besonders verdienen unter diesen Edlen genannt zu werden Ludwig Gremspe, Rechtsgelehrter und Advocat zu Strasburg und der berühmte Rektor der Strasburger Universität Johann Sturm. Als Oporin diesen Beyden die sehr beträchtlichen ihm vorgeschossenen Summen zurückzahlen wollte, schickten sie ihm den größten Theil des Geldes wieder und machten es ihm zum Geschenk. Ein gleiches that der bekannte

Buch-

Buchdrucker und Verleger Johann Petri.*) Er hatte dem Oporin zu seinem Etablissement 400 Gulden vorgeschossen, mit denen er sodann dem Sohne Oporins ein Geschenk machte.

Mit unermüdetem Eifer trieb Oporin sein Geschäfte bis an sein Alter. Er gab endlich den unaufhörlichen Bitten seiner vierten Frau, einer Tochter von Bonifaz Amerbach, der gewesenen Witwe Ulrich Iselins nach und verkaufte seine Offizin, obgleich weit unter dem Preise. Sie hatte ihm zu Gemüthe geführt, daß er bey seinen zunehmenden Jahren nicht mehr im Stande sey, so lästigen und überhäuften Geschäften gehörig vorzustehen, ohne seiner Gesundheit offenbar Abbruch zu thun. Bald nachher hatte er noch die Freude einen jungen Sohn zu erhalten. Dieser wurde die Freude seines Alters und in der Folge die Stütze der Seinigen. Leider genoß Oporin weder dieser Freude, noch seine Ruhe lange. Im fünften Monat nach der Geburt dieses Kindes überfiel ihn ein heftiges Schnupfenfieber. Catarrh und Kopfweh griffen ihn so an, daß er sich zu Bette legen mußte, obgleich übrigens sein Körper ganz gesund schien.

*) Gestorben im Jahr 1579. den 24 April, alt 71 Jahr.

Er war überhaupt nie krank gewesen und ohne Zweifel würde er, seiner trefflichen vesten Leibesconstitution nach, noch lange haben leben können, wenn er diesem Zufalle entgangen wäre, der damals epidemisch geworden war und bereits Mehrere dahin gerafft hatte. Die Krankheit verschlimmerte sich von Tag zu Tage und der zwanzigste Tag derselben (es war der sechste Juli des Jahrs 1568) war der letzte seines Lebens, welches etwas über sechzig Jahre gewährt hatte.

Sein Begräbniß wurde mit einem Pomp und mit Ehrenbezeigungen gefeyert, die deutlich bewiesen, wie allgemein man ihn geschätzt habe und wie sehr man seinen Verlust betraure. Studirende trugen den Sarg mit seinem Leichnahme in die Hauptkirche. Hier erhielt er seinen Platz neben den Ruhestäten eines Grynäus, Oecolampadius, Münster und anderer Männer, die sich durch Rechtschaffenheit und Verdienste ewiges ruhmvolles Andenken erworben haben. Auf seinen Leichenstein kam folgende Inschrift:

Aeternitati.

Johannes Oporinus Basil. typographus, doctus, operosus, elegans libris innumeris, virtutum herede ex quarta conjuge vnico relicto,

pu-

publicis lacrymis, privata pietate, ſexagenario major heic conditur.

Frugifer Autumnus periit DIs notus et orbi,
Orthion elapſus nautis meditatur Arion.
Quantula ſint hominum corpuſcula, diſce Viator:
Magnus Oporinus conditur hoc tumulo.

Einige Tage vor ſeinem Ende träumete ihm, daß die Gewichte ſeiner Schlaguhr, die zugleich weckte, mit ſehr angenehmen Klange herab auf ſeine Bruſt fielen. Eine Weile darauf kam die Uhr ſelbſt nach mit demſelben hellen Tone. Er wachte davon aus ſeinem Schlummer auf und konnte von den herrlichen Tönen, die er gehört haben wollte, nicht genug erzählen. Schon die Rückerinnerung an dieſelben vergnügte ihn ſo, daß er über ihre Schilderung ganz in Feuer gerieth. Beym Erwachen lächelte er heiter und ſprach: „Gütiger Gott, „was ſollte dies wohl bedeuten? So haſt du denn „den unzähligen Beweiſen deiner Liebe gegen mich „auch noch dieſe ſanfte, väterliche Erinnerung hin„zufügen wollen? Nun in deinen Händen liegt „mein Leben und mein Tod. Verfahre mit mir „nach deiner Barmherzigkeit.“

Ueber dem Eingange ſeines Muſeums ſtand folgende Inſchrift: „Wer Du auch ſeyn magſt, ver„nimm die dringende Bitte Oporins. Haſt Du

hier

„hier ein Geschäft, so besorge es eilend und begieb „Dich dann unverzüglich wieder hinweg, wenn Du „nicht dem müden Atlas ein Herkules werden und „ihm seine Last abnehmen willst. Ganz gewiß fin„dest Du immer auch auswärts etwas zu schaffen!“ Die Idee zu dieser Inschrift hatte Oporin von einer ähnlichen über dem Eingange des Arbeitszimmers von Aldus Manutius entlehnt.

Johannes Fust und Johannes Guttenberger.

Ein alter Biograph macht die Anmerkung (und einem Biographen steht sie auch am meisten an): es sey doch nicht zu läugnen, daß zuweilen in den Namen etwas Bedeutendes liege. Heilige Namen wolle er hier nicht mißbrauchen und als Belege einer so unerheblichen Bemerkung anführen, aber unter den Heiden sey z. B. Octavius, der Schöpfer der römischen Monarchie längst vor jener merkwürdigen Katastrophe veranlaßt worden, den Beynamen August *) anzunehmen und derjenige Monarch, welcher

*) Vermehrer, Vergrößerer.

cher in der Reihe der Abendländischen Kaiser der letzte gewesen, sey Augustulus *) genennt worden, gleichsam als habe man es voraus geahndet, daß er seines grosen Vorfahren durchaus unwürdig erscheinen werde. Auf eben diese Weise habe nun auch der Erfinder der Buchdruckerkunst Faustus (Glücklich) deutsch Fust heisen müssen, um schon durch den Namen verborgen anzudeuten, mit welch' einer wichtigen Erfindung der Besitzer desselben die Welt beschenken werde. — Ich enthalte mich zu untersuchen, in wie weit diese Bemerkung Grund und Werth habe. Fusts Name mag jedoch mit Fust selbst in irgend einem beziehenden Verhältnisse stehen oder nicht — ausgemacht bleibt es doch, daß er uns an eine sehr merkwürdige Person erinnert, die in tausendfacher Rücksicht unsere Aufmerksamkeit und unsern Dank verdient.

Johannes Fust war ein Deutscher von Geburt, und zwar ein Bürger zu Mainz. Er soll ums Jahr 1450 unter der Regierung Kaiser Friedrich des Dritten die Buchdruckerkunst erfunden haben. Leider ist dies beinahe das Einzige, was man von diesem Manne weiß. Seine nähern Lebensumstände hat man über seine Erfindung vergessen.

Ja

*) Ein kleiner August.

Ja man zweifelt sogar, ob ihm auch wirklich die Ehre der ersten Erfindung zukomme. Einige Geschichtschreiber von Ansehen und Glaubwürdigkeit sind sehr geneigt zu behaupten, daß Fust schon im Jahr 1440, also zehen Jahre vorher das Geheimniß der neuen Erfindung Buchstaben in Holz und Metall zu formen und abzudrucken, von Johannes Guttenberger einem Edeln zu Strasburg unter dem Siegel der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit erfahren habe. Guttenberger habe sich nehmlich mit einem seiner Diener Scheffer lange den Kopf zerbrochen, um ein Mittel ausfündig zu machen, welches das lästige und langwierige Abschreiben, wo nicht entbehrlich, aber doch bequemer machen könnte. Endlich seyen sie auf den Einfall gerathen, statt der Pergamentblätter hölzerne Täfelchen zu nehmen und was auf jene geschrieben werden sollte, in diese zu schneiden, wodurch man wenigstens den Vortheil erlangte, daß man ein Werk, welches einmal auf diese Weise in Holz geschnitten war, mehrere Male vervielfältigen konnte. Bald habe man diesen Versuch so verbessert, daß man Lettern aus Holz oder Metall formte und diese zusammensetzen lernte, wodurch nicht nur dem Mühsamen und Aermlichen der ursprünglichen Erfindung abgeholfen, sondern auch ein sehr beträchtlicher Zuwachs an neuen Vortheilen

gewonnen wurde. Und nun erst seyen Fust, Medenbach und Andere von dem Guttenberger als Vertraute und Theilnehmer seiner Erfindung aufgenommen worden.

Eine dritte Parthey läßt Fusten zwar die Ehre der ersten Erfindung, hält es aber für billig, daß sie dieser mit Peter Scheffer von Gernsheim *) theile, den sie zu seinem Schwiegersohn machen. Sie sagen nehmlich, Fust habe eine einzige Tochter Christine gehabt und diese habe Scheffer geheyrathet. Anfangs sey die neue Kunst als würkliches Geheimniß behandelt worden, und als man sich genöthigt gesehen habe Gehülfen anzunehmen, so seyen diese durch einen Eid gehalten worden, nichts zu verrathen. Früh habe man den geringen Vorrath von Lettern in einem Säckchen heimlich in die Offizin gebracht und Abends wieder mitgenommen, um zu verhüten, daß selbst eine gewaltsame Neugierde den Schleyer des Geheimnisses

die

*) oder Gernsheim, Stadt und Schloß au der östlichen Seite des Rheins über Worms und unter Darmstadt. Es liegt aber auch ein Gernsheim im Herzogthum Bergen, nicht weit von Düsseldorf. Dies ist ein adliches Frauenstift.

die Nacht über heben könnte. Nach Verlauf von zehn Jahren habe endlich ein Gehülfe Fusts Johannes Guttenberger, ob mit, oder ohne Vergünstigung Fusts — das wisse man nicht — das Geheimniß in Deutschland verbreitet und die Kunst allgemeiner gemacht.

Wir überlassen es dem Leser zu entscheiden, ob eine dieser Meinungen verdiene den beyden übrigen vorgezogen zu werden, und welche. So viel scheint sich mit Gewißheit zu ergeben, daß Deutsche es waren, welche die Buchdruckerkunst erfanden, daß Johann Fust aus Mainz und Johann Guttenberger aus Strasburg, jener als erster Erfinder, dieser als Theilnehmer und Verbreiter der ersten Erfindung verdienen in dankbarem Andenken bewahrt zu werden. Es gieng mit der Buchdruckerey wie mit den meisten nützlichen Erfindungen. Der Anfang war gering, und erst die Zeit machte sie bedeutend. Einer nach dem andern that eine kleine Verbesserung hinzu, bis das Ganze zu einer Nutzbarkeit gelangte, die in die Augen fällt, und durch leichte Mittel zu verschaffen ist. Wenn man erst ganze Seiten Text in Holz schnitt und dann abdruckte, wenn man hierauf einzelne Buchstaben erst aus Holz, dann aus Messing, dann aus Zinn machte, wenn man die Sache allmählig und unmerk-

merklich bis auf einen höhern Grad der Vollkommenheit brachte, und Produkte lieferte, die selbst einem Momus vollkommenen Beyfall abnöthigen müssen — so ist das einer von den vielen Beweisen für die Wahrheit jener Behauptung des alten Philosophen: — „aufs Erfinden kommt's an. Das „Erfundene verbessern ist keine Kunst."

Fust fand bald Nachahmer, nachdem man mehr hinter sein Verfahren gekommen war. Schon im Jahr 1460 soll Ulrich Hahn, ein Deutscher von Geburt die ersten Bücher in Rom gedruckt, und dadurch ein Aufsehen erregt haben, das einzig und unerhört war. Ueberhaupt mußte Italien, welches damals der vornehmste Sitz der Wissenschaften und Künste war, auch die beste Pflegerin der Buchdruckerey werden, deren wohlthätiger Einfluß auf die Ausbreitung und bessere Cultur der Litteratur augenscheinlich war. Hanson Hamman, mit dem Beynamen Herzog und Octavianus Scotus folgten Hahns Beyspiele und errichteten eine Buchdruckerey in Venedig. Sixtus Russiger, ein gebohrner Strasburger, fieng ebenfalls und zwar im Jahr 1471 zu Neapel an Bücher zu drucken. Ihm folgte in Frankreich Nicolaus Jenson, von welchem ein damaliger Dichter sang:

Inprimit ille die, quantum non scribitur anno.

In Deutschland sah man bald beinahe in jeder Stadt von vorzüglicher Bedeutung Buchdruckereyen. So waren z. B. schon im Jahr 1466 zu Augsburg Johann Bemler (wie eine in diesem Jahre von ihm daselbst gedruckte lateinische Bibel ausweist) — zu Eßlingen 1475 Konrad Finer, zu Ulm ohngefähr um dieselbe Zeit Johann Zainer und Konrad Denkmuth, zu Köln 1490 Heinrich Quentel, zu Basel im nehmlichen Jahre Nicolaus Keßler, zu Nürnberg Anton Koburger u. a. m. Buchdrucker.

In einer Ausgabe der Officiorum Ciceronis, welche auf Pergament gedruckt ist, steht auf der letzten Seite: Praesens M. Tullii clarissimum opus Joannes Fust, Moguntinus civis non atramento plumali, canna neque aerea, sed arte quadam perpulcra, manu Petri de Gernsheim, pueri mei, feliciter effeci. Finitum anno M CCCCLXVI quarta die mensis Februarii. d. h. Gegenwärtiges weltberühmtes Buch des Marcus Tullius habe ich Johannes Fust, Bürger zu Mainz ohne Dinte, Feder oder Grabstichel, sondern vermittelst eines sehr schönen Kunststückes durch meinen Gehülfen Peter von Gernsheim glücklich beendigen lassen, im Jahr 1466 am 4ten Februar.

Anfangs standen die Buchdrucker und ihre Kunst in außerordentlichem Ansehen und ihre Arbeiten wurden mit grosen Summen bezahlt. Johann Mentel legte zu Strasburg eine Buchdruckerey an, und da er viel, schön und correkt druckte, so hatte er sich in Kurzem ein sehr beträchtliches Vermögen gesammelt. Ein Schriftsteller aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts erwähnt dies und macht dabey die Anmerkung: „Aber wies meistens „geht, so auch hier. Itzt sind Bücher genug da, „und das macht es, daß das Ansehen dieser nützlichen „Kunst gesunken ist. Setzer und Gesellen haben schwere Arbeit, und die Buchdruckerherren „streichen nebst den Buchhändlern das Geld ein, „was jene mit Schweiß und Mühe erwerben helfen, „und werden reich."

Uebrigens ist es bekannt, daß man auswärts die Deutschen um die Ehre dieser Erfindung sehr beneidet und sie ihnen sogar durch allerley Erdichtungen zu rauben gesucht hat. Schon Pomponius Lätus, Paulus Jovius, Ludwig Guicciardini und Hadrianus Junius haben sich Mühe gegeben, die Welt über diesen Punkt auf andere Gedanken zu bringen. Guicciardini in seiner Beschreibung von Niederdeutschland sagt: zu Harlem wüßten es ja die Kinder auf der

Stra-

Strafe, daß die Buchdruckerkunst zuerst in Harlem erfunden worden sey. Von Harlem habe man das Geheimniß nach Mainz gebracht und von Mainz aus sey es erst verbreitet worden. Junius nennt in der Geschichte von Holland einen Küster oder Kustos zu Harlem Namens Lorenz Johannes als den Erfinder der Buchdruckerey und beschreibt das Original, das er selbst gesehen haben will und den Titel: Speculum Salutis (Heilspiegel) gehabt habe, sehr ausführlich. Bekannt ist ebenfalls, was man für grose Dinge von den Erfindungen, insbesondere von der Buchdruckerey der Chinesen hat erzählen wollen, die schon fünf- bis sechshundert Jahre vor den Deutschen Producte dieser Kunst aufzuweisen gehabt hätten. Es ist keine schwere Sache, solchen Behauptungen den Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben und sie mit Gründen zu unterstützen, beständen diese auch blos in jenem Ausspruche des Aristoteles: „Möglich ist es „wohl, daß dieselben Erfindungen von verschiedenen zu einer oder auch zu verschiedener Zeit, ohne „irgend ein Verständniß gemacht werden können."

Statt nach dem Beyspiele Anderer das, was ich über diesen Gegenstand bereits gesagt habe, mit frommen Betrachtungen und Wünschen zu beschliessen, will ich lieber ein recht schönes Epigramm her-

ses

setzen, welches Sebastian Brand ein alter Rechtsgelehrter und Dichter auf die Erfinder der Buchdruckerkunst gemacht hat. Es lautet folgendermassen:

Nuper ab ingenio Rhenanae gentis et arte
Librorum emerfit copia larga nimis.
Et qui divitibus, vix regi obvenerat olim,
Nunc liber in tenui cernitur esse casa.
Gratia diis primum, mox impressoribus aequa
Gratia: quorum opera haec prima reperta via est.
Quae doctos latuit Graecos, Italosque peritos:
Ars nova Germano venit ab ingenio.

Georg Purbach.

Georg Purbach wurde im Jahr 1423, am vierten May, in einem kleinen Grenzort zwischen Bayern und Oestreich gebohren.

Schon frühzeitig ließ er bey einem lebhaften Temperament viel Fähigkeit und Neigung für die Wissenschaften blicken. Ein ausdauernder anhaltender Fleiß machte diese Anlagen noch schätzbarer und vollkommner. Seine sogenannte gelehrte Erziehung war daher bald vollendet: in jenem rauhen

und

und rohen Zeitalter der Litteratur war ſie ſehr einfach. Vorzüglich zeichnete er ſich in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften aus und in der Mathematik übertraf er in Kurzem die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen.

Er wurde Profeſſor ordinarius der Mathematik in Wien und zwar ohne ſich um dieſe Stelle beworben zu haben. Dieſem Poſten ſtand er mit groſem Ruhme vor. Er beſtrebte ſich mehr Licht über ſein Fach zu verbreiten und zog vieles aus der Dunkelheit hervor, was die Unwiſſenheit und Trägheit ſeiner Zeitgenoſſen weder gekannt noch benutzt hatte. Die ganz neuen Materien, die er jetzt zur Sprache brachte, die Art, wie er ſie behandelte und vortrug, die Schriften, welche er ſchrieb und welche Beweiſe abgaben, daß er nicht nur Kenner ſeines Faches ſey, ſondern daß er daſſelbe auch überſehen und beurtheilen könne. — Das mußte freylich in Kurzem die beſondere Aufmerkſamkeit und Achtung aller derjenigen von ſeinen Zeitgenoſſen und Kollegen für ihn hervorbringen, die Geſchmack am Studium fanden und gern etwas neues lernen wollten. Sein Ruf durchflog bald Deutſchland und nun lernte man auch auswärts, beſonders in Frankreich und Italien ſeinen Namen mit Bewunderung und Ehrerbietung nennen. Er erhielt auch Beweiſe

dieser allgemeinen Achtung. Kaiser Friedrich der Dritte bewies sich von Zeit zu Zeit außerordentlich freygebig gegen ihn; Ladislaus, König von Ungarn machte ihn zu seinem Astronomen; einer der ersten Kardinäle wünschte nichts eifriger, als ihn in sein Haus und in seinen nähern Umgang zu ziehen, und Johannes, Bischoff zu Gros-Wardein in Ungarn bestrebte sich sein Schüler in der Mathematik zu heisen und lies keine Gelegenheit vorbey, ihn durch die deutlichsten Proben von seiner grosen Liebe und Freundschaft zu überzeugen.

Doch konnte ihn wohl niemand höher schätzen, als der bekannte gelehrte Kardinal Bessarion. Dieser war päbstlicher Gesandte am kaiserlichen Hofe gewesen und suchte bey seiner bevorstehenden Rückreise nach Italien den Purbach unter grosen Versprechungen zu überreden ihn zu begleiten. Er schmeichelte seinem Ehrgeiz, stellte ihm vor, daß man ihn in seinem Vaterlande doch noch bey weitem nicht so allgemein und nicht so hoch schätze, als er es verdiene, daß man ihn nicht einmal recht kenne, daß ihn hingegen Italien, die Pflegemutter und Beschützerin der Wissenschaften mit offnen Armen aufnehmen und alles anwenden werde, um zu beweisen, was für eine hohe Meinung man da von

ihm habe und wie sehr man wünsche seinen ausgebreiteten Verdiensten alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren lassen zu können. Bessarions Ueberredungskunst siegte endlich und Purbach faßte den Entschluß diesen freundschaftlichen Bitten seines Gönners Folge zu leisten. Ueberdies wünschte er doch das für den Gelehrten in so vieler Rücksicht interessante Italien kennen zu lernen und insbesondere hatte er den vesten Vorsatz gefaßt, dort griechisch zu lernen, um dann im Stande zu seyn, sein Fach aus den Quellen zu studiren. Diese für ihn so angenehmen Hoffnungen und Aussichten wurden jedoch plötzlich auf die traurigste Weise vereitelt. Denn während den Zurüstungen zur Reise überfiel ihn eine tödliche Krankheit, die ihn schnell hinwegraffte. Er starb zu Wien am 8 Aprill des Jahres 1462 im sieben und dreisigsten Lebensjahre.

Sein Tod war für die Wissenschaften, insbesondere für das Studium der Mathematik ein äusserst empfindlicher Verlust. Ohnerachtet seines kurzen Lebens hinterlies er doch eine sehr beträchtliche Anzahl von Schülern. Johann Müller aus Königsberg in Franken, von welchem bald ausführlicher gesprochen werden wird, war sein liebster und auch sein würdigster Schüler. Man hat noch einen Brief von diesem Müller, in welchem er den frü-

hen

hen Tod seines Lehrers beklagt und sowohl dem Genie, den Kenntnissen und Verdiensten desselben in wissenschaftlicher Hinsicht, als auch insbesondere seinem liebenswürdigen Charakter und seinen wohlwollenden Gesinnungen gegen ihn, den Verfasser des Briefs, eine sehr ehrenvolle Lobrede hält. Purbach trug seinem Lieblinge noch auf seinem Todbette auf ein mathematisches Werk zu vollenden, zu dessen Bearbeitung er von seinem Gönner Bessarion ermuntert worden war. Müller erfüllte diesen Auftrag und konnte es um so eher, weil er sich noch die Kenntniß der griechischen Sprache erwarb, die sein Lehrer nicht besessen hatte und welche zu jener Arbeit eigentlich erfordert wurde.

Andreas Stiborius sammelte die hinterlassenen Schriften des Verstorbenen und gab sie heraus. Es zeichnet sich unter ihnen vorzüglich die kurze Darstellung des Planetensystems, Theoricae Planetarum, aus, wenigstens fand dies Werkchen außerordentlichen Beyfall und diente selbst noch im sechzehnten Jahrhundert meistens als Grundlage und Kompendium zu Vorlesungen über die Sternkunde. Es ist das System des Ptolomäus über die Bewegung der Himmelskörper in Form eines Auszuges gebracht. Den Liebhabern und Anfän-

gern mußte dies Buch ein sehr willkommenes Geschenk seyn, denn es setzte sie in den Stand das Ganze eher zu übersehen, den Leitfaden zu finden, an welchem sie durch das Gewirre weitläuftiger und mühsamer Untersuchungen gelangen konnten und auf dem schneller und sicherer gelegten Grunde besser fortzubauen. Er hatte auch einen Allmanach auf mehrere Jahre verfertigt, Himmelskugeln gebaut und mehrere mathematische und astronomische Instrumente theils erfunden, theils verbessert.

Johann Müller.

Johann Müller wurde am sechsten Juni des Jahres 1436 Nachmittags gegen 5 Uhr zu Königsberg in Franken gebohren. Seine Eltern waren für Königsberg ziemlich angesehene und wohlhabende Leute und fanden sich dadurch in den Stand gesetzt, ihren Kindern eine gute und sorgfältige Erziehung zu geben.

Sie unterliesen nicht nach damaliger Sitte bey der Geburt dieses ihres Sohnes Zeichendeuter und Wahrsager zu Rathe zu ziehen. Diese prophezeiheten denn aus dem Stand der Gestirne und den

übrigen äußern Umständen beym Augenblick der Geburt, die bey ihren Beobachtungen gewöhnlich in Betrachtung kamen, alles Gute für und von dem Kinde, jedoch mit dem Zusatze, daß Andere vielleicht anders gedeutet haben würden. Sie fänden sich nehmlich ihren angestellten Beobachtungen zu Folge berechtiget, dem neugebohrnen Söhnlein ein gemäsigtes, gelehriges Naturell und insbesondere eine sehr grose und thätige Liebe zu den Wissenschaften vorauszusagen, Andere aber würden aus denselben Vorbedeutungen eher auf ein rauhes, streitlustiges, unruhiges Temperament geschlossen haben. Nun sey zwar der grose Einfluß der Gestirne auf das Naturell und auf das Schicksal der Menschen unbezweifelt, aber der besondern Hülfe Gottes und einer treuen Erziehung sey es doch vorzüglich vorbehalten, jene günstigen Prophezeihungen zu rechtfertigen. Die freudigen Eltern waren natürlich mit diesen freundschaftlichen Weissagungen sehr zufrieden und unterliesen nicht ihre Zufriedenheit thätig an denen zu beweisen, die sie veranlaßt hatten.

Das Beste war, daß sie dem guten Rathe folgten, den ihnen jene Männer gegeben hatten und ihrem Sohne einen nach ihren Kräften sehr guten Unterricht ertheilen ließen. Der kleine Müller war auch vernünftig genug, bey der guten Nativität, die

ihm

ihm gestellt worden war, zugleich an den Zusatz zu denken, der jener beygefügt worden war. Plato sagt irgendwo: „Gott und das Schicksal lenken „zwar das Ganze im Lauf der menschlichen Dinge, „ein wenig Anstrengung von unserer Seite kann „indessen doch nicht schaden.“ Der junge Mensch lebte im Sinne dieser Sentenz. Er war gesund, munter, immer in einer heitern talentvollen Stimmung, ohne auf Irrwege zu gerathen und Vergnügungen und Ausschweifungen nachzuhängen. Seine ganze Seele hieng an den Wissenschaften, an denen, von welchen er etwas lernen konnte und an den Uebungen, die die Absicht hatten, seinen Verstand aufzuklären und seine Kenntnisse zu erweitern.

Nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, verlies er seine Heimath und kam als ein sehr junger Mensch nach Leipzig auf die Universität. Dialektik und die mathematische Geographie hatten sein Interesse vorzüglich erregt. Er lag diesen beyden Wissenschaften mit dem grösten Fleise ob und bald konnten ihm seine Lehrer nicht mehr sagen, als er schon wußte. Verlegen sah er sich nach erfahrnen Führern um, oder wenigstens nach solchen, die gleiche Neigung mit ihm hätten und gleichen Drang ihr nachzuhängen. Er hatte

ge-

gehört, daß Wien der vornehmste Sitz der philoso-phischen und mathematischen Wissenschaften sey und diese Nachricht war hinlänglich ihn zu dem Ent-schluß zu bringen, dorthin zu gehen. Georg Purbach galt damals für den größten Mathema-tiker seiner Zeit; sein Ruf und der Zulauf aus al-len Gegenden zu ihm, war außerordentlich. An diesen wendete sich der junge Mensch zuerst. Pur-bach nahm ihn gütig auf, und da er bald die gu-ten Anlagen Müllers bemerkte und die Fortschritte erkannte, die er in seinem Fache gemacht hatte, so schenkte er ihm seine ganze Gunst und lies keine Ge-legenheit vorbey der edlen Wißbegierde des jungen Mathematikers Belehrung und dessen Zutrauen Freundschaft entgegen zu setzen. Bald war Mül-ler nicht mehr Purbachs Schüler, sondern dessen Mitarbeiter, Vertrauter und unablässiger Gesell-schafter.

Diese vertraute Verbindung hatte für Beide sowohl, als für die ganze mathematische Wissen-schaft sehr grosen Nutzen. In einem Zeitraume von zwey Jahren hatten sie unausgesetzt zusammen studirt und beobachtet. Was da einer nicht sah, bemerkte doch der Andere. Sie hatten den ganzen Cursum des mathematischen Studiums zusammen revidirt, sich da, wo sie verschiedener Meinung

waren, unpartheyisch besprochen und vereinigt, viele dunkle Stellen aufs neue geprüft und aufgeklärt, vieles Alte verbessert und manches Neue gefunden. So fanden sie z. B., daß die Bewegungen des Mars mit den gewöhnlichen Berechnungen nicht übereinstimmend seyen und oft um zwey Grade abwichen. Dies veranlaßte sie die ältern Berechnungen zu prüfen und zu berichtigen.

Grade damals hielt sich der wegen seiner genauen Kenntniß der griechischen Sprache und wegen seines rühmlichen Eifers für die Gelehrsamkeit allgemein geschätzte Cardinal Bessarion als Gesandter am Hofe Kaiser Friedrichs auf. Er, ein groser Freund von der Mathematik unterredete sich fleissig mit Purbach über verschiedene Gegenstände aus diesem Fache, befragte ihn über diesen und jenen Punkt im Ptolomäischen System, welches damals in ausserordentlichem Ansehen stand, — und konnte sich nicht genug verwundern über das Lichte und Deutliche in den Ideen dieses Mannes, über die Bündigkeit und Bestimmtheit seiner Antworten und über die glückliche Gabe, die er besas, die schwersten und verwickelsten Materien leicht und faßlich darzustellen. Dies bewog den Kardinal gegen Purbachen den Wunsch zu äussern, daß er sich doch entschliesen möge, das Werk des Ptolomäus,

wel-

welches den Titel hat: Μεγάλη σύνταξις in einen kurzen und faßlichen Auszug zu bringen. Purbach nahm die Arbeit über sich, aber während derselben überraschte ihn der Tod. Müller vollendete das Angefangene und erfüllte dadurch den letzten Wunsch des Sterbenden.

Es ist doch immer zu bewundern, wie man sich damals ohne nähere Bekanntschaft mit der griechischen Sprache und Litteratur an ein solches Unternehmen wagen konnte. Eine ziemlich mangelhafte arabische Uebersetzung war der einzige Dollmetscher des Sinnes des Schriftstellers und diesen besas man nicht einmal im Originale, wenn man auch seine Sprache verstanden hätte. Man mußte folglich mit den zu bearbeitenden Materien durchaus genau bekannt und in dem ganzen Fache vollkommen bewandert seyn, wenn man nicht oft sehr irre gehen wollte. Nachdem jedoch Müller in der Folge zu Rom griechisch gelernt hatte und seinen Schriftsteller im Originale besas und lesen konnte, so nahm er das Werk noch einmal vor und fand denn nun freylich manches zu verbessern.

Das war auch ein Grund, warum Purbach und Müller so gerne nach Italien wollten und warum sich der erstere leicht dazu verstand Wien zu verlassen und seinem Gönner Bessarion zu folgen. Es

war

war da noch sehr viel für sie zu lernen. Denn fürs erste fehlte es in Italien keineswegs an grossen Männern im mathematischen und astronomischen Fache und Purbach, ob er gleich selbst Professor war, würde sich es gar nicht zur Schande angerechnet haben, noch die Vorlesungen eines Blanchini zu besuchen — fürs zweite konnten sie dort auch am leichtesten und besten griechisch lernen — denn in Deutschland waren die, welche griechisch verstanden, sehr leicht zu zählen, wenn es sich anders gar der Mühe verlohnte, anzufangen. Müller erzählt, er könne gar nicht sagen, wie sehr es ihn gekränkt habe, als er hätte sehen müssen, wie sich zwey so gelehrte und gescheute Männer als G. Purbach und Franz von Mantua die Köpfe zerbrochen hätten, um sich durch die unverständlichen und confusen Uebersetzungen des Ptolomäus zu helfen. Er habe damals, ob er gleich noch sehr jung gewesen sey und eben nicht die besten Einsichten gehabt habe, doch schon den vesten Entschluß gefaßt, einmal, es koste auch was es wolle, nach Italien zu gehen und da griechisch zu lernen, um im Stande zu seyn, aus den Quellen zu schöpfen. Wenn z. B. Ptolomäus den Weg beschreibt, den die Donau von ihrem Ursprunge an bis zu ihrem Ausflusse nimmt,

und

und die Flüsse angiebt, die sich in die Donau ergiesen, so sprach der Uebersetzer immer von Armen der Donau, und wenn er z. B. sagen sollte: bey Passau nimmt die Donau den Inn auf, so sagt er, bey Passau ist ein Arm von der Donau Inn genannt. Schon daraus, daß ein paar Gelehrte in solchen Schulfehlern unübersteigliche Schwierigkeiten fanden, kann man ersehen, wie weit man damals in allen Fächern noch zurück war und wie schlimm es erst um die Kenntnisse des gemeinen Mannes aussehen mußte.

Als Purbach tod war, wollte es Müllern in Wien gar nicht mehr gefallen und er folgte darum um so lieber dem Anerbieten Bessarions ihn statt Purbachen nun mit nach Italien zu nehmen. Er gieng in sein dreisigstes Jahr, als er diese für ihn so interessante und nützliche Reise antrat. In Rom hielt er sich meistens zu dem damals ebenfalls berühmten Mathematiker Georg von Trapezunt und benutzte die dortigen schönen und vollständigen Bibliotheken, die seinen Eifer für das Studium der griechischen Sprache ausserordentlich anfeuerten. Er schrieb Tag und Nacht alte Handschriften ab und die Schriften des Ptolomäus machte er sich durch tägliche Lektüre ganz zu eigen. Er verfaßte hier auch einen Dialog,

der

der die Widerlegung einer Theorie enthielt, die ein damaliger Mathematiker dem Publikum vorgelegt hatte. Bald darauf begab er sich nach Ferrara, wo Blanchini, Theodor Gaza und insbesondere Guarin durch seine Vorlesungen über griechische Sprache und Litteratur vieles Aufsehen erregten. Etwas über ein Jahr lang legte er sich hier mit dem grösten Eifer auf die griechische Sprache und brachte es binnen dieser Zeit so weit, daß er die griechischen Philosophen vollkommen verstand und sogar griechische Verse machte, die zum Theil auch im Publikum erschienen. Seine liebste Lektüre blieb indessen der Ptolomäus, wobey er nun den Commentar des Theon zu Rathe ziehen konnte. Nach Verfluß dieser Zeit gieng er nach Pavia, wo er auf Bitten der dasigen Studirenden über den Alfragan las. Die Einleitung zu diesen öffentlichen Vorlesungen ist noch vorhanden und enthält außer einer Empfehlung des mathematischen Studiums überhaupt, eine Lobrede auf die damaligen grosen Mathematiker in Italien, deren Gefälligkeit und Freundschaft er außerordentlich erhebt.

Nachdem er diese Vorlesungen beendiget hatte, gieng er (ohne Zweifel im Jahre 1460) nach Venedig. Hier schrieb er seine Abhandlung *De Tri-*

Triangulis, in welcher der grose darauf verwandte Fleiß unverkennbar ist. Ein damaliger Mathematiker Nicolaus Chusanus hatte eine Schrift geschrieben, worinnen er die Quadratur des Cirkels unwiderleglich dargethan zu haben glaubte. Niemand wagte es zu widersprechen, als Müller, der ihn in einer besondern schriftlichen Widerlegung eines Bessern belehrte. Hierauf kehrte er nach Rom zurück, wo er seine ehemaligen Beschäftigungen fortsetzte und sowohl griechische als lateinische Handschriften theils mit eigener Hand abschrieb (er zeichnete und schrieb ausnehmend schön und leicht), theils für sein Geld abschreiben lies. Er gerieth hier wieder in einen Streit und zwar mit seinem Freunde Georg von Trapezunt. Dieser hatte etwas in dem Kommentare des Theon getadelt und Müller glaubte diesen vertheidigen zu müssen. In der That mochte er wirklich dazu berechtiget seyn und der grösere Theil der Sachverständigen war auch auf seiner Seite, aber der Streit wurde mit einer Heftigkeit und Erbitterung getrieben, die damals bey solchen Gelegenheiten zwar nichts ungewöhnliches war, aber doch vermuthen läßt, daß die Zeichendeuter und Wahrsager, welche Müllern als neugebohrnem Kindlein die Nativität stellten, ziemlich gut aus den Ster-

nen zu lesen verstanden, wenn sie ihm einen streitsüchtigen und unruhigen Sinn prophezeihten. Die Folge dieses gelehrten Zwistes war, daß beyde Freunde zu unversöhnlichen Feinden wurden und daß Georg von Trapezunt keine Gelegenheit vorbey ließ, wo er zeigen konnte, wie sehr er wünsche an seinem Gegner Rache zu nehmen.

Nachdem Müller auf verschiedenen Wegen Italien durchkreuzt hatte, so gieng er nach Wien zurück und fieng an daselbst mathematische Vorlesungen zu halten. Seine Gönner, die ihr Wohlwollen von seinem Lehrer nun auf ihn übertrugen und unter ihnen vorzüglich König Matthias von Ungarn und der Erzbischoff zu Gran in Niederungarn, unterstützten ihn auf eine sehr thätige Weise. Diese beyden Grosen beriefen ihn zu sich und überhäuften ihn mit Ehrenbezeugungen und Geschenken. Der König warf ihm sogar ein Jahrgehalt von zweyhundert Ungarischen Goldgulden aus. Der Erzbischoff verstand gut Mathematik und hatte sie zu seinem Lieblingsstudium erwählt und der König, ob er gleich einer der kriegerischesten Fürsten seiner Zeit war, hielt doch sehr viel auf Astronomie und besas viel Kenntnisse darin. Müller mußte für diese beiden Liebhaber viele astronomische Instrumente verfertigen. Er stand bey

dem

dem Könige so gut, daß dieser ihn oft zur Tafel zog, um sich mit ihm über Gegenstände aus der Gelehrsamkeit und Mathematik zu unterhalten. Ein zufälliges Ereigniß vermehrte seinen Ruhm noch um vieles. Der König war nehmlich gefährlich krank geworden und Niemand konnte ihm helfen. Die Aerzte gaben sich alle mögliche Mühe wenigstens zu entdecken, wo das Uebel seinen Sitz habe. Aber zu ihrem grosen Mißvergnügen fanden sie den Körper des Königs ganz gesund und demohnerachtet war der König bis zum Sterben krank. Endlich stand Müller auf und sagte: er habe in den Sternen gelesen, daß es dem Könige im Herzen liege. Da müsse irgend ein verborgener Gram nagen. Man solle also aufhören ihn mit Arzneyen zu plagen und lieber solche Mittel hervorsuchen, die im Stande seyen ihn heiter zu machen und seine Gedanken auf eine angenehme Weise zu zerstreuen. Nach vielem Zanken und Disputiren gab man endlich nach, überlies den Patienten der Kur des Mathematikers und siehe da — er genas in Kurzem vollkommen. Nun war vom König an bis zu dem geringsten seiner Unterthanen kein Mensch, der sich nicht darauf hätte tod schlagen lassen, Müller sey der gröste Prophet und Zeichendeuter seiner Zeit. Im Grunde hatten sie so Unrecht

recht nicht. Nur war der Weg, auf welchem sie zu einer richtigen Meinung gelangt waren, nicht der richtigste.

Ueberhaupt hatten es damals die Mathematiker, insbesondere die Charlatans in diesem Fache, als Zeichendeuter, Propheten, Wahrsager und dergleichen überkluge Personen gar gut und es fanden sich darum viel mehrere, die sich der Mathematik ausschliesend widmeten, als itzt. Da wurde kein Kind getauft, keine Heirath vollzogen, keine Sache von Belang begonnen, wo nicht vorher diese weisen Männer zu Rathe gezogen und ersucht wurden in den Sternen zu lesen. Nun wußten sie schon ihre Orakelsprüche so einzurichten, daß sie im Nothfall sichern Rückzug hatten. Sie würden auch zu glücklich und übermüthig geworden seyn, wenn nicht, wie alles in der Natur, so auch sie ihre gefährlichen Feinde gehabt hätten. Diese waren die Aerzte. Wenn nehmlich der Arzt den Kranken untersucht und eine Arzney verordnet hatte, so mußte erst der Sterndeuter nach dem Himmelslaufe die glückliche Stunde ausrechnen, wenn sie der Patient einnehmen sollte. Oft verschied dieser aus Mangel an schleuniger Hülfe während dieser Procedu-

ren. War dies aber auch nicht der Fall und die Arzney wirkte gar nichts, oder nichts gutes, so

sprach

sprach der Sternseher: der Arzt verstehe seine Kunst nicht und dieser sagte: der Sternseher habe alle Schuld, denn er habe die glückliche Stunde übersehen, sich verrechnet und den Patienten unglücklich gemacht. Auf diese Art gieng es damals bey unsern unwissenden, abergläubischen Vorfahren zu, wie bey den Persern. Diese haben deswegen auch das Sprichwort: Die Sterndeuter und Aerzte fressen das Land auf. Gewiß ist es, daß jener Krieg zwischen den Astronomen und Aerzten manchem unschuldigen Mutterkinde das Leben kostete.

Müller war offenbar zu vernünftig, um sich zu einer Classe Menschen zu gesellen, die er bey seinen Einsichten verachten mußte. Indessen ist es ihm nicht zu verargen, wenn er da, wo er sich auf seinen psychologischen Scharfblick nnd auf seine Menschenkenntniß verlassen zu können glaubte, den allgemeinen Wahn zu Hülfe nahm, um seinem guten Rathe mehr Eingang und Gewicht zu verschaffen. Ueberdies wurde jene obenerzählte für ihn so glückliche Kur an seinem königlichen Patienten durch den genauen Umgang mit dem Könige und durch den vertrauten Fus, auf welchem er mit ihm stand, eine sehr leichte und natürliche Sache.

Ohngefähr um jene Zeit schrieb Müller seine Tabulas directionum, die er dem Erzbischoff zu

Gran, seinem Gönner und Freund dedizirte. Die Materialien zu dieser Arbeit waren schon vorhanden, aber das Verdienst sie in einem geordneten Zusammenhange vorzutragen und den einzelnen Theilen ihre gehörige Ausarbeitung und Vollendung zu geben, gehört dem Herausgeber. Ueberhaupt glaubte man damals ganz richtig, daß der, welcher etwas Nützliches und Gutes schon Vorhandenes allgemeiner, nutzbarer und deutlicher zu machen suche, eben so viel Lob und Dank verdiene, als der, welcher dem Publikum ganz Neue und paradoxe Dinge zum Besten gebe. Der damalige unvollkommene und mangelhafte Zustand der Wissenschaften rechtfertigte diese Meinung um so mehr.

In den nehmlichen Zeitpunkt fällt der Krieg, welchen Matthias König von Ungarn mit den Böhmen führte, und welcher die Ruhe und den Wohlstand so vieler Völker zerrüttete. Die Böhmen wollten sich nehmlich einen König wählen, aber sie konnten sich über die Wahl nicht vereinigen. Eine Parthey wollte den König von Pohlen Casimir, eine andere den Herzog zu Sachsen Albert und eine dritte den König von Ungarn Matthias. Indem diese drey Faktionen sich unter einander aufrieben und überall Unruhe und Streit verbreiteten, machte sich Matthias auf,

fiel

fiel in Böhmen ein und zwang die unruhigen Köpfe sich zu vereinigen und ihn ruhig für ihren König anzuerkennen. Indem nun Ungarn, Oestreich und alle angränzenden Länder von wilden Kriegeshorden beunruhigt wurden, sah sich Müller nach einem ruhigern und bequemern Musensitz um. Endlich entschloß er sich Nürnberg zu seinem künftigen Aufenthalt zu wählen und begab sich im Jahr 1471 dahin. Die vornehmsten Ursachen, welche ihn zu diesem Entschluß bewogen, waren diese: Es war fürs erste dort ruhig. Sodann fand er in Nürnberg Leute, wie er sie bey Verfertigung mathematischer Instrumente brauchte. Bisher hatte er aus Mangel an sachverständigen Gehülfen das Meiste allein mit unsäglicher Mühe und Arbeit vollenden müssen. Endlich hatte er es auch in Nürnberg wegen seiner weitläufigen Correspondenz gut, denn durch die dasigen Kaufleute konnte er mit seinen entferntesten Freunden eine fortdauernde Verbindung unterhalten. Ueberdieß hatte er noch ein Projekt im Kopf, das er freilich nirgends besser ins Werk setzen konnte, als in Nürnberg. Er wollte nehmlich einen ganzen mathematischen Cursum in einer Reihe der besten ältern und neuern Schriftsteller, welche über Mathematik geschrieben hatten, herausgeben und sich, um diesem Unter-

nehmen desto besser vorstehen zu können eine eigene Buchdruckerey anschaffen. In der That schickte sich kein Mann|besser zu dieser Arbeit, als Müller, der sein Fach so ganz inne hatte, so vollkommen übersah und sich sein ganzes bisheriges Leben hindurch damit beschäftiget hatte, mathematische Materien vorzutragen, zu erläutern und zu prüfen. In der Reihe der Schriften, die er durch den Druck bekannt machen wollte, sollten auch seine eignen und unter diesen mehrere ganz neue Produkte folgen.

Die Ausführung seines Plans fand grosen Beyfall und die beste Unterstützung. Den Anfang machte er mit der Herausgabe eines dreyßigjährigen Kalenders. Dieser erregte die Aufmerksamkeit und die Bewunderung der ganzen gelehrten Welt. Ein Exemplar von diesem Buche wurde mit zwölf Ungarischen Goldgulden bezahlt und gieng in alle Weltgegenden; die Venetianer schafften es sogar nach Griechenland. Kein Franzose, Italiener, Ungar, Pohle oder Deutsche hatte noch einen ähnlichen Kalender gesehen und alle wollten ihn haben. Ein damaliger Schriftsteller sagt: Cyclopen müßten diejenigen seyn, die an so etwas nicht Interesse finden könnten. Er gab auch einen Commentar über das Werk des Ptolemäus, welches

den Titel hat: Μεγάλη σύνταξις heraus. Auf diese Arbeit hatte er allen nur möglichen Fleiß verwandt. Er hatte das griechische Original vom Cardinal Bessarion, einem gebohrnen Griechen und einem vollendeten Mathematiker erhalten. Dieser soll, wie Joachim Camerarius erzählt, so viel auf dies Buch gehalten haben, daß er öfters geäussert hätte, es sey mehr werth, als ein ganzes Fürstenthum.

Ein so groses und kostspieliges Unternehmen hätte Müller ohne besondere Unterstützung sehr reicher Freunde nicht ausführen können. Zum Glück fanden sich diese und ein gewisser Bernhard Walter, der ein sehr beträchtliches Vermögen besas und Theologie studirt hatte, also die Sache doch wenigstens mit andern Augen betrachtete als Leute, die von wissenschaftlicher Cultur und ihrem Werthe keine Idee haben, schoß nicht nur die Kosten vor, welche dazu erfordert wurden die Buchdruckerey in guten Zustand und Gang zu erhalten, sondern ermunterte auch mehrere andere wohlhabende Nürnberger Bürger auf, die Hände zu so einem nützlichen und ehrenvollem Geschäfte zu bieten. Dies hatte denn die Folge, daß sich Nürnberg bald durch vorzügliche Cultur und durch eine allgemeine Begünstigung und Unterstützung gelehrter Unternehmun-

mungen vor allen andern deutschen Städten, selbst vor den meisten Universitäten auszeichnete. Der dasige Senat gieng hierin durch zweckmäsige und wohleingerichtete Anstalten und durch Legate für Studirende mit gutem Beyspiel voran und Nürnberg hat eine schöne Reihe berühmter Gelehrten aufzuweisen, die es sich grösstentheils selbst erzog und bildete.

Müller muß während seines Aufenthaltes in Nürnberg außerordentlich fleissig gewesen seyn. Er verfertigte eine neue Uebersetzung der Mathematik und der Geographie des Ptolemäus, die er mit einem neu umgearbeiteten und verbesserten Commentare begleitete. Sodann stellte er auch fleissig physikalische Untersuchungen an und machte seine neuen Entdeckungen bekannt. Er erforschte z. B. wie weit die Entfernung sey, in welcher die Dünste von der Erde schweben und fand, daß sie zwölf deutsche Meilen betrage. Ein weites Feld zu neuen Beobachtungen und schriftstellerischen Arbeiten eröffnete sich ihm durch die Erscheinung zweyer Kometen, welche zwey ganze Jahre hindurch, 1471 und 1472 sichtbar waren und allgemeines Schrecken verbreiteten. Schriftsteller, die zu jener Zeit schrieben, schieben eine Menge von Uebeln und unglücklichen Ereignissen auf diese Kometen. Erstlich,

sagen sie, sey eine außerordentliche allgemeine Dürre erfolgt, die Flüsse und Quellen ausgetrocknet und sogar mehrere Städte in Brandt gesteckt habe. Sodann wäre ein schwerer Krieg zwischen den Böhmen, Ungarn und Pohlen erfolgt, der türkische Kaiser sey in der Wallachey eingefallen u. s. w. Die Seltenheit der Erscheinung von zwey Kometen auf einmal und auf so lange Zeit und die wichtigen Ereignisse, die auf diese Kometen erfolgten und natürlich ihrer Veranlassung zugeschrieben wurden, bewogen Müllern ein Werk herauszugeben, welches den Titel hat: Mirandum opus de vero loco et magnitudine Cometarum. Es lebte damals zu Erfurth ein groser Mathematiker M. Christiani. Diesem communicirte Müller seine neuesten Entdeckungen in ihrem gemeinschaftlichen Fache und fragte ihn bey allen seinen schriftstellerischen Arbeiten um sein Urtheil. Wie viel Müller auf diesen Mann gehalten habe, ersieht man aus einem Briefe des erstern, in welchem er sagt: Nachdem er den ersten Gedanken zu seiner Herausgabe mathematischer Schriftsteller gefaßt habe, sey er auch darum um so lieber nach Nürnberg gegangen, um diesem Freunde näher zu seyn und leichter mit ihm correspondiren zu können. Auf seinen Beystand rechne er bey diesem Unternehmen vorzüglich:

sein Urtheil und seine Prüfung werde ihm bey vielen Materien sehr zu statten kommen. Ein schöner Zug von Müllern! Eine solche Bescheidenheit und eine so uneigennützige Liebe für die Wissenschaften war besonders damals etwas sehr seltenes.

Zu Rom hatte Müllers dreyßigjähriger Kalender vorzüglich Aufsehen gemacht. Die dortigen Gelehrten, die von seinem Genie und seinen Kenntnissen schon durch einen nähern Umgang unterrichtet waren, beneideten Deutschland um dieses Licht und gaben sich alle Mühe ihn wieder nach Italien zu ziehen. Auf ihre Veranlassung geschah es endlich, daß ihn Pabst Sixtus nach Rom berief, um an einer vorzunehmenden Verbesserung des Kalenderwesens mitzuarbeiten. Ungern trennte sich Müller von seinen einmal begonnenen Arbeiten und von dem Wohnort, der ihm so nutzbar und angenehm geworden war. Allein, was konnte er machen? Dem Pabst konnte und wollte er doch nicht gerne eine abschlägige Antwort geben. Sodann war die Veranlassung zu dieser Reise und die Absicht derselben allerdings sehr erheblich. Ein Umstand, den Niemand besser und richtiger beherzigen konnte als Müller. Denn die Einführung eines guten und verbesserten Kalenders hatte schon längst

un-

unter seine ersten Wünsche gehört. Ueberdieß erinnerte er sich nie ohne Vergnügen an die angenehme Zeit, die er einst in Italien im Umgange mit den ersten und gebildetsten Köpfen, in der Erlernung der interessantesten Wissenschaften und dem Gebrauch der dortigen schönen Bibliotheken zugebracht hatte.

Er entschloß sich denn endlich und trat die Reise an. Aber kaum war er in Rom angekommen, so starb er. Das Jahr seines Todes giebt man verschieden an. Nach einigen war es das 1470, nach andern das 1489 und nach einer dritten Meinung das 1477. So viel ist gewiß, daß er sehr frühe starb. Man vermuthet, daß er an erhaltenen Gift gestorben sey und zwar durch die Söhne des Georg von Trapezunt, die an ihm den Schimpf hätten rächen wollen, den er ihrem Vater dadurch zugefügt hatte, daß er seine Uebersetzung des Ptolemäus sehr strenge durchnahm und die Fehler aufdeckte, die sich theils in den Anmerkungen, die er jener Uebersetzung beygefügt hatte, theils in der Widerlegung des Theon gefunden hatten. Unwahrscheinlich ist es keinesweges, daß es eine solche Bewandniß mit seinem Tode gehabt habe. Denn er zeigte immer einen grosen Hang zu Streitigkeiten

und

und eine strafbare Unbesonnenheit in seinen Reden und Aeußerungen — Schwachheiten, die in Rom oft sehr grausam gerügt wurden. Uebrigens wurde sein früher Tod allgemein beklagt. Eine so uneigennützige und so anspruchslose Liebe für die Wissenschaften besasen damals sehr wenige Gelehrte.

Er war nicht nur ein sehr gelehrter, fleissiger und thätiger, sondern auch ein rechtschaffener und frommer Mann. Aus religiösem Eifer schrieb er das ganze griechische neue Testament sehr nett und schön ab. Diese, so wie seine übrigen hinterlassenen Handschriften und seine ansehnliche Bibliothek kaufte der obengenannte Freund Müllers Walter an sich. Nach dessen Tod fiel die Sammlung an den Nürnberger Rath, der sie der dortigen Bibliothek einverleibte. Der gelehrte und berühmte Mathematiker Johann Schöner, ein Freund und College Melanchthons am Nürnberger Gymnasium, gab verschiedene von den hinterlassenen Schriften seines Vorgängers vermehrt und verbessert heraus. Freilich würde der Verstorbene noch ungleich mehr geleistet haben, wenn ihn nicht der Tod in der Blüthe seiner Jahre, mitten unter seinen schönsten und fruchtbarsten Beschäftigungen dahin gerafft hätte.

Die

Die besten Nachrichten von dem Leben dieses merkwürdigen Mannes verdanken wir dem Philipp Melanchthon.

Conradus Celtes Protucius.

Konrad Celtes Protucius wurde im Jahr 1459 zu Schweinfurth in Franken von wohlhabenden und angesehenen Eltern gebohren.

Er war ein böses und unruhiges Kind. In einem fort schrie und tobte er. Butter und Honigflaten waren noch allenfalls die wirksamsten Mittel ihn zu beruhigen. Die Wärterinnen prophezeihten daraus, daß er ein sehr beredter und berühmter Mann werden würde.

Nachdem er die Kinderschuhe ausgezogen hatte, unterrichtete ihn, nach damaliger Sitte ein Mönch, nothdürftig in den ersten Anfangsgründen der Religion, im Lesen, Schreiben und der lateinischen Grammatik. Diesen Kursum hatte er bald vollendet und nun, meinte sein Vater, sey es genug. Er sollte nehmlich nicht studiren, sondern sich der Oekonomie und dem Weinbau widmen. Zu dem Ende brachte ihn derselbe auch hinaus auf einen Weinberg. Aber ehe es sich der Vater versah, war

Kon-

Konrad über alle Berge. Er hatte sich auf ein so eben abgehendes Schiff gesetzt und war auf dem Main nach Kölln gefahren.

Hier erwarb er sich fürs erste die nothwendigsten Schulkenntnisse und studirte dann Theologie. Dann lockte ihn der Ruf der beiden gelehrten und um die Ausbreitung der Wissenschaften so verdienten Männer Johann Dalbergs und Rudolph Agricolas nach Heidelberg. Er verband hier das Studium der alten Litteratur, der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache mit fleisigen Uebungen in der Rede- und Dichtkunst und brachte es in kurzer Zeit so weit, daß er die damaligen berühmtesten Universitäten, als Erfurth, Leipzig, Rostock u. a. m. bereisen konnte, und sich durch Vorlesungen viel Geld verdiente. Die Gelehrten waren damals noch eine so seltene Erscheinung, daß Jeder, der glaubte nur halbweg für einen passiren zu können, Reisen anstellte, und auf Universitäten Vorlesungen hielt, so wie itzt Virtuosen herumreisen und sich hier und dort hören lassen, auch Unterricht ertheilen.

Um indessen wo möglich einen noch höhern Grad gelehrter Ausbildung zu erreichen, entschloß er sich nach Italien zu gehen. Er suchte hier auf alle Art zu lernen und benutzte den Unterricht der

er-

ersten Litteratoren damaliger Zeit. Zu Padua hörte er den Calphurnius und Kreticus, zu Ferrara den Guarinus, zu Bologna den Philipp Beroaldus, zu Florenz den Ficinus, zu Venedig den Sabellicus, zu Rom den Pomponius Lätus. Von Rom aus gieng er über Venedig, durch Dalmatien und Ungarn nach Pohlen, um daselbst in der Astronomie von dem berühmten Albert Brutus zu profitiren.

Nach seiner Zurückkunft in Deutschland kam er in nähere Bekanntschaft mit dem Kuhrfürst von Sachsen, Friedrich. Dieser brachte es dahin, daß Celtes von dem Kaiser zum Dichter gekrönt wurde. Es geschah dies im Jahr 1491, also im 32 seines Lebens. Kaiser Friedrich der Dritte krönte ihn selbst zu Nürnberg am achtzehnten Aprill. Celtes war unter seinen Landsleuten der erste, dem diese Ehre wiederfuhr. Er sagt dies selbst in seinen Gedichten:

Primus ego titulum gessi nomenque poetae:
Caesareis manibus laurea nexa mihi.

Seine Begierde zu reisen war noch immer nicht gestillt. Er wußte indeß seine Reisen so nutzbar für sich zu machen, daß es schwer ist zu bestimmen, ob er sie aus Drang nach Veränderung oder aus Eifer mehr zu lernen unternommen habe. Vielleicht

leicht wußte er jede dieser Neigungen aufs zweckmäsigste mit der andern zu vereinigen. Er durchstreifte also noch einmal Deutschland nach allen Richtungen uud besuchte alle damaligen Universitäten Deutschlands an der Zahl funfzehn. Ueberall hielt er sich eine Zeitlang auf, um zu lehren oder zu lernen. Endlich blieb er in Wien, wo er alte Litteratur, Dichtkunst und Redekunst lehrte. Er starb auch daselbst im Februar des Jahrs 1508, als er kaum sein funfzigstes Jahr angetreten hatte.

Gewiß war Celtes eines der ersten und glänzendsten Genies seiner Zeit. Mit einer ausserordentlichen Reichhaltigkeit an eigenen neuen Gedanken verband er in einem damals ungewöhnlich hohen Grade die Kunst, alles, was er sagte und schrieb, in das schicklichste und gefälligste Gewand einzukleiden. Dies Bestreben hat seine grosen Schwierigkeiten und es kann leicht auf Abwege führen — aber Celtes war diesen Gefahren gewachsen, weil er sein Gefühl und seinen Geschmack durch das fleisige Studium der griechischen und römischen Litteratur gebildet und verfeinert hatte. Alle seine noch vorhandenen Schriften zeigen eine in den Zeiten des roheſten Zustandes der deutschen Cultur ganz ungewöhnliche Eleganz.

Man

Man sieht ihnen an, daß ihr Verfasser kein bloser Stubengelehrter und ängstlicher Nachahmer fremder Schönheit war, sondern daß er die seltene Kunst verstand, den Menschen aus dem Menschen zu studiren und ihn mit aller Wahrheit des alltäglichen Lebens doch in das hellere verschönernde Licht der Kunst zu stellen. Kurz er war ganz zum Dichter gebohren. Sein Liebling war Horaz und nach Horazens Weise lebte er auch. Er war der erste, welcher die Kunst gründlich und schön zu reden von dem italienischen Boden auf den deutschen zu verpflanzen suchte, der erste, welcher es veranlaßte, daß öffentlich Comödie gespielt wurde, der erste, welcher seinen Landsleuten zu beherzigen gab, daß es zur Beförderung sittlicher und geselliger Cultur kein zweckmäsigeres Mittel gebe, als fleissiges Studium der alten, insbesondere der griechischen Litteratur, der erste, der sein Vaterland nach allen vier Weltgegenden bereiste und kennen lernte.

Seine Schriften gehören grösstentheils in das Gebiet der schönen Wissenschaften. Es zeichnen sich unter ihnen aus: Die Gedichte der Liebe, die vier Lebenszirkel, seine Sammlung von vermischten Gedichten, bestehend aus Oden, Lyrischen Gedichten, die ganz in Horazens Geschmack gearbeitet

sind,

sind, und fünf Büchern Epigrammen, der Parnassus biceps, worinnen er Theologen und Dichter mit einander auszusöhnen sucht und seine Theodoricride, ein Heldengedicht, welches die Schildrung von dem Leben und den Thaten Theodorichs des Königs der Gothen und Deutschen enthält. Dies letztere Werk ist unvollendet geblieben. In Prosa hat er mehrere kleinere Schriften theils herausgegeben, theils unter der Feder gehabt, z. B. das erleuchtete Deutschland, Ueber Nürnberg, dessen Lage, Merkwürdigkeiten und Einwohner, u. a. m.

Im Umgange war er ein sehr liebenswürdiger Mann. Er war immer heiter und frohen Muthes. Ueber den Genuß eines Frühlingstages im Freyen gieng ihm kein Vergnügen. Umherstreifen in schönen Gegenden, Reisen, Baden, kleine freundschaftliche Male, Musik und eine feine gesellschaftliche Unterhaltung zog er allem Uebrigen vor. Gegen seine Freunde und Bekannte wußte er sich vortreflich zu benehmen. Wer einmal unter die Zahl seiner Vertrauten aufgenommen war, blieb gewiß stets in dem nehmlichen Verhältniß mit ihm, wenigstens war Celtes nie daran Schuld, wenn es gestört oder getrennt wurde. Um einen interessanten verdienstvollen Mann sehen und sprechen zu können, scheute er keine Unannehmlichkeit und Beschwer-

schwerde und in ein interessantes Gespräch konnte er sich im eigentlichen Sinne vertiefen. Alle Spuren und Ueberbleibsel des Alterthums waren ihm heilig; er liebte sie mit Schwärmerey und konnte ganze Tage in ihrer Betrachtung verträumen. Seine Leidenschaften waren sehr gemäsigt, alle seine Reden und Handlungen hatten etwas Feines und Edles. War er aber einmal aufgebracht, so war er auch schwer zu besänftigen.

Die berühmtesten Männer seiner Zeit waren seine Freunde z. B. Johann Dalberg, Johann Tritheim Abt zu Spanheim, Johannes Vigilius, ein Westphälischer Rechtsgelehrter, die Mathematiker Andreas Stiber und Johann Stabius, die Theologen, Andreas Pegasus, Sebald Calamolus, Hartmann Epting, Philipp Callimachus u. a. m.

Schon sein Aeusseres verrieth den ungewöhnlichen Mann. Er war von mittler Gröse und schlank gebaut. Auf seinem Gesichte, in allen Mienen und Zügen lag das Bild einer schönen Seele, aber auch etwas satyrisches. Seine Augen waren gros und hell. Er hatte wenig und weiches Haar. Sein Bart wurde frühzeitig weiß und sein Oberkopf hatte wenig Haare. Uebrigens war er stets gesund. Nur über Schwäche des Magens klagte er zuweilen.

Er war ein Freund von witzigen und bedeutenden Antworten. In allen Zirkeln wo er aus und eingegangen war, trug man sich auch mit Anekdoten und merkwürdigen Aeusserungen von ihm. Was davon auf unsere Zeiten gekommen ist, will ich meinen Lesern mittheilen. Sie schildern den Mann besser, als eine lange Beschreibung.

Er pflegte immer zu sagen: Es lebt kein Mensch, an dem die Thorheit ihr Recht verlohren hätte.

Der Mensch ist sich selbst das gröste Räthsel.

Wenn deinen Vergnügungen keine Reue folgt, so sind es wahre und erlaubte Vergnügungen.

Man fragte ihn: warum er Geld und Gut so wenig achte? Er antwortete: grose Häuser, grose Sorgen. Wer etwas besitzt, hat es durch Sorgen erkauft. Gesunder Schlaf, der Wein, die Freundschaft und Philosophie machen das Leben leicht und angenehm. Weiter will ich nichts.

Die Zeit verbessert Wein und Gedichte.

Es ist des Weisen Stolz, wenn ihn die Thoren tadeln.

Die Anfangsgründe der Philosophie sind Geduld und Mäsigung.

Der Weise hat für den Neid nur Mitleid.

Der schönste Sieg über unsern Feind ist nicht der, welcher Eifersucht, sondern der, welcher Reue in dem Besiegten rege macht.

Unser Leiden wird uns klein erscheinen, wenn wir unsern Blick auf das fremde Unglück werfen.

Wer ohne Ehre lebt, kann dem Weisen weder Ehre noch Schande geben.

Das sind Gaukler, die blos im Aeussern den Tugendfreund und Philosophen machen wollen.

Der Zeitpunkt, in welchem wir auftraten und handelten, macht oft alles aus.

Wen die Menschen lieben, den liebt gewiß auch Gott.

Ein Liebender und ein Neider, tragen ihre Strafe in sich.

In unserer Vergangenheit kann die Allmacht selbst nichts bessern. Sie ist für uns nichts, als eine trostlose Erinnerung.

Einfältige Fürsten sind wie die Orgeln. Sie geben erst dann einen Ton von sich, wenn ein Fremder auf ihnen spielt.

Glücklich sind die, welche andere bildeten, besserten, erleuchteten: glücklicher die, welche Proben ihres hohen Sinnes in Schriften der Nachwelt aufbewahren, aber das sind die glücklichsten, die Beydes leisteten.

Es giebt drey Classen von Genies. Solche, die sich über das, was andere dachten und äusserten, schön zu erklären wissen, Solche, die alles Fremde genialische in sich verarbeiten und Solche, die das Grose und Schöne erfinden. Die leztere Classe ist die beste.

Die ersten und grösten Gefahren drohen uns von unsern Leidenschaften.

Als ihn Jemand tadelte, daß er einen ungeschickten Lehrer nicht gegrüßt habe, sagte er: Gelehrte suchen wir, Lehrer sind genug da. *)

Als einige über das Studium der Beredsamkeit und der griechischen Litteratur spöttelten, sagte er: das ist freylich leichter, als diese Dinge lernen.

Ein Philosoph muß seine Leidenschaften besiegen, oder ihnen die rechte Richtung zu geben wissen.

Einem klugen und fleisigen Manne sieht man es immer an wie ein Tag den andern lehrt.

Als ihn Jemand fragte: ob er nichts Neues höre? antwortete er: Etwas Neues niemals, nur etwas Anderes.

Er

*) Hortanti ut indoctum doctorem salutaret, respondit: doctos quaerimus, doctores habemus.

Er hatte einen seiner Freunde empfohlen, dieser aber schien sich nicht eifrig genug zu bestreben, jene Empfehlung durch sein Benehmen zu rechtfertigen. Jedermann rieth nun dem Celtes, er solle seine Empfehlung zurücknehmen. Ich habe ihn einmal gelobt, antwortete er, also kann ich ihn nicht herunter machen.

Die Augen sind die Fenster der Seele: die Sinne die Thüren der Empfindung.

Der stirbt am schönsten, dessen Ruhm bey den Nachkommen wieder aufersteht.

Als er an Jemanden eine Thorheit rügte und dieser sich damit entschuldigte, daß selbst grose Männer ihre Fehler gehabt hätten — sagte er: Kehre es um und ahme statt ihrer Fehler ihre Tugenden nach.

Mit der Tugend ist es, wie mit dem Oel. Dies schwimmet doch endlich oben auf, man mag es mit einer Feuchtigkeit vermischen, mit welcher man will.

Nütze, so lange du lebst, denn du kennst deine Erben nicht.

Man fragte ihn: worin sich die griechische Litteratur von der römischen unterscheide. Er erwiederte: diese enthält mehr Thaten, jene mehr Worte.

Mache nur die zu deinen Freunden, die entweder du, oder die dich besser machen können.

Sorge nicht, wie du leben, sondern wie du sterben willst.

Wer dich ehrt, den ehre du wieder. Wer dich verachtet, den verachte du wieder.

Man warf die Frage auf: was unter dem, was der Mensch habe, wohl das Vorzüglichere sey? Er erwiederte: Nehmt Sprache und Erkenntniß von ihm, so ist nichts mehr an ihm.

Elius Eobanus Hessus.

Eobans Vaterland ist Oberhessen. Seine Eltern waren zwar nicht reich, aber rechtschaffen und bieder. Die ganze umliegende Gegend kannte sie als solche. Die Mutter war aus Gemünd an der Wohr und eine dasige Bürgerstochter, der Vater zog seinen Unterhalt aus dem reichen Kloster Heina, welches in den Gebürgen liegt, die Hessen begränzen, nach der Reformation aber vom Landgraf Philipp in ein Hospital umgeformt wurde. Das Jahr seiner Geburt ist ungewiß. Wahrscheinlich eines von den Jahren 1486,

1487

1487 oder 1488. Insgemein nimmt man den 7 Jan. des Jahres 1488 an.

Einige witzige Köpfe haben an dem Eoban Heß sehr viel ähnliches vom Homer finden wollen. Um ihre Vergleichung durch eine Vergleichung zu rechtfertigen, führen sie fürs erste an, daß sich Heß zu seiner Zeit durch seine Gedichte eben so viel Ruhm erworben habe, als Homer. Sodann sey Homer, nach Herodot am Ufer eines Flusses gebohren worden und Eoban nicht viel besser unter einem Baum im Grase. Homers Vaterland sey unbekannt, Hessens Geburtsort nicht minder. So viel könne man zwar mit Gewißheit bestimmen, daß er in einem von dem Dörfern des Gebietes des Klosters Heina zur Welt gekommen, aber in welchem — bleibe doch unentschieden. Ein Scherz Eobans läßt indeß vermuthen, daß das Dorf Bockendorf der eigentliche Wohnort seiner Eltern war, denn er nannte sich einmal Tragocomensem. Homer habe ferner mit Armuth kämpfen müssen, Heß nicht weniger. Beide hätten es ihr ganzes Leben hindurch zu nichts bringen können. Homer habe Veränderungen und Reisen geliebt — Heß auch. Homer sey blind gewesen — Heß zwar nicht ganz blind, aber doch habe er ein sehr kurzes Gesicht gehabt. —

Ob die Eltern Eobans gleich nicht reich waren, so wendeten sie doch alle mögliche Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder — denn Eoban hatte noch einen jüngeren Bruder. Ein gewisser Ditmar, damals der erste geistliche des Klosters Heina, brachte ihm die ersten Anfangsgründe in den Wissenschaften bey. Wegen seiner guten Fassungskraft und seinem vortreflichen Gedächtniß bestimmte man ihn zum Studiren. Man that ihn zu dem Ende nach Gemünd, wo er Anverwandte hatte. Mit einem seiner dasigen Vettern schloß er bald eine genaue Freundschaft, ob Jener gleich etwas älter war. Er hies Hartmann Arnold. Seine Eltern waren wohlhabend und angesehen und er selbst gelangte in der Folge zu einem der ersten Aemter seines Geburtsorts. Heß und er waren unzertrennliche Gespielen und auch Schulkameraden. Denn sie giengen zusammen zu einem Lehrer, auch einem nahen Anverwandten, in die Schule. Dieser war ein reeller und nicht ungelehrter Mann. Er hieß Johann Nebesius. Er sah bey seinen Schülern vorzüglich auf gute grammaticalische Kenntnisse.

Mit seinem Freunde und Vetter gieng Heß von Gemünd nach Frankenberg, wo Jacobus Horläus durch seine Gelehrsamkeit und durch

seine gute Methode beym Unterricht berühmt war. Eoban war noch sehr jung, als er zu diesem Manne kam; aber sein offner Kopf erwarb ihm bald die vorzügliche Gunst desselben. Horläus gab ihm und noch einigen wenigen seiner Mitschüler Privatstunden theils in den Sprachen, theils im Versemachen. Als einige Stunden vorbey waren, sagte er zu seinen Schülern: nun sollten sie einmal eine Probe machen und den biblischen Spruch: Ego sum lux mundi: qui sequitur me, non ambulat in tenebris, in Verse bringen. Indem er noch daran diktirte, rief schon Heß: „da paßt ja gleich der Schluß zum Ausgang eines Pentameters!" Er vollendete seine Aufgabe so, daß der Lehrer nicht umhin konnte, das Genie des jungen Menschen zu bewundern und ihm zu sagen: er solle nur so fortfahren, dann werde er es gewiß weit bringen. Es stehe nur bey ihm den Sinn jener biblischen Sentenz auch an sich eintreffen zu machen.

Um diese Zeit träumte dem Knaben (Camerarius hatte die Erzählung aus Hessens eigenem Munde,) er sehe ein segelfertiges Schiff am Ufer bevestiget stehen. Er gieng darauf zu, betrachtete es mit ganz eigenen Empfindungen und endlich stieg der Wunsch in ihm auf, es zu betreten und

fort-

fortzuschiffen. Er machte also das Seil los, fuhr vorwärts und sang dazu:

Da tandem fortuna viam! Juvat ire per altum.

Horläus gewann seinen Zögling von Tag zu Tag lieber und faßte die grösten Hoffnungen von ihm. Im Arbeiten und Schreiben war der junge Mensch unermüdet. Alle seine Aufsätze trugen Beweise eines ausserordentlich feurigen und reichen Genies an sich. Aber Gedichte waren seine Lieblingsbeschäftigung. So oft er etliche Verse fertig hatte, lief er gleich damit zu seinem Lehrer, um sie kritisiren zu lassen. Wenn dieser nun bisweilen nicht zu sprechen war, so machte er sich an andere und da lies er sich auch durch keine Entschuldigung abweisen. In grosen Gesellschaften brachte er immer seine Verse zum Vorschein — oft brachte er sie sogar mit zu Tische und bat dann, so schön er nur bitten konnte, man möge sie doch lesen und ihm sagen, ob etwa ein Fehler darin sey. Antwortete man: es solle geschehen — aber nur nicht gleich; es habe ja Zeit, so rief er: nein, es habe keine Zeit, denn dann würde er schon wieder etwas Neues fertig haben. Diese kindische und naive Zudringlichkeit machte oft seinen erwachsenern Freunden viel Vergnügen. Sie äusserten dabey immer gegen einander: aus dem Kna-

ben müsse etwas Groses werden. Ein so erstaunlicher Eifer für diese Dinge an einem solchen Kinde sey etwas Unerhörtes. Aber eben daraus schlossen sie auch, daß er sein Leben nicht hoch bringen werde, denn Früchte, die so frühzeitig reif würden, pflegten auch frühe abzufallen. Mit der Erfüllung dieser letztern Prophezeihung wäre nun ohne Zweifel dem gesunden und muntern Knaben sehr wenig gedient gewesen. Zum Glück traf sie auch nicht ein.

Drey Jahre hindurch blieb Eoban in Frankenberg und dann begab er sich, sechzehn Jahr alt nach Erfurt auf die Universität. Hier nahm sich seiner der fromme, rechtschaffene und gelehrte M. Ludwig Christiani (ein gebohrner Frankenberger) sehr thätig an. In der That war auch Eoban der Unterstützung bedürftiger, als viele andere. Er war sehr arm und hatte zu seinem Fortkommen und Studiren vom Hause gar nichts zu hoffen. Zum Glück studierten grade damals etliche reiche Hessen in Erfurt, die sich ihres Landsmannes annahmen und ihm von ihrem Ueberflusse doch so viel zukommen liesen, daß er nothdürftig leben konnte. Er schrieb hier, so jung er war, das Gedicht betittelt: die Leiden der Liebe und ein Hirtengedicht.

Nach-

Nachdem er diejenigen Ehrenzeichen erlangt hatte, welche auf hohen Schulen als Belohnungen des Fleises und der Gelehrsamkeit ertheilt zu werden pflegen, so fiel es ihm auf einmal ein zu reisen. Er begab sich zu dem Gouverneur zu Riesenburg in Preussen, Namens Hiob. Dieser stammte aus einer vornehmen voigtländischen Familie ab und war weit und breit bekannt als ein groser Freund der Gelehrten. Auf dieser Reise nahm Eoban ausser dem griechischen Elius, auch noch von seinem Vaterland den Beinamen Helsus an. Da der Gouverneur ein sehr verständiger und gebildeter Mann war, so mußte er seinen Gast auch von Tag zu Tag mehr hochschätzen und lieben lernen. Er gab davon auch Beweise. Denn er ergriff begierig jede Gelegenheit, ihm irgend einen Dienst oder eine Gefälligkeit zu erweisen.

Auch hier schrieb Eoban Verschiedenes. Unter andern Heroiden, eine Nachahmung der Ovidischen. Sie sind merkwürdig, nicht allein wegen ihres wahren dichterischen Werthes, sondern auch deswegen, weil sie der erstere grösere Versuch des jungen Dichters waren. Er arbeitete das Meiste daran im Freyen im Kopfe aus und schrieb dann zu Hause auf. Er mußte es auch so machen — denn es vergieng selten ein Tag, wo er nicht

mit

mit dem Gouverneur hätte ausreiten, oder sonst Aufträge in auswärtige Orte für ihn hätte besorgen müssen. Späterhin nahm er mit dieser Arbeit eine gänzliche Umarbeitung vor. Viele minder gute Stellen merzte er aus und die Einrichtung des Ganzen sowohl, als die Verbindung der einzelnen Theile und den Stil unterwarf er einer strengen Feile.

Der Gouverneur dachte darauf seinen Liebling für immer an sich zu fesseln, und dazu fand sich leicht ein passender Vorwand. Er brauchte nehmlich zu seinen Geschäften einen Gehülfen, der einen Theil von denjenigen seiner Arbeiten über sich nähme, die vorzüglich Kopf und gelehrte Einsicht erfordern — als Verhöre, Entwürfe und Vorschläge zu Verbesserungen, Unterhandlungen und Correspondenz mit Auswärtigen, Gesandschaften u. s. w. — kurz, welcher ohngefähr die Stelle eines jetzigen Legationssecretairs bey ihm verträte. Aber dazu wurden wenigstens einige juristische Kenntnisse erfordert und diese hatte Heß nicht. Sein Gönner entschloß sich daher ihn auf seine Kosten Rechtsgelehrsamkeit studieren zu lassen und zwar zu Leipzig, welches damals eine Menge der grösten und berühmtesten Männer aufzuweisen hatte, unter denen Johannes Sturmus, Georg

Helt,

Helt, einer von den Lehrern des Joachim Camerarius, Vitus Berler und Georg Aubanus, beides Franken, nebst den kurz vor Eobans Ankunft durch Kabale aus Leipzig vertriebenen Johannes Aesticampianus, als die thätigsten und verdienstvollesten Beförderer der wahren Gelehrsamkeit und Humanität geschätzt wurden. Mit einem sehr guten Reisegeld versehen und durch die grosmüthige Freygebigkeit seines Wohlthäters herrlich ausgestattet, gieng Eoban im Jahr 1513, ohngefähr fünf und zwanzig Jahr alt nach Leipzig ab.

Aber kaum war Eoban hier angelangt, so kehrte die Vorliebe zu seinem Vaterlande und zu den Musen mit einer solchen Heftigkeit in ihm zurück — und die juristischen Studien eckelten ihn so an, daß er mit einem Male seines gütigen Freundes und aller Bitten und Ermahnungen desselben vergas, das Geld verthat, welches ihm dieser gegeben hatte, die schönen und kostbaren juristischen Bücher, die er ihm gekauft hatte, um ein Spottgeld verschleuderte und nach kurzem Verweilen nach Erfurt zu seinen ehemaligen Beschäftigungen und Freunden zurückkehrte.

Hier war er bald wieder einheimisch. Seine Freunde empfingen ihn mit offenen Armen und

bezeigten über seine Wiederkehr die gröste Freude. Konrad Mutianus Rufus, ein Klosterbruder zu Gotha, hatte ihn schon ehemals gekannt, bewundert und hochgeschätzt. Itzt suchte er sich ihm mehr zu nähern und bald waren Eoban und er vertraute Freunde. Heß gieng oft hinüber nach Gotha, um ihn zu besuchen — auch schrieben sie einander sehr fleissig. Kämerarius hat mehrere Briefe Eobans an diesen Mutian abdrucken lassen.

Noch mehr wurde er an Erfurt gefesselt durch eine Liebe, die sich zwischen ihm und einem Mädchen entspann. Sie hies Catharine Spatarin und war von guter Familie. Ihr Vater, ein zu Erfurt angesehener Mann, besas ein schönes Haus, das in der Folge Georg Sturcias des kaufte, war aber in seinem Betragen rauh und launisch, wozu freilich auch sein Alter viel beytrug. Heß heirathete in der Folge seine Geliebte. Er lebte mit ihr recht glücklich und vergnügt und sie schenkte ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft *). Nur mit dem bösen Schwieger-

va-

*) Einem Epitaphium Micylls zu Folge hatte sich Eoban dreymal verheirathet. Die zwey erstern Gattinnen starben nach einer sechsjährigen Ehe und jede im vierten Kindbette.

vater konnte er sich anfangs nicht recht vertragen. Er klagte es einmal seinem Freunde Mutian, was er von diesem alten Griesgram alles ausstehen müsse. Dieser antwortete: Si Tibi nata placet, fer patris imperium. (Gefällt dir die Tochter, so ertrage den Vater.) Diesen Rath befolgte er. Er suchte dem Alten nachzugeben und kam endlich recht gut mit ihm aus.

Damals war die blühendste Periode des berühmten Erasmus, und Eoban brannte von einer solchen Begierde diesen Mann zu sehen und zu sprechen, daß er sich entschloß eine Reise nach Löwen zu thun, wo sich Erasmus damals aufhielt. Sein Begleiter war ein hoffnungsvoller junger Mann M. Berter. Sie hatten eben nicht den bequemsten Zeitpunkt dazu erwählt. Denn wenn damals jemand ein paar Zeilen aufweisen konnte, die der grose Erasmus an ihn geschrieben hatte, so war das schon eine ausserordentliche Ehre. Hatte er aber auch noch dazu den Erasmus gesprochen, oder stand er gar in einem nähern Verhältnisse mit ihm, so war er der glücklichste und geehrteste Mensch auf Gottes Erdboden. Sie kamen glücklich in Löwen an. Eoban schrieb im Gasthofe einen Brief in eleganten Versen an ihn und schickte ihn hin. Dieser Brief wurde nebst der

von

von Heß geschriebenen Reisebeschreibung und andern kleineren Gedichten von ihm, nachher gedruckt. Erasmus mußte entweder gerade viel zu thun haben, oder er mußte dem Fremden weiter nicht viel zutrauen, weil er zu Fusse, in einem ärmlichen Aufzuge blos in Begleitung eines einzigen Menschen gekommen war, oder er war der allzuhäufigen Besuche grade recht satt — kurz er verachtete den Eoban zwar weiter nicht — aber er machte auch nichts besonders aus ihm und begegnete ihm nicht so artig und gefällig, als man es wohl von dem feinen Erasmus hätte erwarten dürfen, besonders da sich ihm Heß auf eine so empfehlende Weise genähert hatte. Man darf sich darüber weiter nicht wundern. Erasmus, der abgeschliffene feine Hofmann, konnte zu dem schlichten graden Heß nicht wohl passen. Wenn auch nachher, da Heß mehr Ruf erlangt hatte, die Rede auf ihn kam, so lobte ihn Erasmus zwar und sprach von seiner Hochschätzung gegen ihn — aber immer nur kalt, nicht recht aus Herzensgrund. Eoban hingegen blieb immer ein warmer Verehrer dieses allerdings grosen Mannes, suchte ihm bey jeder Gelegenheit, wo es nöthig war, das Wort zu reden und ehrte ihn auch noch nach seinem Tode durch eine Elegie. Als Erasmus z.

B. von einem gewissen Leus heftig angegriffen wurde, so veranlaßte es Eoban durch sein Ansehen und sein geltendes Urtheil, daß die Erfurter Gelehrten die Parthey des Erasmus nahmen und jenen Leus sogar in ihren Schriften anfochten. Auch als Heß von dieser Reise zurückgekommen war, wußte er so viel rühmliches und schönes von Erasmus zu erzählen, daß in Allen die Lust aufstieg dies seltene Genie doch auch kennen zu lernen. Bey Vielen ward sogar dieser Wunsch gleich zur That. Justus Jonas, Kaspar Schelbus und Johannes Draco — alles hoffnungsvolle junge Leute von Verdienst und Geld machten sich mit mehreren andern auf, um den Erasmus, der sich bald da bald dort aufhielt, aufzusuchen. — Vielleicht hatte auch Erasmus den Eoban durch einen Brief ausgesöhnt, worin er ihn bat, es nicht übel zu nehmen, daß er ihn damals so kalt aufgenommen. *) Das nehmliche that er auch in

*) Wenn nicht selbst die Art der Entschuldigung einen Stachel enthält. Erasmus sagt nehmlich in jenem Briefe: Memini, ut veneris, quam frigide fueris acceptus. In causa fuit, quod ob valetudinem ab omnibus conviviis abhorrerem. Man sagte nehmlich dem Eoban nach, daß er

in einem Schreiben an den Joh. Draco (Draconides, Drach) zu Erfurt. Er freue sich, schreibt er diesem, einen so werthgeschätzten Mann, wie den Heß kennen gelernt zu haben und bedaure nur, daß er ihn wegen vieler Geschäfte nicht so aufgenommen habe, wie es Jener verdient hätte.

Bald nach seiner Rückkehr nach Erfurt von Riesenburg wurde Heß, theils auf eigenes Anhalten, theils auf Empfehlung eines Gönners, des D. und Kanonicus Johannes zu Erfurt als Rector an einer dasigen Schule angestellt. Da die Besoldung äusserst gering, alle Lebensbedürfnisse für damalige Zeiten hoch im Preise und er selbst eben nicht der beste Haushalter war, so hatte er hier immer mit Mangel und Noth zu kämpfen. Zum Glück hatte das wenig Einfluß auf seine gute Laune und auf seinen Fleiß. Indessen verbesserten sich kurz nachher seine Umstände etwas. Er wurde nehmlich als Professor der Rhetorik und der alten Litteratur bey der Universität angestellt.

er ein allzugroser Liebhaber von Schmausereyen sey und bey solchen Gelegenheiten, insbesondere im Genuß des Weins oder Bieres, mehr zu thun pflege, als es schicklich und ihm dienlich sey.

Diesem Posten stand er mit ausserordentlichem Ruhme vor. Seine Vorlesungen erhielten solchen allgemeinen Beyfall, daß schon sein Name allein hinreichend war, viele Studirende nach Erfurt zu locken. Ja, viele reißten blos deswegen nach Erfurt um den Eoban zu sehen. Unter diese letztern gehörte auch Sebald Münster, nachher Doktor und Professor der Rechtsgelehrsamkeit zu Wittenberg, welchen die Pest aus Leipzig vertrieben hatte. Dieser pflegte oft von Eoban zu sagen: Es sey ihm noch kein Mann vorgekommen, welcher mit einer so seltenen Gelehrsamkeit und einem so ausserordentlichen Genie, so bescheiden und anspruchslos in seinem ganzen Wesen, so ohne alle Verstellung und Heucheley, so zuvorkommend und gütig gegen Jedermann gewesen sey. als Heß.

Leider aber nahmen sich damals grade die, die für die Aufnahme und Ausbreitung der höhern Wissenschaften hätten vorzüglich thätig seyn sollen, derselben am wenigsten an. Der Rath zu Erfurt mußte mit so mancherley Bedrängnissen und Unruhen kämpfen, daß er schon damit genug zu thun hatte seine eigene Gerechtsame zu schützen und zu vertheidigen. Daß er, wie bisher, etwas aus seinen Mitteln hätte hergeben sollen, umgrose und

ge:

gelehrte Leute zu unterstützen und vestzuhalten — daran war in diesen Zeiten der Zwietracht und Empörung gar nicht zu denken. Für Eoban war das um so empfindlicher, weil er ein sehr geringes Gehalt, kein Vermögen (ausser etwas weniges von seiner Frau, das indessen bald aufgezehrt war,) und viele Schulden hatte. Die Bedürfnisse stiegen immer höher, er war unterdeß Vater einiger Kinder geworden, und vielleicht kam es ihm auch schwer an sich einschränken und gut haushalten zu lernen — kurz seine mißliche ökonomische Lage nahm immer mehr zu und er befand sich in der grösten Verlegenheit. Seine wohlhabendern Freunde und unter diesen vorzüglich D. Sturziades (Sturz) thaten zwar alles Mögliche, um ihm fortzuhelfen, aber so viel als nöthig war, konnten sie doch auch nicht aufopfern. Sie riethen ihm daher ein Nebenfach zu wählen, welches einträglicher sey, als seine bisherigen Beschäftigungen, die ihm wohl ausgebreiteten Ruhm, aber kein Brod erworben hätten. Auf ihre Vorstellungen bequemte er sich endlich noch Medizin zu studiren — denn seine alte Abneigung gegen die Rechtsgelehrsamkeit war noch immer die nehmliche. Er arbeitete mit Eifer und Fleiß und sein alter treuer Freund Sturziades unterstützte ihn dabey auf

die

die edelste Art. Durch seinen Vorschub schaffte er sich Bücher an und trieb sein neues Studium so ernstlich, daß er bald im Besitz der Hauptkenntnisse war. *) Aber bis zur Ausübung seiner Kunst brachte er es nie. Es eröffneten sich in Kurzen Aussichten für ihn, die es unnöthig machten. Doch studirte er in diesem Fache fort, so lange er lebte und an der Lektüre medizinischer Schriften fand er stets sehr viel Interesse und Vergnügen.

Indem sich nun Eoban beynahe einzig und allein von seinem Freunde Sturziades in Erfurt zurückgehalten mit mancherley Ungemach und Bekümmernissen herumschlagen mußte, zeigte sich ihm im Jahr 1526 eine bessere Aussicht. Philipp Melanchthon, der den Eoban ausserordentlich hochschätzte und liebte, war damals zu Nürnberg mit der Verbesserung des Schulwesens beschäftiget und

da

*) Er schrieb auch eine Diätetik in Versen, die den Titel hat: de tuenda bona valetudine und sowohl seinen medizinischen, als dichterischen Kenntnissen viele Ehre macht. Sie wurde mit grosem Beifall aufgenommen und öfters aufgelegt. Man gebrauchte sie sogar als Grundlage bei Vorlesungen.

da man sich nun auch nach guten Lehrern umsah, so war Eoban Heß einer der ersten, auf welchen Melanchthon Rücksicht nahm. In den ehrenvollesten Ausdrücken schrieb der Nürnberger Rath an ihn und berief ihn zu sich. So ungern sich Eoban von seinem lieben Erfurt losriß, so wenig war ihm doch hier eine Wahl übrig. Er folgte also jenem Rufe und fand zu Nürnberg eine sehr gute Aufnahme. Es waren ihm auch Kollegen beygesellt, mit denen es sich gut arbeiten lies. Joachim Camerarius, (welcher mit ihm zugleich von Erfurt nach Nürnberg war berufen worden und dessen näherer Umgang ihm auch durch die guten Kenntnisse im Griechischen, die jener hatte, nutzbar wurde,) Michael Rotinger und Johann Schöner waren alles Männer durch ächte Gelehrsamkeit gebildet. In ihrer Verbindung arbeitete Heß gerne und mit sichtbarem Nutzen. Ueberhaupt war damals die Nürnberger Schule mit vorzüglichen Männern besetzt. Unter ihnen schien Johann Chezimann ordentlich zum Schulmann geboren. Sein früher Tod setzte Nürnberg in grose Betrübniß. Aber sein Kollege Sebald Heiden, war seiner auch nicht unwürdig. Mit allen diesen lebte Heß auf einen sehr freundschaftlichen und wahrhaft collegialischen Fuß.

Eoban war in Nürnberg sehr fleissig. Er verbesserte hier nicht nur mehrere seiner ältern Arbeiten, sondern er schrieb auch viel Neues. Seine besten Gedichte schreiben ihre Entstehung theils ganz, theils wenigstens zum Theil von Nürnberg her. Auch trieb er hier das Griechische fleissiger, als vorher. Das meiste Vergnügen fand er an der Lektüre des Theocrit und er faßte den Entschluß ihn ins Lateinische zu übersetzen. Bey dieser Arbeit war ihm vorzüglich Kamerarius sehr behülflich. Denn Anfangs warfen sich seinem dichterischen Feuer manche Hindernisse entgegen und diese zu bekämpfen, war Eobans Sache nicht. Was ihm nicht gleich gerieth, lies er lieber liegen. Er that nichts ängstlich, oder nach einer gewissen Ordnung und Weise. Er folgte bey seinen Arbeiten blos seiner Stimmung und dem Drange seines Genies. Was er einmal verworfen hatte, faßte er gewiß nicht wieder auf und wo einmal eine Lücke war, da blieb sie. Dem aufmerksamen Beobachter wird dies bey der Lektüre seiner Schriften nicht entgehen: er wird gleich bemerken, wo Eobans fliesender Stil stockt und überall fleissige Ausarbeitung und Feile vermissen. Bey dem Geiste, dem Feuer und der Laune die seine Schriften durchgängig athmen, kann man dies leicht übersehen. Milich pflegte zu sagen: Unter allen

Dich:

Dichtern, die er kenne, sey Eoban der einzige, bey welchem Dichten und Schreiben eins sey. Andere überlegten vorher den Gegenstand, über welchen sie arbeiten wollten, machten dann einen Hauptplan, sodann gehe es an die Ausarbeitung der einzelnen Theile und so brächten sie ihr Werk nach und nach Stückchenweise zu Stande. Wieder Andere schrieben eher als sie dächten und nachher fiengen sie erst an zu corrigiren, wegzuwerfen, einzuschalten und so lange zu drehen und zu wenden, bis sie denn endlich etwas zusammengestoppelt hätten, welches sie ein Gedicht nennten. Eoban habe das alles nicht nöthig gehabt. Ihm habe sich sein Gegenstand gleich so hell und deutlich dargestellt, daß er nichts zu thun gehabt habe, als nachzuschreiben, was ihm seine Muse zugeflüstert. — Zeugt diese Art zu Arbeiten von Eobans grosem Dichtergenie, so kann man auch aus ihr eben so sicher auf seinen gebildeten feinen Geschmack und auf sein richtiges durch lange Uebung erhöhtes Kunstgefühl schliesen.

Vom Jahr 1526 bis 1533, also sieben Jahre hindurch lebte Heß im Ganzen genommen recht froh und glücklich in Nürnberg. Er konnte von seiner Besoldung doch wenigstens ohne Sorgen, wenn auch nicht weiter kostbar leben — er wurde von Jedermann

mann sehr geschätzt und geliebt — sah sich bald in einem recht angenehmen Zirkel von Freunden, die er sich nicht besser wünschen konnte — bemerkte von Tage zu Tage mehr den Nutzen, den seine Berufsarbeiten stifteten — arbeitete mehr und besser, als in seiner vorherigen bedrängten Lage — kurz er würde sich von Nürnberg nie weggewünscht haben, wenn seine alte Vorliebe zu Erfurt nicht so thätig und rege in ihm geblieben wäre. Oft mahlte ihm seine Phantasie die glücklichen Stunden, die er als Knabe und Jüngling so sorgenfrey im Umgange mit lauter Herzensfreunden und im Genuß der Natur dort verlebt hatte, die Ehre und Achtung, die ihm während der glänzenden Periode seines academischen Lebens in einem so vorzüglich hohen Grade wiederfahren war, die dortigen Sitten und die dortige Lebensart, die so sehr für seinen Sinn und Geschmack paßte, mit einem solchen Zauber, in einer solchen Grazie vor, daß der Wunsch wieder dort zu seyn, immer gröser und lebhafter in ihm werden mußte.

Und diesen wußten seine alten Erfurter Freunde noch immer mehr zu verstärken, denn sie sehnten sich nach seinem traulichen angenehmen Umgange wohl eben so sehr als sich Heß nach ihnen. Alle Briefe an ihn waren voll von den zärtlichsten Bitten

und den einladendsten Versprechungen, um ihn zu bewegen wieder zurückzukehren. Vielleicht hatten sie in Hessen selbst einen Vorsprecher, der mächtiger für ihre Wünsche arbeitete, als nur immer sie. Was sie ihm indessen schrieben, schrieben sie nicht ohne anderweitige Veranlassung. Der Rath zu Erfurt wurde endlich aufmerksam auf den immer mehr abnehmenden Flor der Universität, die Ursachen, welche daran Schuld waren, waren grösstentheils entfernt und es fehlte nun blos an einem Manne von Ruf und Thätigkeit, der in auswärtigen Studirenden die Begierde nach seinem Unterricht rege machen könnte. Sie hatten Hessen vor seinem Abgange nach Nürnberg so geringschätzig und hart begegnet, daß sie es nicht wohl wagen konnten sich gerade zu an ihn zu wenden und doch sahen sie sehr wohl ein, daß grade er am besten dazu tauge, wozu sie einen Gelehrten suchten. Sie wendeten sich daher an Eobans Freunde und gaben diesen Vollmacht mit ihm zu unterhandeln. Anfangs stellte er sich taub und unempfindlich gegen ihre Bitten. Aber sie bestürmten ihn immer heftiger, bis er sich endlich ergab. Die ersten seiner Freunde Grüningen, Sturz und Lange hatten den meisten Antheil an seiner Rückkehr nach Erfurt, die im Jahr 1533 erfolgte.

Aber

Aber bald sah er, daß die Erwartungen, die er sich theils selbst und die ihm Andere gemacht, in einem sehr hohen Grade überspannt gewesen waren. Seine Freunde thaten zwar Alles Mögliche, um sich und die Hoffnungen, die sie in ihm rege gemacht hatten, zu rechtfertigen und was die ökonomische Subsistenz Hessens betraf, wurden sie auch, wenigstens grösstentheils, gerechtfertigt — aber es hatte sich unterdessen so manches in Erfurt verändert und verloren, die Universität war von ihrem ehemaligen Flor so gar tief herabgesunken, daß dies Anfangs keine andere als traurige Empfindungen in Eoban hervorbringen konnte. Er that indessen, was er konnte, um die Absicht seiner Wiederkehr zu erreichen. Er entwarf nicht nur einen Plan zur Verbesserung und Vervollkommnung der ältern academischen Einrichtungen, sondern er legte auch selbst zur Ausführung desselben Hand an. Hier gebrach es aber wieder an dem Beystand und der Unterstützung der Obern. Sie waren die ersten, welche die Arme muthlos sinken liesen und allein konnte Eoban unmöglich alles durchsetzen. Seine öffentlichen und Privat-Vorlesungen stifteten übrigens sichtbaren Nutzen und alles, was er that und unternahm hatte allgemeinen Beyfall. Dies Betragen und sein anhaltender schriftstellerischer Fleiß bevestigten

sei-

seinen Ruhm immer mehr. Besonders arbeitete er in der griechischen Litteratur unausgesetzt fort, wie seine spätern Schriften bewiesen.

Vier Jahre hindurch, bis 1537, lebte Eoban zu Erfurt, sodann folgte er dem Ruf seines Landesvaters, des Landgrafen Philipp zu Hessen nach Marburg. Dieser Fürst war nehmlich unterdessen aufs eifrigste auf die Verbesserung seiner Universität zu Marburg bedacht gewesen und hatte mehrere berühmte und verdienstvolle Männer daselbst angestellt. Er suchte alles Mögliche dazu beizutragen, um Marburg zu einem Sitz wahrer Gelehrsamkeit zu machen und unterstützte seine Professores so freygebig, als es seine Kräfte erlaubten. Nun berief er auch den Eoban, als einen anerkannt verdienten Gelehrten, in einem sehr huldreichen und schmeichelhaften Schreiben. Dies Schreiben enthielt zugleich Zusicherungen, die ihm eine sorgloſe und heitere Zukunft versprachen. Die Besoldung, welche ihm angeboten wurde, war nicht nur schon an sich um die Hälfte besser, als seine bisherige zu Erfurt, sondern es waren mit dem Genuß derselben auch noch andere sehr erhebliche Vortheile und Aussichten verknüpft. Heß brauchte nicht lange Zeit, um einen Entschluß zu fassen. Er wurde in Erfurt nicht so allgemein und nicht so hoch geschätzt, als er es ver-

diente. Der Universität war bey den einmal obwaltenden ungünstigen Umständen nicht so leicht und so wohlfeil aufzuhelfen als man gehofft hatte und der Universitätsfiscus befand sich in einem Zustande, der die Besoldung, der schon angestellten Professoren schon sehr erschwerte, ob diese gleich noch nicht hinreichten alle Fächer gehörig und verhältnißmäßig wohl zu besetzen, es war also nicht daran zu denken noch mehrere brauchbare Leute zu berufen. Am meisten aber gebrach es an der Einsicht und dem guten Willen derer, welche grade fürs allgemeine Beste hätten am thätigsten seyn sollen. *) Sodann war auch unterdessen die Familie Eobans theils zahlreicher, theils erwachsener geworden, er wurde immer älter, der Wunsch sein Vaterland wieder zu sehen, erwachte in ihm sehr lebhaft, er konnte von seinem Landgrafen in jedem Betrachte das Beste hof-

*) Nostra schola, schrieb Heß an Kamerarius einige Zeit zuvor, mediocri in spe est et haud dubie perventura ad florem aliquem, si homines praeessent sapientes et amantes patriae, qui nunc omnino sunt atque adeo nulli, ut obsint potius, quam prosint, qui prodesse rebus afflictis et debuerant et potuerant plurimum. — Es ist dies ein Locus classicus in seiner Art, welcher wohl verdiente mit einem NB bezeichnet zu werden.

hoffen und erwarten — kurz, alles vereinigte sich dazu, den Entschluß nach Marburg zu gehen in ihm zur Reife und Ausführung zu bringen.

Er blieb auch hier, bis an sein Ende, welches vier Jahre nachher erfolgte, und befand sich in jedem Betrachte besser, als je vorher. Er genoß alle Vortheile der Ehre, des Wohlstandes und der Ruhe in einem höhern Grade, als er es hatte erwarten dürfen. Dies hatte den wohlthätigsten Einfluß auf seine Thätigkeit und auf die Bevestigung seines litterarischen Ruhms. Denn er verbesserte und vollendete hier die meisten von denjenigen seiner Schriften, welche ihm den grösten Fleiß kosteten und seinen Namen in der gelehrten Welt vorzüglich berühmt machten. Es gehört hierher vorzüglich die Uebersetzung der ganzen Iliade in lateinische Hexameter. Sodann hatte er sich grösstentheils auf Bitten Phil. Melanchthons entschlossen Fastos christianos zu schreiben. Ohnstreitig war wohl Niemand einem solchen Unternehmen mehr gewachsen als Heß und unter seiner Feder hätte es gewiß den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht. Aber sey es, daß es ihm zu viel Mühe und Ausdauer kostete, oder daß ihn andere Umstände bewogen, die Arbeit abzubrechen — kurz er arbeitete nur wenige Verse des Eingangs aus und das übrige blieb unvollendet.

Er

Er äusserte zwar gegen einen seiner jüngern Freunde Johann Stigelius einen angenehmen Dichter und seinen Liebling kurz vor seinem Tode noch den Wunsch, daß doch er das angefangene Werk vollenden möge, aber dieser Wunsch wurde nicht gewährt. Mehr Aufsehen, als alle seine übrigen Schriften erregte jedoch die Uebersetzung der Psalmen Davids in lateinische Elegien. Er hatte diese Arbeit schon in Erfurt angefangen, aber in Marburg nahm er sie aufs Neue vor und vollendete sie auch. Jedem Psalm ist die Inhaltsanzeige in vier Verse zusammengefaßt, vorgesetzt und das Ganze trägt so viel Beweise des Fleises und selbst der kritischen Feile an sich, daß man nicht weiß, ob man dabey mehr bewundern soll, daß Heß eine solche Arbeit wirklich vollführte, oder daß er Gelehrsamkeit und Dichtergenie so gleichen Schrittes mit einander gehen lassen konnte. Er gab durch diese Schrift eine schöne Probe seiner grosen Achtung für die Religion und zeigte grade in einem sehr passenden Zeitpunkte, wie gut und nützlich man das Studium der alten eleganten Litteratur und selbst die Thätigkeit eines feurigen erfindungsreichen Genies zur Cultur positiver Wissenschaften, insbesondere der theologischen anwenden könne. In der That konnte dies nie besser beherziget werden, als

damals, wo selbst die besten evangelischen Prediger und Theologen noch keinen rechten vollkommenen Begriff von dem weiten Umfange ihrer Pflichten und von der Nothwendigkeit reeller Kenntnisse hatten, am wenigsten die aus ihren Klöstern so eben losgelassenen Mönche, die sich für die Reformation eben nicht aus den reinsten Absichten zu interessiren pflegten. Daß aber selbst denkende Gelehrte und Theologen damals das Vorurtheil gehabt haben müssen, als sey das Studium der alten Sprachen und Schriftsteller, insbesondere der Redner und Dichter der Theologie nachtheilig, beweist ein Brief Eobans an Luthern, mit welchem er seine Elegie an ihn, die insgemein nur *Captiva* genannt wird, *) begleitete. Er bittet ihn in diesem Briefe, diesem schädlichen, immer mehr überhand nehmenden Vorurtheile entgegen zu arbeiten, weil es endlich den Verfall der Wissenschaften nach sich ziehen müsse und mit diesem sey von jeher auch die Verachtung der Religion und crasse Unwissenheit in

rer

*) Weil die Kirche darin als captiva vorgestellt wird. Der eigentliche Titel aber ist: Ecclesiae afflictae epistola ad Lutherum. Hagenau 1528. 4. In der Samml. von Heß Gedichten, die in Schwäbisch Halle heraus kam, steht sie auch.

religiösen Kenntnissen vereinigt gewesen. Luther tröstete ihn in einem Antwortschreiben sehr schön und versichert ihn, daß er seines Theils ein sehr groser Verehrer jener Wissenschaften sey und es bedaure, daß er sich wegen seiner anderweitigen Arbeiten nicht so mit der Lektüre der alten Dichter und Redner beschäftigen könne, als er es wünsche. Niemand könne mehr von der Nothwendigkeit der Verbindung jener Wissenschaften mit der Theologie überzeugt seyn, als er und er werde stets mit allen Kräften auf die beste Beherzigung dieser Wahrheit dringen. *).

Eoban erhielt für seine Uebersetzung der Psalme allgemeine Versicherungen des Beyfalls und der Dankbarkeit. Die grösten und berühmtesten Männer ihrer Zeit, Luther, Melanchthon, Justus Jonas, Spalatin u. a. ertheilten sie ihm in den schmeichelhaftesten Briefen. Aber am deutlichsten be-

*) Er sagt bey dieser Gelegenheit: Ego persuasus sum, sine literarum peritia prorsus stare non posse synceram Theologiam, sicut hactenus ruentibus et jacentibus literis miserrime et cecidit et jacuit. — Ego saepius indignor mihi etiam hac aetate non permitti inter Poetas et Rhetores versandi.

bewies doch der Landgraf Philipp, welchem Eoban diese Arbeit dedizirt hatte, seine Zufriedenheit an derselben. Er gab dem Verfasser nicht nur eine beträchtliche Zulage und die Versicherung auf mehrere sehr erhebliche Vortheile, sondern er zog ihn auch in seinen nähern Umgang und lebte mit ihm auf einem sehr freundschaftlichen Fus. Eoban hatte schon von der Natur viel Anlage zu einem feinen gesellschaftlichen Umgange erhalten, aber seine frühern Reisen, die öftere Veränderung seines Aufenthaltes, die nähere Bekanntschaft mit gebildeten und gelehrten Leuten, das Studium des Schönen und Angenehmen aus ächten Quellen — das alles muste sehr viel dazu beitragen jene Anlagen zu erhöhen und auszubilden. Nicht nur in der scherzhaften Unterhaltung war Heß dem Landgrafen lieb, sondern dieser zog ihn auch in wichtigern und ernsthaftern Angelegenheiten zu Rathe. Er sah wohl ein, daß Eoban ein Mann sey, auf den man sich verlassen könne und wenn er in den Urtheilen über das Genie und die Gelehrsamkeit seines Lieblings der Leitung Anderer aus Mangel eigner Kenntniß hatte folgen müssen, so war er doch im Stande seine Aufrichtigkeit, Wahrheit und Rechtschaffenheit selbst zu erproben und mußte ihn darum auch von diesen Seiten an meisten schätzen, und lieben.

Eoban war, so wie der Landgraf ein grosser Freund vom Schachspiel und beide ergötzten sich damit in ihren Erholungsstunden. Hessen war es nicht gegeben, seine Parthie mit Achtsamkeit und Intrigue durchzuführen. Es war also meist der Fall, daß er sich plötzlich umringt und eingeschlossen sah. Nun gerieth er in Feuer und Hitze und verdarb dadurch sein Spiel nur noch mehr. Wenn er endlich sah, daß es sehr mißlich um den Sieg stehe, gerieth er in sichtbare Bewegung, war er aber einmal verscherzt und das Spiel aus, so war er auch wieder ruhig. Dies zu verursachen und mit anzusehen, war allemal für den Landgrafen ein Fest.

Eoban lebte hier in seinem Vaterlande ausnehmend glücklich und froh. Alle Briefe an seine Freunde enthielten Versicherungen davon. Sein Frohsinn wurde dadurch noch vermehrt, daß er immer die angenehmsten Hoffnungen einer noch mehr günstigen und sorgenfreyen Lage in sich unterhalten durfte, denn der Landgraf war ein Mann, dessen fürstlichen Worte man trauen konnte. Ueberdieß erhielt er täglich neue Beweise der Achtung und selbst im Auslande stand er in einem solchen Rufe, daß man ihn für den grösten damaligen Dichter ansah. Um so unangenehmer mußten ihm öftere Anfälle von Unpäßlichkeit, insbesondere von rhevmatischen

und

und gichtischen Uebeln kommen, die sich ein Jahr vor seinem Tode sehr häufig einstellten. Besonders äusserte er anfangs seine Unzufriedenheit darüber sehr laut. Aber die Zeit und die Dauer der Schmerzen machten ihn bald geduldiger und still. Er hörte sogar auf zu klagen. Viele, ja die Meisten seiner Freunde glaubten, es stehe ihm eine heftige Krankheit bevor. Aber diese war schon längst da. Denn ein schleichendes entkräftendes Uebel nagte an den Kräften seines Lebens und hatte sich schon des ganzen Körpers bemeistert, ehe man gewahr wurde, daß es etwas anders als blose Unpäßlichkeit und Vorbote einer gefährlichern Krankheit sey.

Endlich am fünften October, nachdem diese vermeinten Unpäßlichkeiten schon beinahe ein Jahr lang fortgedauert hatten, sagte er, nach einem langen Stillschweigen ganz unerwartet: Er wolle hinauf zu seinem Herrn gehen. Die, welche um ihn waren, glaubten, er verstehe unter dem Herrn den Landgrafen und äusserten, daß es diesem ohne Zweifel angenehm seyn werde. Eoban schwieg, aber bald darauf war er sanft gestorben. Er verschied am 5 Oct. des Jahres 1540 und hatte sein Leben gebracht auf 53 Jahre, 8 Monate und 27 Tage.

Sein Tod versetzte alle die, welche ihn gekannt hatten, in die gröste Betrübniß, und der Landgraf

graf betrauerte seinen Verlust so herzlich, als man nur den Verlust eines verehrten und geliebten Freundes betrauern kann. Eoban hinterließ, wie die meisten Dichter und Gelehrten nichts als Ruhm und Liebe. Seine verwaiste Familie würde sich daher in hülflosen Umständen befunden haben, wenn es nicht der Landgraf für eine heilige Pflicht gegen den Verstorbenen angesehen hätte, sie zu unterstützen und er that dies auf eine sehr edle Weise. Die Söhne Eobans nahm er an seinen Hof, die Gattin desselben eine vortreffliche Frau, und die Töchter empfahl er seiner Gemahlin, der Landgräfin. Den Verlust des Gatten und Vaters abgerechnet, waren diese Hinterbliebenen also für ihre ganze Zukunft vor Nahrungssorgen vollkommen gesichert. Aber der gute Ruf, der berühmte Name, der allgemeine Beyfall und das Lob, welches dem Verstorbenen durch die öffentlichen und unsterblichen Proben seines Genies, seiner Gelehrsamkeit und seines Biedersinns zu Theil geworden war, blieb auch seiner Famile ein Vermächtniß von unschätzbaren Werthe, das ihnen kein Fürst geben und kein Unfall mehr entreisen konnte.

Was das Aeussere Eobans anbetrifft, so war er in jedem Betrachte ein vollendet schöner Mann. Er war lang und wohlgewachsen, seine Brust war

breit

breit und alle Theile des Leibes befanden sich in einem gehörigen Verhältniß. Seine Gesichtszüge waren männlich und ernst. Ein starker Bart nahm den grösten Theil seiner Wangen ein. Albert Dürer, dieser philosophische Mahler, sagte: wenn er den Eoban nicht kennete und sein Bild betrachtete, so würde er sein Gesicht für das eines Kriegers gehalten haben. Er hat seinen Freund abgemahlt *) und ein anderer Freund Eobans, Cordus, hat eine Inschrift in Versen dazu verfertigt.

Mit diesem empfehlenden Aeussern verband Eoban einen sehr angenehmen Anstand und ein artiges Betragen. Er war immer heiter und aufgeweckt, aber seine Unterhaltung artete nie in Ausgelassenheit oder Bitterkeit aus. Er hatte einen wahrhaft männlichen Sinn und er kannte keine Furcht. Demohnerachtet war er weder zanksüchtig, noch starrsinnig. Er lernte in seiner Jugend alle Uebungen, die dahin abzwecken, den Körper geschmeidiger und stärker zu machen. Er konnte ringen, fechten, springen, reiten und schwimmen

*) In Bruckers Ehrentempel deutscher Gelehrsamkeit befindet sich Num. 32 eine Kopie des Dürerschen Gemähldes.

men und gab in diesen Künsten selbst keinem Ritter leicht etwas nach. Hierdurch gewann seine schon von Natur sehr veste und starke Constitution so sehr, daß er allem körperlichen Ungemach und allen Gefahren mit getrostem Muthe entgegen gehen und Dinge wagen konnte, die andern weniger Geübten gewiß übel bekommen wären. Es befindet sich bei Riesenburg in Preussen ein sehr großer Fischteich, dessen Breite allein über 3000 Schritte beträgt. Hier pflegte sich Eoban oft zu baden und mit andern Gesellschaftern von dem Hofe des Präsidenten Uebungen und Wettstreite im Schwimmen anzustellen. Einst zog er sich an dem Ufer des Teiches, das nach der Stadt zu ist, aus und begab sich sodann ins Wasser, mit dem Vorsatz, heute einmal vorzügliche Ehre einzulegen und bis ans gegenseitige Ufer zu schwimmen. Er hielt es auch glücklich aus. Aber itzt bemerkte er erst, daß seine Kleider am gegenseitigen Ufer lägen. Er überlegte, daß es doch fatal wäre, wenn er den weiten Weg um den Teich herum nackend laufen sollte, besonders da in einiger Entfernung eine frequente Strase vorbey führte, er entschloß sich also lieber den nehmlichen Weg wieder zurück zu schwimmen und legte auf diese Art lieber nach einander eine Strecke von

sechs-

sechstausend Schritten schwimmend zurück, als daß er sich den Blicken der Vorbeygehenden blos gegeben hätte.

Ueberhaupt fühlte er wohl, was ihm seine Geistes- und Körper-Stärke für eine Ueberlegenheit über Andere gebe. Er besas dabey viel Ehrgeitz und konnte es nicht wohl ertragen, wenn er irgendwo andern nachstehen sollte. Um so mehr ist es zu bewundern, daß er sich nie vordrängte, nie seine vorzüglichen Talente prahlerisch zur Schau ausstellte. Dazu dachte er viel zu groß und edel. Ja oft setzte er sich selbst zurück und brachte sich mit Bedacht um das Lob und die Ehre, die ihm bey mehreren Gelegenheiten hätte zu Theil werden müssen, wenn er nur hätte zeigen wollen, was er vermöge.

Eine Schwachheit hatte er an sich, zu welcher ihn eine falsche Ehrbegierde in seiner Jugend verleitete und welche weder seinem Verstande, noch seinem Körper zum Vortheil gereichen konnte. Er bildete sich nehmlich ein, daß es eine Schande für ihn sey, wenn er bey den Trinkgelagen, die damals an Höfen und unter dem Adel sehr Mode waren und wobey man um die Wette soff, einen über sich liese. Auch brachte es Eoban in dieser Art von Wettstreit in Kurzen so weit, daß den

Mei-

Meisten die Lust vergieng, sich hierin weiter mit ihm zu messen. Aber bald spürte er auch den nachtheiligen Einfluß, den das Uebermaas zu haben pflegt, an den schädlichen Folgen auf seinen sonst so robusten Körper und auf seine dauerhafte Gesundheit. Ohne Zweifel hatte er die frühzeitigen Anfälle von Gicht und Podagra, die ihm in seinen besten Jahren das Leben kosteten, diesem falsch verstandenen Ehrgeitz zu danken. Es wurde zu seiner Zeit in Preussen häufig Wein getrunken. Aber mehr noch beliebt, als dieser, war ein sehr starkes Bier, das vorzüglich in Danzig gut gebraut wurde. Dies griff das Gehirn weit eher und mächtiger an, als eine verhältnißmäsige Portion Wein. Zum Unglück war Eoban diesem Biere sehr gewogen. Einer seiner Freunde sagte immer, wenn Heß wieder einmal zu viel gethan hatte: „er hat sich belagert, wie man Schlösser und Vestungen mit Geschütz zu belagern pflegt.“ Auch Camerarius äusserte oft seine Unzufriedenheit darüber, daß auch Eoban von diesem damals leider sehr gewöhnlichen Uebel ergriffen worden sey.

Daß es Heß zu einem ziemlich hohen Grade der Fertigkeit in diesem Punkt gebracht gehabt ha-

haben müsse, beweist folgende Anekdote. Bey einem Trinkgelage, wo auch Eoban gegenwärtig war, fand sich ein sehr prahlerischer Zecher ein. Die Art, mit welcher er sich bey der Gesellschaft einführte, mußte ihm schon die Achtung und den Respekt aller Anwesenden versichern. Denn er lies sich einen grosen hölzernen Wassereimer voll Danziger Bier nachtragen. Diesen setzte er vor sich auf den Tisch und wendete sich dann an den Eoban. Er sagte diesem: er habe so viel Schönes von seiner Bravour im Zechen gehört, daß er wohl Lust hätte, sich mit ihm zu messen. Hier sey ein Gefäs mit Bier, dies möge er austrinken und ihm dann wieder vollgefüllt in der nehmlichen Absicht überreichen. Geschähe dies, so wäre dieser kostbare Demantring sein, den er zugleich vom Finger zog, herumzeigte und sodann in den Eimer warf. — Eoban schwieg seiner Gewohnheit nach still, nahm ohne Verzug den Eimer und — ein paar Augenblicke und er war leer. Er stürzte hierauf den Eimer nach Art der Zecher um und der Ring fiel auf den Tisch. Alle jauchzten ihm Lob und Beifall zu, vorzüglich aber sein Gegner. Dieser nahm zugleich den Ring, überreichte denselben Eoban zum Geschenk, indem er ihn versicherte, er habe etwas Unglaubliches

wahr

wahr gemacht. Nun zog Heß Stirn und Augenbraunen zusammen und sagte mit der ihm eigenen zornigen Miene und schrecklichen Blick: „Wie? glaubst du ich trinke um Lohn? Hier hast du deinen Ring! Aber nun halte dein Wort und trinke den Eimer auch aus.“ Das konnte der Prahler nicht. Er hatte nicht befürchtet, daß er in diese Verlegenheit kommen würde. Er wurde nun ein Gegenstand des allgemeinen Spottes und Gelächters. Um sich diesem zu entziehen, stellte er sich, als sey er in einen tiefen Schlaf verfallen und trat dadurch von dem Kampfplatz auf eine Art ab, die seinem pompösen Eintritte eben nicht zum besten entsprach.

Uebrigens war er weder in Speisen noch in Getränken eigen, oder lecker. Er genoß alle gewöhnliche Speisen und alle mit gleichem Appetit. — Sein Symbol war ein Schwan auf einem Lorbeerzweig, den Kopf in Wolken gehüllt. Es war zu seiner Zeit in Nürnberg Mode, daß jeder Hauswirth über seine Hausthüre so ein Emblem mahlen lies. Eoban zierte also sein Haus mit jenem allegorischen Wahrzeichen und setzte die Verse darunter:

Nubila scandentem lauri de stipite cygnum;
Hesso stemma suum libera Musa dedit.

Er war selbst bis in sein Alter sehr verschämt. Etwas zu bitten, oder zu fordern war für ihn eine der schwierigsten Arbeiten. Auf seine ökonomischen Umstände hatte dies freylich nicht den vortheilhaftesten Einfluß, denn nur Wenige haben für eine solche Delicatesse Gefühl. Wenn ihm von ohngefähr ein Ungemach zustieß, so pflegte er sich, um sich zu ermuntern und aufzurichten leise das Wort: Geduld zuzuflüstern. Dies gab ihm seine Fassung und Besonnenheit wieder. Nichts konnte er weniger ertragen und nichts verachtete er herzlicher, als Verkleinerungen und Verläumdungen Anderer. War er dabey gegenwärtig, so nahm er weder auf Ort noch Umstände Rücksicht, sondern bestritt sie mit Unwillen und Hitze. Man findet daher in keiner seiner Schriften eine Stelle, worin der Ruf oder der gute Name eines Andern angegriffen und herabgesetzt würde. Nur den einzigen Leus, den Gegner des Erasmus und dann einen Theologen, der ohne den geringsten Beruf dazu zu haben, den Dichter machen wollte, führte er in einer seiner Elegien etwas empfindlich und unsanft ab. Melanchthon bat ihn einmal, er möge doch die schändlichste und verachtungswürdigste Untugend in den schönsten Versen und mit dem größten Fleiße abschildern und

ihm

ihm dann das Gedicht zum Andenken schenken. Heß fragte verwundert, was er denn meine und vernahm dann, daß Melanchthon von der Verläumdung rede. Er antwortete: daß er ihm nicht leicht etwas abschlagen werde. Er wolle also die Arbeit vornehmen, obgleich der Gegenstand von seinen Sitten und von seiner Denkart sehr weit entfernt sey. Er könne weder im Ernst noch im Scherz, ja nicht einmal bey Ermahnungen und Zurechtweisungen Sticheleien oder Anspielungen kalt mit anhören. Lügen haßte und vermied er aufs strengste und der, welcher ihn mit einer Unwahrheit hintergehen wollte, war seinem ganzen Zorne ausgesetzt. Von Intriguen und Cabalen hatte er gar keine Vorstellung. Er suchte sich daher auch gar nicht gegen sie zu schützen. Um so mehr mußte es ihn kränken, wenn er gewahr wurde, daß man ihn zum Besten gehabt, oder daß man seine Offenherzigkeit und Gradheit mit der der Malice eigenem Spotte verhöhne und als Einfalt verachte.

Er war der beste Gesellschafter. Nur mußte Witz und Laune in gehörigen Gränzen bleiben und weder der Unschuld und den guten Sitten, noch dem Rufe Anderer zu nahe kommen. Witzeleyen, fade Späse und alles, was nicht den Sinn

ächter Fröhligkeit an sich trug, war ihm zuwider. Er wußte tausend Mittel die gesellschaftliche Unterhaltung anzuspinnen, oder zu beleben. War er mit seinen Freunden zusammen und man wußte nichts weiter mehr, als zu tändeln: so sagte er einen lateinischen Vers zur Hälfte, ein Anderer mußte nun die andere Hälfte dazu machen, aber nach den Regeln der Versekunst und so, daß das Ganze Zusammenhang und Sinn bekam. Oder er machte Verse aus dem Stegreif und die Andern mußten mehrere dazu machen. Da er sich dabey bloß seiner Laune und den Spielen seiner Phantasie überließ und weder auf Sinn noch Zusammenhang, sondern blos auf das Metrum und die Sylbenzahl Rücksicht nahm, so kam bey der Gelegenheit meistens ganz närrisches Zeug zum Vorschein. Er rezitirte oft Verse, die den Worten und dem Wohlklange nach nicht eleganter und angenehmer seyn konnten, aber nicht den geringsten Sinn und Zusammenhang hatten. Auch hatte er und seine Freunde eine große Fertigkeit darin erlangt, deutsche Worte umzukehren, oder die Sylben derselben zu versetzen. Oft wenn sie im Scherz auf diese Weise mit einander sprachen, glaubten die, welche nichts davon wußten, man rede in einer ausländischen Sprache. Disputa-

tio-

tionen über ernsthafte oder abstrakte Gegenstände in Gesellschaften, die der Aufheiterung und dem Vergnügen gewidmet waren, konnte er nicht leiden, und über die, welche bey diesen Gelegenheiten ihren Scharfsinn, oder ihre Talente und Kenntnisse zur Schau ausstellen wollten, wurde er von Herzen böse und verwies sie bisweilen ziemlich grob zur Ruhe. Während dem Reichstag zu Augsburg war bey dem Kanzler des Königes von Pohlen, einem sehr gelehrten Manne und grosen Freund der Wissenschaften grose Gesellschaft, in welcher Melanchthon, Kamerarius, Eoban und noch viele andere Gelehrte zugegen waren. Auch fand sich ein gewisser Logus dabey ein, eben kein ungeschickter Dichter, aber übrigens ein eitler und anmaßender Mensch. Dieser gerieth auf den unglücklichen Einfall, der Gesellschaft Verse vorzudeklamiren, die er ohne Zweifel einmal in seiner Jugend auswendig gelernt hatte. Eoban war bescheiden genug, die bekanntesten Sachen lange ruhig mit anzuhören. Da der Dichterling aber auch gar kein Ende finden konnte, so konnte Eoban seinen Unwillen nicht länger mehr an sich halten und fuhr ihn mit den Worten an: „Du Tropf, meinst du, daß sonst keiner Verse weiß, denn du allein? Da setze dich her und thue mir auf ein

Glas

Glas Wein Bescheid!" Logus war wie aus den Wolken gefallen. Er hatte seine Zuhörer in das gröste Entzücken und in die gröste Rührung versunken geglaubt und fand sich nun so schrecklich getäuscht. Der Kanzler suchte ihm aus seiner Verlegenheit zu helfen. Er sprach ihm freundlich zu und sagte: „Nimm das Glas und thue ihm „Bescheid. Es ist unser Eoban." Hierauf machte er ihn auch mit den übrigen Anwesenden bekannt. Itzt war Logus so weit entfernt über die Zurechtweisung Eobans unwillig zu seyn, daß er vielmehr einsah, wie unschicklich und keck es gewesen sey, vor solchen Männern sein bischen Wissen auskramen zu wollen. Er bat sie auf das demüthigste um Verzeihung und verhielt sich von nun an ganz bescheiden und stille.

Eoban hatte von seiner Jugend an das Glück, sich das Wohlwollen und die Freundschaft vieler Gutdenkenden und gelehrten Männer aus allen Ständen zu erwerben. Einer seiner ersten Gönner und Freunde war der eben genannte Kanzler und Bischoff von Varma Joh. von Danzig, ein sehr gelehrter und verständiger Mann, welcher sich um Gelehrsamkeit, Künste und ihre Verehrer auf die thätigste Weise verdient machte und als einer der ersten Beförderer der Wissenschaften

bekannt war. Dieser gab seinem Eoban nicht nur die überzeugendsten und schmeichelhaftesten Versicherungen seiner Liebe und Hochachtung, sondern er theilte ihm auch zuweilen ansehnliche Summen aus seinem Ueberflusse von zeitlichen Gütern mit. Eoban bezeigte seine Verehrung und Dankbarkeit gegen seinen grosmüthigen Freund auch öffentlich. Unter den übrigen Freunden Eobans verdienen vorzüglich erwähnt zu werden: Konrad Mutian Rufus, *) Justus Jonas, Heinrich Vibanus, D. Johannes Lange, Johann Ortus, Peter Mosellan, Peter Suavenius, Georg Spalatin, Philipp Melanchthon, Martin Luther, Joachim Kameras.

*) Er war aus einer vornehmen Familie gebürtig und hatte die gewissesten Aussichten zu den ersten Ehrenstellen, zu Macht und Reichthum. Aber seine Liebe zu den Wissenschaften war so enthusiastisch, daß er alles dies freywillig aufopferte und in einem geistlichen Collegio zu Gotha, bey sehr geringen Einkommen, ein stilles, ganz der Gelehrsamkeit gewidmetes Leben dem glänzendsten Glück vorzog. Er war einer der geschmackvollesten Gelehrten seiner Zeit, schrieb auch Verschiedenes, aber er war zu bescheiden, um etwas herauszugeben. Er und Heß verstanden sich ganz, ob er gleich immer dem splendiden Genie Eobans den Vorrang lies.

merarius, *) Jacob Micyllus, Bilibald Pirkhaimer, Anton Musa, Valentin Paceus, Johannes Mylius. Die mehresten damaligen berühmtern Gelehrten und Dichter standen mit ihm in einer nahen und freundschaftlichen Verbindung.

Johann Reuchlin spielte einmal in einem Briefe an Eoban mit dem Beinamen Heß, und sagte: so wie Kallimachus den Jupiter in irgend einer Stelle Ἐσσῆνα nenne, so habe Eoban sich auch so nennen dürfen, denn er sey in Wahrheit ein König und Herr, nur nicht wie Zevs, durch die Wahl der Götter, sondern durch seine eigenen Vorzüge und durch seine Verdienstlichkeit. Dies faßten Eobans Freunde auf und nannten ihn von nun an nur immer König. Eoban selbst pflegte hiervon selbst in seinen Briefen häufig Veranlassung zum Scherz zu nehmen. Er war der König, einer seiner Lieblinge Petrejus Aperbach (ein Erfurter, übrigens ein Jüngling von vor-

*) Dieser grose Mann war nicht nur ein sehr genauer Freund Eobans, sondern auch geraume Zeit hindurch dessen Berufsgefährte. Obgleich weit jünger, als Jener, ward er doch von ihm bald vorgezogen und endlich sein unzertrennlicher Freund und Vertraute. Ihm verdanken wir die besten und nächsten Nachrichten über Eoban.

züglichen Talenten und Kenntnissen, der schon mit Eoban studirt hatte) — der Generalissimus (zum Unglück hatte er einen Schaden an den Füssen und war immer kränklich) und die Uebrigen hiesen liebe Getreue.

Während seines Aufenthaltes zu Nürnberg hatte er einen sehr ausgesuchten und angenehmen Zirkel von Bekannten. Gleich neben ihm wohnte ein gewisser Willhelm Musicus. Dieser war Eobans unzertrennlicher Begleiter und Gefährte. Er gieng mit ihm spatzieren, geleitete ihn in Gesellschaften und war auch ein Hausfreund, der an allen Begebenheiten, Sorgen und Unternehmungen Eobans und dessen Familie den reinsten und thätigsten Antheil nahm. Ein Patrizier Hieronymus Baumgärtner liebte den Eoban, wie einen Sohn und half ihm von seinem Ueberflusse aus, wenn er in Mangel war. Und dies war oft der Fall. Denn es hatte sich entweder etwas im Hause ereignet, das Aufwand verursachte; oder er war betrogen worden; oder er hatte sich mit verschmitzten Menschen unvorsichtiger Weise in Händel eingelassen, wo er zuletzt zahlen mußte, oder er hatte sich in Schulden gebracht, oder er hatte sich sonst in Verlegenheiten versetzt, wo er schleuniger Unterstützung benöthiget war. Ein

Rechts-

Rechtsgelehrter zu Nürnberg hatte ein Kränzchen gestiftet, woran außer Eoban auch Michael Rostinger, Georg Hoppel, Joachim Kamerarius u. a. Theil nahmen. Hier besprach man sich erst einige Stunden lang über gelehrte Gegenstände und andere ernsthafte Dinge, sodann waren die übrigen Abendstunden dem Scherz, vertraulichen Gesprächen und Possen gewidmet. Man gieng auch zusammen spatzieren, bald da bald dorthin, vorzüglich oft aber zu einer Quelle, welche eine geraume Strecke von Nürnberg in einem angenehmen Walde liegt und allen Lesern der Eobanischen Gedichte unvergeßlich bleiben wird, denn Heß hat sie sehr schön besungen.

Viele Gelehrte und Dichter gaben ihre Betrübniß über den Verlust ihres Freundes in Schriften und Gedichten zu erkennen. So schrieb Jacob Micyll ein schönes Trauergedicht auf ihn und begleitete es mit einer kurzen Biographie des Verstorbenen, Joachim Camerarius schrieb ihm eine griechische und eine lateinische Grabschrift — aber am interessantesten für uns ist ein Brief Kamerars an einen seiner Freunde, in welchem eine ziemlich umständliche und übrigens meisterhaft geschriebene Lebensbeschreibung Eobans enthalten ist.

Das Sterbejahr dieses merkwürdigen Mannes ist in folgendem Distichon befindlich:

DVCIte ThesplaDes fLetVs, ELegIa LVge,
HoC HesIVs saXo gLorIa Vestra JaCet.

Simon Grynäus.

Simon Grynäus wurde im Jahr 1493 in einem kleinen Dorfe bey Veringen im Fürstenthum Hohenzollern geboren. Seine Eltern waren Landleute, die, als dieser ihr Sohn gebohren wurde, ihren Unterhalt auf den nahgelegenen Gebürgen durch Handarbeit verdienten.

Die ersten Anfangsgründe in den Wissenschaften erlernte er in der Stadtschule zu Veringen. Hierauf kam er in die bessere und damals durch ihre beiden gelehrten und verdienstvollen Lehrer Gerbelius und Simmler vorzüglich berühmte Schule nach Pforzheim. Er wurde hier Schulgenosse des Phil. Melanchthon und schloß mit diesem ein sehr genaues Freundschaftsbündniß, welches beide ihr ganzes Leben hindurch auf das eifrigste unterhielten.

Nachdem er einige Jahre zu Pforzheim zugebracht hatte, gieng er auf die Universität nach

Wien

Wien. Er widmete sich hier dem Studium der Philologie und der Philosophie mit solchem Fleiße, daß er bald zum Magister creirt und als Professor der griechischen Sprache an der dortigen Universität angestellt wurde. Als indessen die Reformation überhand nahm und auch er seinen Einsichten und seiner Ueberzeugung gemäß, als Theilnehmer und Beförderer derselben aufstand, so wurde er veranlaßt sich von Wien zu entfernen. Er ging nach Ofen und lehrte einige Jahre hindurch daselbst. Aber auch hier hatte er mit mancherley Gefahren und Verfolgungen zu kämpfen. Die von ihm angefochtenen Pfaffen und Mönche hatten so lange im Stillen gegen ihn gearbeitet, bis sie endlich eine förmliche Anklage wider ihn anzubringen im Stande waren. Auf diese wurde er denn verhaftet und es wäre ohne Zweifel um ihn geschehen gewesen, wenn sich nicht der Ungarische Adel ins Mittel gelegt und seine Befreyung bewürkt hätte. Er begab sich nun nach Wittenberg, wo er den nähern Umgang mit Luther und Melanchthon genoß und beide bey ihren Arbeiten für die Reformation unterstützte.

Im Jahr 1523 berief ihn Ludwig Kuhrfürst von der Pfalz als Professor der griechischen Sprache nach Heidelberg. Während seiner

An:

Anwesenheit daselbst wurde zu Speyer (1529) der bekannte Reichstag gehalten. Er reiste hinüber, theils weil er ein eifriger Freund und Beförderer der Reformation war, deren Angelegenheiten auf diesem Reichstage geschlichtet werden sollten, theils weil er mehrere seiner Freunde, die sich auch wegen der Religionsangelegenheiten nach Speyer hatten begeben müssen und unter diesen vorzüglich seinen lieben Melanchthon gern wieder einmal sehen und sprechen wollte. Hier hatten ihm seine Feinde wieder Schlingen gelegt. Er entgieng ihnen jedoch glücklich. Die Art, wie dies geschah, erregte allgemeines Aufsehen, weil man glaubte, irgend ein überirrdisches Wesen habe sich des Grynäus angenommen und ihn vor der drohenden Gefahr gewarnt. Der Vorfall ist folgender:

Unter mehreren auswärtigen Theologen befand sich auch Faber von Costnitz zu Speyer. Dieser hielt einmal eine Predigt, worin er äußerst heftig gegen die Reformation und die, welche dieselbe begünstigten und beförderten, loszog. Grynäus war in der Kirche gewesen und da er mit Fabern etwas bekannt war, gieng er nach geendigtem Gottesdienste zu ihm, um sich mit ihm über Religionsgegenstände zu unterreden und ihn

we:

wenigstens etwas billiger und toleranter zu machen, wenn es ihm auch nicht gelänge, ihn völlig auf andere Gedanken zu bringen. Faber empfängt ihn höflich und bittet ihn den folgenden Tag wieder zu kommen, trifft aber sogleich Anstalt, daß vom Magistrat Befehl ergeht, den Grynäus zu verhaften. Während diesem die Gefahr über dem Haupte schwebt, erscheint in dem Gasthofe, wo Melanchthon und Grynäus zusammen wohnten, ein unbekannter alter Mann von ernstem ehrwürdigen Ansehen, läßt den Melanchthon herausrufen und benachrichtigt ihn von Allem. Melanchthon giebt seinem Freunde den Rath, sogleich zu entfliehen und veranstaltet alles Nöthige dazu. Grynäus entkam glücklich. Aber kaum war er fort, so traten diejenigen in das Haus, die sich seiner hatten bemächtigen sollen. Man forschte nach, wer der menschenfreundliche Alte gewesen sey — aber vergeblich. Er war aller Bemühungen ungeachtet nirgends ausfindig zu machen. Ohne Zweifel rieth ihm die Klugheit, verborgen zu bleiben. Demohnerachtet war die Sache ein Wunder und blieb es, so wie jene bekannte Rettung des alten Dichter Simonides.

In demselben Jahre (1529) wurde Grynäus vom Senat zu Basel durch seinen Freund Oeco-

lampadius als Professor der humanistischen Wissenschaften berufen. Er folgte diesem Ruf vorzüglich diesem Freunde zu Liebe. Er verwaltete sein Amt mit grosem und allgemeinem Beyfall. Ausser seinen Vorlesungen über griechische und lateinische Schriftsteller hatte er auch exegetische Kollegia über biblische Bücher zu halten. Er las besonders über den Brief an die Römer mit ausnehmender Deutlichkeit und Gründlichkeit. Dies trug sehr viel dazu bey, seinen Ruhm noch mehr auszubreiten und zu vergrösern. Er war schon durch seine wohlgerathenen schriftstellerischen Arbeiten als einer der ersten Philosophen, Philologen und Theologen seiner Zeit bekannt. Aber die Schüler, welche er durch mündlichen Unterricht gebildet hatte, machten, daß man seine Verdienstlichkeit und Brauchbarkeit von ganz neuen Seiten kennen lernte.

Man suchte daher seinen Beistand überall, wo im Felde der Gelehrsamkeit und Theologie etwas Groses und Wichtiges zu bewerkstelligen war. Sein Landesvater, Herzog Ulrich von Würtemberg wollte eine Reformation der Kirchen und Schulen seines Landes vornehmen. Zu diesem Geschäft war niemand brauchbarer, als Grynäus. Er gieng auf Ansuchen desselben im Jahr 1534

nach

nach Tübingen, wohin mehrere berühmte und verdienstvolle Gelehrte in der nehmlichen Absicht berufen waren. Nach Verlauf zweyer Jahre begab er sich jedoch nach Basel zurück. Hier traf er seinen Freund Erasmus sehr krank. Er blieb bei ihm und drückte ihm auch die Augen zu.

Im Jahr 1540 wurde er, so wie Melanchthon, Capito, Bucerus, Calvin und mehrere andere berühmte Theologen zum Colloquium nach Worms gesandt. Kaum war er, das Jahr drauf, wieder nach Basel zurückgekehrt, so raffte ihn eine epidemische Krankheit, welche in den Gegenden des Rheins und Schwarzwaldes grassirte, schnell dahin. Er hatte sein Leben auf acht und vierzig Jahre gebracht. Man begrub ihn den Tag nach seinem Tode in die Domkirche zu Basel, zwischen Oecolampadius und Jacob Meyer einem verdienten Consul zu Basel. An die Wand kam folgende Inschrift:

Sancto Servatori.

D. Simoni Grynaeo, almae hujus academiae rectori, et laude et memoria sempiterna, ob linguarum latinae, graecae et hebraicae peritiam omnisque philosophiae ad miraculum usque cognitionem, ob Theologiae verae scientiam et usum, digno, monumentum hoc dicatum est

MDXXXXII.

MDXXXXII. Ob. Cal. Aug. MDXLI. aetat. XLVIII.

So Ehr, Gut, Kunst hülfen in Noth,
Wär Keinr von diesen dreyen tod.

Es besas dieser Mann in den alten Sprachen, der Philosophie und Theologie die ausgebreitetsten Kenntnisse und wußte diese durch Lehren und Schreiben aufs zweckmäsigste nutzbar zu machen. Er war, wie sich ein älterer Biograph über ihn ausdrückt, von alter Treue und wahrer Frömmigkeit ein Beyspiel ohne Beyspiel. Zur Ausbreitung und Beförderung nützlicher Wissenschaften und neu entdeckter oder untersuchter Wahrheiten im Gebiete der Philosophie und Religion schien er schon gebohren. Schon dadurch, daß er viele Griechische und Lateinische Schriftsteller von Fehlern der Zeit und Unwissenheit reinigte, sich selbst wieder schenkte und nach den Bedürfnissen des damaligen Zeitalters herausgab, hat er sich unsterbliche Verdienste erworben. Seinem Rathe und seinem Urtheile folgten die damaligen Buchführer bey Herausgabe ihrer Verlagsartikel wie einem Orakelspruch des delphischen Apolls und das Buch hatte schon Empfehlung genug, welches eine Vorrede oder einen abgedruckten Brief von Grynäus an seiner Spitze trug. Er hat übersetzt aus dem

Griechi-

Griechischen des Plutarch ins Lateinische das Leben des Agesilaus und die Abhandlung über die Seelenkräfte der Thiere, sodann mehreres aus dem Aristoteles und Chrysostomus. Mit Anmerkungen hat er begleitet einige Schriften des Aristoteles und die Lebensbeschreibungen des Plutarchs. Vorreden hat er geschrieben zu Ausgaben von Jul. Pollux, Absyrtus, Plutarch, Euclides, Ptolemäus, Justinus, Plato (von Marsil. Ficinus übersetzt und von ihm verbessert) — sodann zu einem griechisch-lateinischen Wörterbuch, zu einer Rede von Hugo Latimer über die Veränderungen im politischen Zustand von England durch die Reformation u. a. m. Unter seine Schriften gehört auch die Abhandlung über das Leben und den Tod des Oecolampadius und ein Heldengedicht betittelt: der Traum, an Jacob Sturm. Schade ists, daß einige seiner hinterlassenen Schriften, als: ein Commentar über den Brief an die Römer, eine Abhandlung über das Abendmahl, eine Sammlung von Briefen und mehrere Produkte dieser Art, nicht gedruckt und der Nachwelt aufbewahrt worden sind! —

Hie-

Hieronymus Gemusäus.

Hieronymus Gemusäus wurde im Jahr 1505 zu Mühlhausen im Sundgau von angesehenen Eltern gebohren. Da er viel Anlage und Lust zu den Wissenschaften zeigte, so ward er schon von seiner ersten Jugend an fleissig darin unterwiesen. Nachdem er in der dasigen Stadtschule einen guten Grund gelegt hatte, kam er nach Basel, um die angefangenen Studien fortzusetzen.

Es fehlte damals zu Basel nicht an guten Anstalten für die Beförderung und Ausbreitung der humanistischen Wissenschaften und den zweckmäsigen Unterricht in denselben. Es befanden sich verschiedene gelehrte Schulmänner daselbst, die nicht nur durch ihren guten mündlichen Vortrag, sondern auch durch Schriften vortheilhaft berühmt geworden waren. Unter ihnen stand jedoch wegen seiner ausgebreitetern Verdienste um wahre Gelehrsamkeit Heinrich Glarean oben an und dieser war es auch, dessen Leitung und Unterweisung

sung sich Gemusäus am meisten überlies. Unter seiner Anweisung studirte er lateinische und griechische Litteratur und alle die Nebenfächer, welche den damaligen Gelehrten bilden halfen, mit solchem Fleise, daß er sich in Kurzem vor allen seinen übrigen Mitstudirenden durch Bildung und Kenntnisse auszeichnete. Um diesen lobenswürdigen Eifer in dem jungen Menschen zu unterhalten und anzufeuern, setzte ihn Glarean zum Aufseher der übrigen Schüler und lies ihn öfters in Privatstunden selbst seine Stelle vertreten. Dieser vortreffliche Schulmann sah wohl ein, daß diejenigen, welche lehren wollen, gewiß auch lernen, wenn sie nur einigermasen Ehrgeiz und Fleiß besitzen und daß es kein bequemeres Mittel gebe, einen talentvollen jungen Menschen zur Gründlichkeit und Deutlichkeit in Ideen und Begriffen zu gewöhnen, als wenn man ihm befiehlt, dieselben in Andern seines Gleichen zu erwecken.

Im Jahr 1525, im zwanzigsten seines Lebens wurde Gemusäus (d. 10. Febr.) unter dem Decanat seines würdigen Lehrers, Magister. Er verwendete nun noch einige Zeit auf seine weitere Vervollkommnung und Ausbildung in Sprachen und Wissenschaften und begab sich dann nach

Frank-

Frankreich, welches damals nach Italien das Land war, in dem Gelehrsamkeit und Künste am meisten blüheten. Die Reisen hatten den vortheilhaftesten Einfluß auf seinen Verstand und auf seine Kenntnisse. Er brachte es daselbst insbesondere in der Philosophie so weit, daß man ihn allgemein den scharfsinnigsten damals lebenden Philosophen an die Seite setzte. Es war da noch etwas seltnes, wenn selbst ein sogenannter Philosoph den Plato und Aristoteles las, und dies waren doch die einzigen Quellen in dieser Wissenschaft. Wenn aber einer zeigte, daß er diese Schriften nicht nur gelesen, sondern auch begriffen und in seinem eigenen Kopfe verarbeitet habe, so wie es Gemusäus zeigte, so war das allein schon im Stande, einem Manne das Lob der tiefsten Einsicht und Gelehrsamkeit zu verschaffen.

Mit dem Studium der Philosophie verband Gemusäus auch das der Naturwissenschaft, Physiologie und Medizin. In diesen Fächern eröffnete sich ein weites Feld für ihn Scharfsinn und Witz zu zeigen, an welchen es ihm nicht gebrach. Er untersuchte und bearbeitete die verborgensten und verwickeltesten Materien und stellte sie sodann andern mit einer solchen Klarheit und Anschaulichkeit vor Augen, die Bewunderung und Beyfall-

fall erregen mußte. Es fehlte ihm daher nicht an Beweisen der allgemeinen Achtung. Einer der überzeugendsten war, daß ihm im Jahr 1533, die Universität zu Turin, ohne daß er sich darum beworben oder angesucht hätte, blos auf den Ruf von seiner Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Kenntnisse und auf die Proben, die er hiervon an den Tag gelegt hatte, das Diplom der medizinischen Doktorwürde zufertigte.

Mit den besten Kenntnissen ausgerüstet und mit dem Ruhm einer ausgesuchten und ausgebreiteten Gelehrsamkeit kehrte er nach Basel zurück. Man stellte ihn daselbst als Professor der natürlichen Philosophie an. Kurz darauf verheirathete er sich mit der Tochter des berühmten Buchdruckers Andreas Cratander. Er übernahm zugleich von dieser Zeit an die Direktion dieser Buchdruckerey und ihm hat man es grösstentheils zu danken, daß viele wichtige und gemeinnützige Schriften gedruckt wurden, die vielleicht ohne dies nie in das Publikum gekommen wären.

Sein Wahlspruch war:

Dulcius ex ipso fonte bibuntur aquae.

Er studirte daher sein Fach nicht aus Compendien und ähnlichen Hülfsbüchern, sondern aus den ächtesten und reinsten Quellen, die man da-

mals kannte und benutzen konnte. Dies waren vorzüglich griechische und lateinische Schriftsteller. Er legte daher bey seinen Vorlesungen über die Physik den Aristoteles zum Grunde und erklärte diesen mit einer Gründlichkeit und Nutzbarkeit, daß für seine Zuhörer nichts zu wünschen übrig blieb und sich sein Würkungskreis nach Maasgabe seiner immer zunehmenden Gemeinnützigkeit von Zeit zu Zeit mehr erweiterte.

Ob er gleich in Gelehrsamkeit und Bekanntschaft mit seinem Fache Keinem leicht nachstand, so entschloß er sich doch noch in seinem fünf und dreysigsten Jahre bey Sebastian Münster hebräisch zu lernen. Er wollte sich nehmlich von nun an auch der Theologie fleissiger widmen, theils um seine eignen Ueberzeugungen und Urtheile in Religionssachen zu reinigen und zu begründen, theils wegen der damals herrschenden Streitigkeiten des Glaubens und der Kirche, an denen er wenigstens entfernten Antheil nehmen und doch eine Parthey ergreifen mußte, theils auch darum, weil er Beruf in sich zu verspüren glaubte, in diesem Fache als Schriftsteller aufzutreten.

In diesen Beschäftigungen wurde er jedoch durch eine Reise gestört, die er im Herbst des Jahres 1543 nach Italien thun mußte. Das

dor-

dortige, für seine Constitution ungünstige Clima äusserte indessen einen so sichtbaren nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit, daß er dadurch veranlaßt wurde, das Jahr darauf nach Hause zurückzukehren. Hier verschlimmerte sich seine Unpäßlichkeit zusehends. Es fand sich ein hitziges Fieber ein und dies raffte ihn zur grosen Betrübniß aller Gutgesinnten an 29 Jan. 1545 im 39 Jahre seines Lebens dahin.

Unter seinen Schriften fanden den meisten Beyfall die Uebersetzung der Geographie nach dem Strabo und einiger Schriften des Aristoteles aus dem Griechischen ins Lateinische: Seine Einleitungen zu den Werken des Galenus und zu einigen andern alten Schriftstellern im medizinischen Fache: Seine ausführliche und gelehrte Vorrede zum Almagestus des Ptolemäus: Seine Ausgabe des ganzen Aristoteles, seine Abhandlung: über den Werth und die Anwendbarkeit der Aristotelischen Theorien, sein Commentar über die *Analytica Posteriora* des Aristoteles u. a. m. Er hatte noch mehrere gelehrte Arbeiten unter der Feder und ohne Zweifel würde er auch seinen litterarischen Ruhm immer mehr begründet haben, wenn ihn nicht der Tod mitten in seinen zweckmäsigen und gemeinnützigen Be-

mühungen für die Ausbreitung und Cultur der Wiſſenſchaften unterbrochen und die Nachwelt der reifern und wohlthätigern Früchte ſeines Genies und ſeiner Kenntniſſe beraubt hätte.

Er hinterlies zwey Söhne Polycarpus und Hieronymus. Der erſtere übernahm die Buchdruckerey, erreichte aber ebenfalls kein hohes Alter, denn er wurde nur 34 Jahre alt. Er wurde neben ſeinen Vater begraben und beiden folgende Grabſchrift geweiht:

D. Hieronymi Gemuſaei
Med. et Philos.
Et Polycarpi Filii
Typographi:
Quorum ille XXIX Jan. aetat. XII. Sal.
MD.XLV. Hic vero III Mart.
Aetat. XXXIV. Sal. MDLXXII.
Pie deceſſit.

Petrus Moſellanus.

Petrus Moſellanus (alſo genannt von der Moſel, dem vornehmſten Fluſſe in der Gegend ſeiner Geburt) wurde im Jahr 1493 zu Proteg einem kleinen unbedeutenden Orte nicht weit von Koblenz

ge-

gebohren. Seine Eltern waren zwar arm und von niedrigen Stande, aber gute und rechtschaffene Leute. Sie lebten vorzüglich vom Weinbau und trieben neben bey noch einen kleinen Handel mit Wolle, die sie selbst verarbeiteten.

Unter vierzehn leiblichen Geschwistern war Peter der jüngste Bruder. Sein Vater liebte ihn wegen seines stillen bescheidenen Betragens unter allen seinen übrigen Kindern am meisten und da er sah, daß der Kleine grose Lust zum Studiren bezeigte, so wollte er ihm auch weiter nicht hinderlich seyn, ja, er war sogar entschlossen ihn, so weit es seine eingeschränkten Umstände erlauben würden, dabey zu unterstützen. Zum Unglück starb dieser wohlgesinnte Vater bald und nun kam alles auf die Einsicht und den guten Willen der Mutter an. Diese war ganz anderer Meinung, als ihr verstorbener Mann und wendete alles an, um ihr Kind vom Studiren abzubringen und es zu zwingen sich einem Handwerk oder der Hauswirthschaft zu widmen. Sie hielt es zu dem Ende von der Schule ab und benahm ihm alle Gelegenheit seiner Lieblingsneigung nachzuhängen.

Endlich nahm sich ein älterer Bruder zu Beilstein Peters an und brachte ihn auf das Gymnasium nach Lüneburg. Aber der Aufseher und Lehrer

dieser Anstalt war ein Mann, dessen Charakter von dem des sanften und feindenkenden jungen Menschen himmelweit verschieden war. Er war immer mürrisch und auffahrend und seine besten Beweisgründe waren Schläge. Doch hielt es Mosellan so lange aus, bis er durch freundschaftliche Verbindungen Gelegenheit fand nach Limburg an der Lahn zu kommen, wo es mit dem Gymnasium besser stehen sollte. In der That hatte er auch hier alle Ursache mit dem Unterrichte zufrieden zu seyn, welcher daselbst ertheilt wurde. Aber itzt hatte er wieder mit einem andern Hindernisse zu kämpfen — mit der Armuth. Diese zwang ihn denn endlich auch Limburg zu verlassen und nach Trier zu gehen, wo er hoffte als Chorsänger an der Domkirche, oder durch Unterricht seinen Unterhalt zu erwerben. Da seine Verwandten sahen, daß sein Entschluß sich den Wissenschaften zu widmen unerschütterlich sey und daß er Fleiß und Talent genug zeige, um auf diesem Wege sein Glück zu machen, so schämten sie sich doch ihn ohne alle Unterstützung zu lassen. Sein Grosvater Johann Schade gab ihm Reisegeld, damit er auf die Universität nach Cölln ziehen könnte und versprach ihn daselbst auch weiter zu unterstützen. Hier war er so glücklich von dem gelehrten

ten Johann Cäsar, welcher damals zu Cölln als Professor der griechischen und lateinischen Sprache angestellt war, vorgezogen und einer besondern Gewogenheit gewürdiget zu werden. Dies hatte einen sehr günstigen Einfluß auf die Art und den Fortgang seines Studirens. Cäsar las mit ihm des Chrysoloras Grammatik und einige Gespräche des Lucians und bediente sich dabey einer so guten Methode, daß Mosellan durch diese Hülfleistung und durch seinen Fleiß bald so weit war, um den Homer und andere gute griechische Schriftsteller für sich lesen zu können. Cölln hatte während der Anwesenheit Mosellans auch ausser Cäsarn noch einige sehr gelehrte und berühmte Männer, unter denen sich insbesondere Busch und Sobius viel Ruhm erworben hatten und ebenfalls als öffentliche Lehrer der alten Litteratur und schönen Wissenschaften angestellt waren. Diese hatte sich Mosellan so gewogen zu machen gewußt, daß sie sich um die Wette beeiferten, ihn von ihrer Liebe und Dienstbeflissenheit durch die sprechendsten Beweise zu überzeugen. Bey seinem grosen Eifer für das wissenschaftliche Studium und bey seiner unermüdeten Wißbegierde und Anstrengung war es natürlich, daß er den Rath und den Unterricht dieser Gelehrten aufs

fleisigste benutzte. Dies hatte die Folge, daß er von Tag zu Tag eine grösere Erwartung von sich erregte und jemehr er diese rechtfertigte, um so höher stieg sie.

Nachdem er sich sowohl in der Dialektik gehörig geübt, als auch einen guten Grund im Lateinischen und Griechischen gelegt hatte — (nach dem Rathe Ciceros verband er das Studium dieser drey Dinge so mit einander, daß er das Lateinische aus dem Griechischen und dies aus jenem lernte und dann in beyden Sprachen Rede- und Disputir-Uebungen anstellte) — so war es ihm nun vorzüglich darum zu thun, eine Lehrstelle zu erhalten, weil er mit Recht glaubte, daß es ihm sehr nützlich seyn würde, wenn er das, was er gelernt hätte, andern deutlich auseinander zu setzen und vorzutragen verstände; auch hatte er sich unter allen seinen Mitstudirenden hierauf vorzüglich gelegt. Er stellte hierin erst einige Zeit hindurch Versuche in Cölln an, die so glücklich ausfielen, daß er dem gelehrten Publicum auf eine sehr vortheilhafte Art bekannt wurde. Auf diese allgemeine gute Meinung wagte er es nach Leipzig zu gehen. Er fand hier an Kaspar Börnern, einem Manne, welcher sich für alles wissenschaftliche sehr thätig interessirte und besonders in der

Mas-

Mathematik keine gemeinen Kenntnisse besas, einen Gönner, der ihn auf alle Art zu unterstützen und ihm insbesondere Gelegenheit zu verschaffen suchte, durch seine Talente und Kenntnisse nutzbar zu werden. Dem Ansehen und dem vielvermögenden Einflusse dieses Freundes hatte es Mosellan zu verdanken, daß man ihm eine Lehrstelle an der von Kurzen zu Freiberg durch den verdienstvollen und gelehrten Johannes Asticampanus errichteten Schule antrug. Es brauchte nicht viel Ueberredens, um ihn zu bewegen diesem Rufe zu folgen und er behauptete diesen Posten so, daß er sich allgemeine Bewunderung und allgemeinen Beyfall erwarb.

Aber bald wurde der Wunsch nach einem grösern Wirkungskreis bey ihm rege, in welchem er sich mehr zeigen und allgemeiner nützen könnte. Als dies seine Freunde merkten, brachten sie es durch ihren Einfluß dahin, daß man ihm eine öffentliche Lehrstelle auf der Leipziger Universität antrug, mit welcher Kuhrfürst Georg den Genuß einer Pension verband. Bald nachher starb Richard Crocus, der berühmte Lehrer des berühmten Joachim Kamerarius und nun war er der einzige, welcher zu Leipzig Vorlesungen über die griechische Sprache hielt. Zur grosen Freude und unter den deutlichsten Bewei-

weisen des Beyfalls Aller erhielt er die Stelle des Verstorbenen. Er stand ihr so vor, wie man es erwartet hatte — zur Ehre der Wissenschaften und zum Vortheil der Studirenden. In Kurzen war er so berühmt, daß sein Name eine Menge Studirender aus allen Gegenden nach Leipzig zog und daß man ihn den grösten Männern, die diese Universität damals aufzuweisen hatte gleichsetzte, wo nicht vorzog. Vom Jahr 1514 bis 1524, also zehen Jahre hindurch, bekleidete er sein Lehramt mit immer zunehmenden Beyfall bis an sein Ende.

Niemand konnte wohl die Zeit höher schätzen und besser mit ihr hauszuhalten wissen, als Mosellan. Er gewöhnte sich schon von seiner frühen Jugend an dazu keinen Augenblick vorbeygehen zu lassen, den er nicht mit irgend einem nützlichen und zweckmäsigen Geschäft bezeichnet hätte. Alle Stunden waren bey ihm aufs genaueste eingetheilt und diese einmal vestgesetzte Lebensordnung beobachtete er aufs gewissenhafteste.

Er pflegte bis tief in die Nacht zu sitzen und zu studiren. Mit dem frühesten war er schon wieder auf und trieb mit einigen seiner Hausgenossen den Homer. Den Vormittag widmete er den Beschäftigungen, die den Kopf mehr angreifen und der griechischen Sprache. Den Nachmittag hatte

er

er für leichtere Arbeiten und fürs Lateinische geeignet. Er las des Tages zwey auch drey Stunden und nebenbey gab er eben so viel Privatstunden. Die Zeit, die ihm von diesen Geschäften übrig blieb, verwendete er auf Lektüre, auf Schriftstellerey und auf Stylübungen.

Bey dem Unterricht in den alten Sprachen, bediente er sich der Grammatik des Theodorus Gaza, mit welcher er das Studium der lateinischen des Diomedes verband. Dialektik lehrte er rein aristotelisch. Was seine Vorlesungen über ältere griechische und lateinische Schriftsteller betrifft, so fanden darunter den meisten Beifall die über verschiedene Werke des Plato, Cicero, Plutarch, Isocrates, Demosthenes und Suidas. Er suchte indessen bey seinen Schülern die Liebe zur griechischen und lateinischen Litteratur nicht blos des unmittelbaren Vortheils wegen zu erwecken, den sie auf die Ausbildung und Cultur des Verstandes und Geschmacks zu haben pflegt, sondern er wußte sie ihnen auch vorzüglich dadurch wichtig zu machen, daß er ihnen zeigte, wie bedeutend der mittelbare Einfluß sey, den ein wohleingerichtetes Studium der alten Sprachen und Scribenten auf alle Fächer unserer jetzigen Gelehrsamkeit, insbesondere auf das theologische äussere. Er lies es

auch

auch dabey nicht bewenden, sondern richtete seinen Unterricht so ein, daß sie von der Wahrheit dieser Behauptung durch die Erfahrung überzeugt werden mußten. Er lies sie den Prudentius, den Augustin de doctrina christiana, des Erasmus Militem, fleissig lesen und erklärte ihnen dann in öffentlichen Verlesungen den Brief Pauli an die Römer, das Evangelium Johannis und andere biblische Bücher mehr, wobey er sie fleissig darauf aufmerksam machte, wie so ganz anders und besser es sey diese Wahrheiten aus den Quellen schöpfen zu können, als aus einer armseeligen Version, oder aus einer Paraphrase, oder einem Auszuge. Um den Anfängern im theologischen Studium die Benutzung der besten Hülfsquellen, die man damals kannte und besas, zu erleichtern, übersetzte er einige Schriften des Basilius, des Chrysostomus, des Gregorius von Nazianz aus dem Griechischen ins Lateinische und übersetzte sie mit einem solchen Fleise und einer solchen Gewissenhaftigkeit, daß er den ungetheilten Beyfall der ganzen gelehrten Welt, dadurch einärndete. Er dedizirte diese Arbeiten vornehmen Freunden und Gönnern, als den Basilius über die Einsamkeit dem Bischoff zu Merseburg und Fürsten zu Anhalt *D.* Adolph, die Rede das Chrysostomus wider den Geitz, dem vor-

neh-

nehmen und reichen Baron Sigismund von Lobdowitz, die fünf Bücher des Gregorius von Nazianz über die Theologie dem Erzbischoff und Kuhrfürst zu Trier und Richard Greiffenklau — und diese fanden sich dadurch so ehrenvoll ausgezeichnet, daß sie ihn mit kostbaren Geschenken und vielen andern Beweisen ihrer Dankbarkeit überhäuften.

Unter seinen Uebersetzungen verdienen noch bemerkt zu werden: die der Rede des Isocrates für den Frieden, die des Aphthonius und einiger Gespräche aus dem Lucian. Vorzüglicher und interessanter für den ietzigen Leser dürften indessen seine Reden seyn, die er theils wirklich gehalten, theils blos ausgearbeitet und herausgegeben hat. Sie betreffen nicht nur würdige Gegenstände als: die Empfehlung des Sprachstudiums (vorzüglich gegen den damaligen unwissenden gelehrten Pöbel gerichtet), Ueber die Eintracht auf Universitäten und Schulen, Von der rechten Art über theologische Gegenstände zu disputiren und mehrere andere dergleichen wichtige Materien, sondern sie sind auch in einem Stile abgefaßt und geschrieben, dem man es gleich anmerkt, daß er durch wahre Erudition und durch das fleisige Stu-

dium

dium griechischer und römischer Muster zu einer solchen Eleganz geformt worden.

Seiner vollkommen würdig sind auch seine übrigen kleinern Schriften — seine Anmerkungen über den Quintilian und Gellius — seine Fabeln — seine Pädologie — seine Vorübungen zur Redekunst, u. a. m. Wie viel Vortreffliches würde dieser Mann noch geleistet haben, wenn er der Gelehrsamkeit nicht so früh entrissen worden wäre! Berechnet man die Grösse des Verlusts, den sein Tod den Wissenschaften brachte, nach dem Eifer, mit welchem er für wahre Gelehrsamkeit und das richtige zweckmäsige Studium derselben arbeitete und nach den Proben dieses Eifers, die er der Welt schon vorgelegt hatte, so kann man es seinen Freunden und Zeitgenossen nicht verdenken wenn ihr Schmerz bey seinem Abscheiden ungewöhnlich stark und anhaltend war.

Hierzu trug nun freilich der liebenswürdige Charakter Mosellans sehr viel bey. Er war immer so freundlich, gefällig und bescheiden, daß Jeder, der ihn auch nur einmal sprach, für ihn eingenommen werden mußte. Daher kam es, daß es die vornehmsten und berühmtesten Personen ordentlich darauf anlegten, mit ihm in Bekanntschaft zu gerathen und wer einmal sein Freund war,

der

der blieb es auch, wenigstens war es Mosellans Schuld gewiß nie, wenn das freundschafliche Verhältniß zwischen ihm und einem andern unterbrochen, oder zerrissen wurde. Seine Sitten waren streng, aber dennoch besas er im Umgange eine solche Geschmeidigkeit, daß er nie etwas ängstliches und gesuchtes blicken, oder es dem auf irgend eine Art merken lies, mit wem er nicht harmoniren zu können glaubte. Kam er in ein interessantes Gespräch, so fand der Beobachter jeden Augenblick Gelegenheit sein groses, fruchtbares und gebildetes Genie von Seiten zu bewundern, wo man es gar nicht erwartet hätte. Er wußte sich dabey so nach dem Sinne und den Fähigkeiten desjenigen zu richten, mit dem er sprach, daß Alle gern zuhörten und niemals von ihm giengen, ohne etwas gelernt zu haben. Doch waren die Gegenstände, über welche er sich am liebsten erklärte, Gelehrsamkeit und Religion.

Sein Körper war schwächlich. Besonders hatte er viel von Brustbeschwerden zu leiden. Seine Stimme war zwar mehr schwach, als wohlklingend, aber doch durchdringend. Er war klein von Statur, im Gesichte bräunlich und hatte sehr schwarzes krauses Haar — Immer war er gesetzt und ernsthaft, dies sah man ihm auch gleich an

und

und seinem Betragen nach hätte man ihn für einen bejahrten Mann angesehen. Sein Körper aber wurde auch vor der Zeit alt und hinfällig — eine Folge des allzuvielen Studirens. Er schlief, as und trank sehr wenig. Von allen Ausschweifungen und Debauchen, wie sie auch nur immer Namen haben mochten, war er sehr weit entfernt. Nur der Arbeit und dem Studiren hieng er zu sehr nach: denn es war kein Augenblick wo er müsig gewesen wäre. Alles Geld verwendete er auf Bücher, insbesondere auf griechische und lateinische Autoren. Hier scheute er keinen Preiß und keine Kosten. Besonders liebte er die Aldinischen Ausgaben. Was er aber kaufte, das las er auch und zwar mit der grösten Aufmerksamkeit. Viele Stellen, die ihm wichtig waren, zeichnete er, oder schrieb sie ab, oder lernte er auch auswendig — zu manchen schrieb er auch an den Rand Anmerkungen, welches die meisten Bücher aus seiner Bibliothek ausweisen. Besonders aufmerksam war er auf Metaphern. Er hatte sich aus den Schriften Ciceros und der übrigen besten Schriftsteller eine grose Menge zusammengetragen und sie in die Form der Spruchwörtersammlung des Erasmus gebracht. Er wollte sie auch herausgeben, starb aber darüber.

Ein

Ein schöner Zug in seinem Charakter war auch seine Friedfertigkeit. Nichts scheute er mehr, als Händel und Zwistigkeit und sein erster Wunsch war immer ein ruhiges, ungestörtes Leben und öffentliche Stille und Sicherheit. Die Wissenschaften, diese Töchter und Zöglinge des Friedens liebte er über alles. Leider waren zu seiner Zeit selbst unter den sogenannten Gelehrten Wenige, die hierinnen übereinstimmend mit ihm dachten. Es war ein seltner Fall, daß sich einer dem gelehrten Fache ohne alle Nebenabsicht, blos aus Liebe zu den Wissenschaften selbst widmete und diejenigen, die sich unter die Gelehrten mit einigem Rechte setzen konnten und die elegante Litteratur mit Beyfall trieben, fanden doch viel Geschmack an gelehrten Klopffechtereyen und dachten gar nicht daran, ihrer Hauptbeschäftigung auch durch ihr Betragen Ehre zu machen.

Mosellan hatte viel zu kämpfen und zu arbeiten, ehe er in dieser Rücksicht einen bessern Geschmack einführen und diese Leute überzeugen konnte, daß weder sie, noch die Gelehrsamkeit von solchen pöbelhaften Streitigkeiten über die geringfügigsten Dinge den mindesten Nutzen, geschweige denn gar einige Ehre hätten. Er empfahl ihnen dafür lieber fleissig zu studiren und angehende Gelehrte durch ihr

Beyspiel und durch ihren Unterricht bilden zu helfen. Freilich fanden diese Ermahnungen nicht immer Eingang bey Allen und Mosellan hatte anfangs selbst dafür manches zu leiden. Aber nach und nach wurden doch die günstigen Folgen dieser seiner Bemühungen sichtbar. Seine Schule blieb stets die Werkstätte der wahren gelehrten Bildung und es giengen eine Menge der gelehrtesten und gebildetsten Männer ihrer Zeit aus ihr hervor, die ihren Mosellan allein für ihren Lehrer anerkannten und ihm alles verdankten. Ich nenne unter ihnen den berühmten und allgemein geschätzten D. Julius Pflug, Bischoff in Naumburg und Canonicus zu Mainz, der den Tod seines geliebten Lehrers in einer schönen Leichenrede feyerte und ihm auch ein Monument errichten lies, aber durch seine Liebe für die Wissenschaften und durch seinen Eifer für ihre Ausbreitung noch weit deutlicher bewies, was er durch ihn geworden sey. Auch der edle Christoph von Carlowitz, dem wir es zu verdanken haben, daß viele Schriften des Laurentius Valla unverstümmelt und in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder aufgelegt wurden und der dies Unternehmen mit vielem Eifer und Kostenaufwand betrieb, ist einer von Mosellans Schülern. Solcher Schüler aus allen Ständen hatte

Mosellan, ob er gleich so frühzeitig starb, noch mehrere gezogen. Gute Sprachkenntnisse und die Fertigkeit schön zu reden und zu schreiben, zeichneten sie gleich vor andern ihres Gleichen aus.

Aber so sehr ihm daran gelegen war, den Verstand derer, die seinem Unterricht und seiner Aufsicht anvertraut waren, zu bilden und mit den besten Kenntnissen auszurüsten, so wenig vergas er darüber auch ihr Herz und ihre Sitten zu veredeln. Sein Beyspiel schon konnte hierinnen Jedem, der nur einigermassen Gefühl fürs Gute und Schickliche hatte, zu einer Art von Unterricht dienen und der sicherste Weg zu seiner vorzüglichen Gunst zu gelangen war ein sittsames, artiges, bescheidenes Betragen. Er zeigte seinen Schülern oft, daß ja der ganze Zweck ihres Studirens blos am Ende darauf hinausgehe, besser zu werden und Andere besser zu machen, und daß der Erreichung dieses Zweckes nichts mehr im Wege stehe, als Unverträglichkeit und Hang zu Streitigkeiten. Wie ganz aus seinem Herzen das gesprochen gewesen sey, zeigt ein Brief von ihm an den Pater Martin von Lochau. Ich will die Stelle aus demselben, die vorzüglich hieher gehört, hersetzen, weil sie das bisher über ihn Gesagte aufs Genaueste bestätigt:

„Gott, schreibt er, welchem nichts verborgen „seyn kann, möge mir einst in meiner letzten „Stunde bey meinem Todeskampf seinen Beystand „versagen, wenn ich nicht schon von den Jahren „meiner frühern Kindheit an, aus allen Kräften „darauf bedacht gewesen bin, so sehr es mir auch „oft Mühe gekostet hat, meine aufbrausende Lei„denschaft zu beherrschen, aller Gelegenheit aus„zuweichen, wo ich den guten Namen eines An„dern, wenn er mich auch angegriffen und gereizt „hatte, hätte antasten müssen. Ich habe Ehren„bezeugungen, Vermögen und alle gewöhnliche „Freuden des Lebens — Dinge, die mir oft auf „dem erlaubtesten Wege bereit standen, wenn ich „hätte nach ihnen streben wollen — gern und „willig hintangesetzt und nur immer darauf hin„gearbeitet, daß mich die besten und gelehrtesten „Männer erprobt finden möchten, daß mein Sinn „und mein Herz durch die höhern Wissenschaften „von dem Unrathe der Welt gereinigt und in den „Stand gesetzt würde, die göttliche heilsame Leh„re Jesu Christi, welche doch die Quelle aller „wahren Weisheit bleibt, anzunehmen — und „daß ich diesem erhabenen Muster immer näher „kommen möchte. Dies war mein einziger Ge„danke am Tage, davon träumte ich des Nachts,

„darnach strebte ich mit Händen und Füsen, da-
„hin zielten alle meine Wünsche, dazu wandte ich
„alle meine Muse und meine Geschäftsstunden
„an, das war das ganze Dichten und Trachten
„meines Verstandes — daß es mir einst nicht ge-
„brechen möge, um dem Reichen im Evangelio,
„von dem mir anvertraueten Pfund mit guten
„Gewissen Rechnung ablegen zu können. Weiter
„habe ich nichts gewollt und gesucht, so lange ich
„lebe. Hätte ich nach Vergnügungen, nach Geld,
„nach Ehrenstellen und Macht trachten wollen, so
„hätte ich einen ganz andern Weg einschlagen
„müssen. Aber meine Mühe war nicht ganz ver-
„gebens und mein ernstliches Bestreben ist nicht
„ohne glücklichen Erfolg geblieben."

Dieser Art zu leben und zu arbeiten blieb er auch bis an sein Ende standhaft treu und bey allen wahrhaft braven und gelehrten Leuten erwarb er sich dadurch eine Hochachtung und Liebe, als kein Anderer ausser ihm. Der grose und berühmte Erasmus von Rotterdam liebte ihn so, daß er Willens war, ihn sogar zum Erben seines Vermögens einzusetzen. Aber Mosellan gieng ihm voran. Philipp Melanchthon, Eoban Heß, Joachim Kamerarius und Jacobus Micyllus, waren stolz auf seine Freundschaft und auch nach seinem

Tode erwähnten sie seiner nie anders, als mit Liebe und Achtung. Seine Schriften legten sie nie aus den Händen — sie waren ihre liebste Lektüre.

Mosellan starb am 19 Aprill 1524 in der Blüte seiner Jahre, gleich nach Antritt seines zwey und dreisigsten Lebensjahres. Er war zweymal Rektor der Universität Leipzig gewesen und hatte zehen Jahre hindurch daselbst gelehrt. Er starb an einer sehr langwierigen Krankheit, die endlich in eine gärzliche Entkräftung übergieng. Kurz vor seinem Tode schien es sich bessern zu wollen, und er verfiel in einen tiefen Schlaf. Aber kaum war er aus diesem erwacht, so starb er auch. Philipp Melanchthon war nach Leipzig gereist, um seine Freunde zu besuchen. Er eilte mit dem Joachim Kamerarius auch in Mosellans Haus — aber ein Donnerschlag war es für sie, als sie vernahmen, Mosellan sey so eben verschieden. Ihr und aller Gutgesinnten Schmerz war ausserordentlich. Um seinen alten Freund auch im Tode noch durch einen öffentlichen Beweis seiner Liebe und Achtung zu ehren, schrieb Melanchthon ein Leichengedicht auf ihn in griechischen Versen. Das nehmliche thaten auch andere Freunde und Verehrer des Verstorbenen, z. B. Jacob Micyllus in einer schö-

nen

nen Elegie, Joachim Kamerarius in einem griechischen und lateinischen Epigramm und Johann Müsser aus Oettingen durch eine Leichenrede. Julius Pflug aber betrauerte den Tod seines geliebten Lehrers nicht allein durch eine Leichenrede, sondern er lies auch seinem Andenken in der Nicolaikirche zu Leipzig ein Monument errichten, auf welches er folgende Inschrift in Erz graben lies:

D. O. M.

Conditus exiguo jacet hic sub marmore Petrus,
Nobile cui nomen clara Mosella dedit.
Attica quo primum hic audita interprete lingua,
Cum docuit Graio Teutonas ore loqui.
Et Latiae veterem linguae revocavit honorem,
Nativumque illi reddidit arte decus.
Cujus et eloquium vivo Cicerone probasset
In medio quondam Roma diserta foro.
Magna etiam coluit pietate oracula Christi,
Et sanctis studiis consona vita fuit.
Ipse sua vivens quod spe votisque petebat,
In gremio ut vivat, da bone Christe, tuo.
Julius Pflug praeceptori charissimo F. C.

In den Stein ist folgender Vers gehauen:

Μικρὸς ἔην ῥώμην ἄτος, γνώμην δὲ μέγιστος.

Georg Sabinus.

Georg Schüler *) wurde im Jahr 1508 am 23 Aprill früh um sieben Uhr zu Brandenburg geboren. Sein Vater Balthasar Schüler war zu Brandenburg Konsul. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß er ein sehr rechtschaffener, kluger, uneigennützіger Mann war, den man aus diesem Grunde eben so allgemein schätzte, als wegen seines Standes und der Würde, die er bekleidete.

Georg wurde in den ersten Anfangsgründen der Wissenschaften und der Religion in der Stadtschule zu Brandenburg unterrichtet. **) Er war funfzehn Jahre alt, als ihn seine Lehrer für fähig erklärten die Universität zu beziehen. Seine Verbindungen brachten ihn in die nähere Bekanntschaft mit Philipp Melanchthon und er hatte das Glück, daß ihn dieser grose Mann nicht nur in

sein

*) Sabin nannte er sich erst späterhin.

**) Einige sagen, er habe in seiner Jugend anfangs einen langsamen Kopf gezeigt. Vielleicht lag die Schuld auch an dem Lehrer.

sein Haus aufnahm, sondern auch eines freundschaftlichen Umgangs und der gütigsten Leitung und Belehrung würdigte. Schüler verdiente dies Glück. Seine Talente, seine Wißbegierde, sein Fleiß, sein Anstand, der eben so sehr einen feinen Sinn, als eine gute Erziehung verrieth, machten ihn der Liebe seines erhabenen Lehrers und der allgemeinen Achtung vollkommen werth.

Unter den Fähigkeiten Sabins entwickelte sich seine Anlage zum Dichter zuerst und am schönsten. Wenn es wahr ist, daß Ehrgeitz und eine edle Eifersucht auf fremde Vorzüge meist von Talenten begleitet sind, die Mittel zur Befriedigung dieser Leidenschaft werden können — wenn Alexander durch seine sichtbare Unzufriedenheit bey den Nachrichten von neuen Siegen seines Vaters schon früh den Grosen blicken ließ, so brauchte der Kenner auch den jungen Sabin nur flüchtig zu betrachten, um voraus sagen zu können, er werde sich einst ganz gewiß besonders durch sein Dichtergenie, weit über das Gewöhnliche erheben. Joachim Kamerarius erzählt, daß Sabin bey dem Vorlesen eines schönen Gedichtes oft Thränen vergossen und sich mit sichtbarer Traurigkeit beklagt habe, wie leid es ihm thue, daß er noch nicht im Stande sey, etwas Aehnliches zu verfertigen. Alles, was

er niederschreibe, komme ihm so arm und so unvollendet vor — ja er wisse noch nicht einmal recht, wie man es anfangen müsse, um ein Gedicht zu erfinden und auszuarbeiten. Sabin ließ es nicht bey diesen Seufzern und Klagen bewenden. Mit ungemeinem Fleise, mit ununterbrochener Anstrengung ergänzte er nicht allein die merkbaren Lücken in seinen Kenntnissen, sondern bildete sich auch insbesondere zu dem correckten, vollendeten Dichter, von dem sogar Ausländer sagten, daß er an Glück in der Erfindung und an einem richtigen, fliesenden Ausdrucke selbst vom Ovid nicht übertroffen werde.

Wäre Sabin auch nicht so angelegentlich an Melanchthon empfohlen gewesen, so würde er sich gewiß die Gunst desselben durch eigenes Verdienst in einem hohen Grade erworben haben; denn Melanchthon nahm freundschaftlichern Antheil an ihm, als es eine blose Rücksicht auf Andere hätte bewerkstelligen können. Er unterrichtete unsern Sabin nicht allein in seinen öffentlichen Vorlesungen, sondern er gab ihm auch Privatstunden. Er wünschte, daß sein hoffnungsvoller Hausgenosse noch einen Mann an der Seite hätte, der ihm in dem Datail seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen Führer und Rathgeber seyn könnte. Man

erwählte hierzu den Franziscus Vinariensis, der die Erwartung vollkommen rechtfertigte, die er von sich erregt hatte.

Dieser Mann war vor Allem darauf bedacht unsern Sabin in die römische und griechische Litteratur einzuführen und ihn mit derselben so vertraut zu machen, als es damals möglich war. Sabin war bald so weit, daß er in beyden Sprachen nicht nur correckt, sondern auch schön schreiben konnte. Melanchthon, selbst ein guter, wenigstens ein sehr geschickter Dichter unterließ nicht seinen Zögling zu fleissigen Versuchen aufzumuntern. Diese Aufmunterung war kaum nöthig; denn Sabin kannte kein gröseres Vergnügen, als zu dichten, oder Dichter zu lesen, besonders unter den Römern, Ovid. Diesen liebte er am meisten und suchte ihn auch am meisten nachzuahmen. So bildete er sich denn im Kurzen so sehr zu seinem Vortheile aus, daß er durch seine vortrefflichen Kenntnisse, durch seinen Fleiß, durch seine Sitten und sein gutes Betragen, seine Jugend vergessen ließ und sich die Bewunderung und Achtung Aller erwarb. Er war bereits zum reifern Dichter gediehen, als er es zuerst wagte, einen Versuch seiner Kunst bekannt zu machen und fremder Kritik zu unterwerfen. Es existirte damals zu Wittenberg un-

ter den dortigen Studirenden ein poetischer Zirkel, — eine Gesellschaft von jungen Dichtern, die zu bestimmten Zeiten zusammenkamen, um einige Stunden lediglich der Vervollkommnung und Ausbildung ihrer poetischen Fähigkeiten durch praktische und kritische Uebungen mannichfaltiger Art zu widmen. Sabins Gedicht ward gelesen und geprüft und fand so allgemeinen Beyfall, daß ihn die Sozietät zu ihrem Mitgliede aufnahm. Da es gewöhnlich war, daß jedes Mitglied bey dem Eintritte in die Gesellschaft einen besondern Namen erhielt, so bekam Schüler den Namen Sabin, den er von der Zeit an stets beybehielt und unter welchem er der gelehrten Welt bekannter ist, als unter seinem Geschlechtsnamen.

Sein liebstes Nebenstudium war Geschichte. Das erste Werk, welches er dem Publikum vorlegte, gehört in dieses Fach. Er schrieb nehmlich damals *) seine zwey Bücher de Caesaribus germanicis

*) Nach einigen in seinem fünf und zwanzigsten, nach andern in seinem zwey und zwanzigsten Lebensjahre. Er sagt dies selbst, obgleich ziemlich unbestimmt in einem seiner Gedichte:

Hoc opus exegi florentibus integer annis:
Bis duo cum natus lustra Sabinus eram.

cis, zu welchem er den Stoff aus allen damals zugänglichen Hülfsquellen mit eben so viel Fleiß, als Gelehrsamkeit gesammelt hatte. Diese Schrift erhielt nicht nur den ungetheilten Beyfall aller sachkundigen Gelehrten, sondern sie erregte auch die Aufmerksamkeit der Fürsten und Grosen. Sie war die erste Veranlassung zu der Gunst, mit welcher ihn Joachim der erste, Kuhrfürst zu Brandenburg und Albert, Kuhrfürst von Mainz, beehrten.

Nach dem Willen seiner Eltern widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit, insbesondere aber dem Studium des Staatsrechts, doch gestatteten sie ihm nach seinem Wunsche, mit diesen Beschäftigungen fortgesetzte Uebung in seinem Lieblingsfache und in der ältern eleganten Litteratur zu verbinden. Er arbeitete von nun an mit gleichem Fleise in beyden Wissenschaften. Kein Tag vergieng, an welchem er nicht Uebungen in der Redekunst und in der Dichtkunst angestellt hätte. Seine liebsten Freunde waren einige junge Gelehrte von Kopf und Kenntnissen, die insbesondere gleiche Neigung zur Dichtkunst hatten. Sie hiesen: Acontius, Stigelius, Ebener und Simon Lemnius. Ihre Namen sind den Gelehrten vortheilhaft bekannt. Sie lasen und beurtheilten vereint Dichter älterer und neuerer Zeiten und stellten Versuche und Wettstreite in der

Poetik an. Viele Aufmunterung bey diesen Beschäftigungen hatten sie durch den Antheil, den Joachim Kamerarius und Eoban Heß an denselben nahmen. Auch lasen sie fleissig griechische Dichter und verbanden diese Lektüre mit zweckmäsigen Versuchen. Sie waren mit Recht überzeugt, daß wer gut griechisch verstehe, auch ein guter Lateiner sey und daß die Muster ächter römischer Schreibart die besten griechischen Schriftsteller gewesen wären. Nebenbey übersetzte Sabin die Rede des Isocrates ad Philippum, deren Inhalt auf den damaligen politischen Zustand von Deutschland vortrefflich paßte.

Das Geschäft der Reformation hatte damals guten Fortgang. Man hielt fleissig Conzilien und Colloquien, in welchen sich die Theologen über ihre gegenseitigen Meinungen besprachen und zu vereinigen suchten. Einigen dieser Konvente wohnte auch Sabin bey und zwar als Begleiter seines Lehrers Melanchthon. Auch auf dem Reichstage zu Augsburg befand er sich in dem Gefolge des Kuhrfürst von Brandenburg. Diese Reisen waren für ihn die besten Gelegenheiten, seine Kenntnisse zu erweitern und die nützlichsten Beobachtungen und Erfahrungen zu machen.

Zehn Jahre hatte er bereits bey Melanchthon im unablässigen Studium der alten Litteratur, der

Ju:

Jurisprudenz und der Dichtkunst zugebracht, als er den Entschluß faßte eine Reise nach Italien zu machen, welches Land damals die Mutter der Gelehrsamkeit und die Pflegerin der grösten Köpfe war. Er benachrichtigte Albert Türk, den Kanzler zu Mainz, einen seiner ersten Gönner von diesem Vorhaben und von der Absicht desselben. Türk gab dem Vorsatze Beyfall, und benachrichtigte sogar den Kuhrfürsten davon, der für den Sabin schon längst die vortheilhafteste Meinung hegte. Dem gütigen Eifer dieses Gönners hatte es Sabin zu danken, daß er zu dieser Reise sehr zuvorkommend und freygebig unterstützt wurde. Er begann dieselbe ohne Verzug. Seine Begleiter waren Balthasar von Wolde, Johann von Belau, aus Pommern, und Erasmus von Minkwitz, Sächsischer Rath und späterhin Kanzler am Pfalzischen Hofe.

Auf dieser Reise machte Sabin, insbesondre zu Venedig angenehme und nützliche Bekanntschaften. Unter diese gehörte Lukas Pomphilius (von Andern Bomphius genannt) päpstlicher Kämmerer, ein gelehrter, einsichtsvoller und geschmackvoller Mann, mit welchem Sabin einige Jahre zuvor auf dem Reichstage zu Augsburg Freundschaft geschlossen hatte. Dieser bestrebte sich, nach einer sehr humanen Aufnahme, seinem Gaste auf jede mögliche Art

gefällig zu werden. Ein Beweis dieser Gesinnung war, daß er ihn bey dem Cardinal und Erzbischof von Brindisi, Hieronymus Aleander, dem Manne, der sich durch seine grose Gelehrsamkeit eben so bekannt gemacht hat, als durch seinen blinden Eifer bey der Reformation, einführte. Aleander gewann unsern Sabin bald ungemein lieb. Vorzüglich fand er Vergnügen an dessen poetischen Versuchen, in welchen er eben so sehr die sichtbaren Spuren des grosen Genies, als die ausgebreitetsten Kenntnisse in allen Fächern der Wissenschaften bewunderte. Einen Beweis dieser vortheilhaften Gesinnungen gab er ihm dadurch, daß er ihn vermöge der Privilegien, die ihm die beyden Päpste Leo der zehnte und Clemens der siebende ertheilt hatten, in seinem Pallaste zu Venedig zum Dichter krönte, wie Sabin in der Reisebeschreibung, die sich unter seinen Gedichten befindet, selbst erzählt.

Von Venedig begab er sich nach Padua, wo er sich einige Zeit aufhielt, um mit den dortigen Gelehrten bekannt zu werden und die vielen schätzbaren Büchersammlungen zu benutzen. Petrus Bembus und Johann Baptista Egnatius machten damals durch ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit nicht allein in Italien, sondern auch überall, wo das Licht der Litteratur eingedrungen war, grofes Aufsehen. Sie

war

waren der Glanz, die erste Zierde von Padua. Diese grosen Männer gewannen den jungen Deutschen Gelehrten lieb, und ehrten ihn um so mehr, da sie wußten, daß er die Gunst einiger der vornehmsten Teutschen Fürsten, des Kuhrfürsten von Mainz und des Kuhrfürsten von Brandenburg genoß.

Leider konnte Sabin den angenehmen Umgang dieser Männer nicht lange, wenigstens nicht so lange benutzen, als er es gewünscht hatte. Die Betrügerey und Habsucht einiger Banquiers, welche die Besorgung seiner ökonomischen Angelegenheiten über sich hatten, zwang ihn Padua plötzlich zu verlassen. Er klagt diesen Unfall seinem Freunde Bembus in einem Briefe. In der That mußte er hiermit um so unzufriedener seyn, weil es scheint, daß ihn dieser Umstand gezwungen habe, seine Rückreise nach Deutschland anzutreten. Er gieng wieder über Venedig, um seinen Gönner Aleander noch einmal zu sehen. Auch itzt bewies sich Aleander wieder so liebreich, so freundschaftlich und gefällig gegen ihn, daß ihn Sabin mit dem Gefühle der grösten Hochachtung und Dankbarkeit verließ. Vor der Abreise machte ihn der Erzbischof zum Ritter und Pfalzgrafen, welche Würde mit wichtigen Gerechtsamen versehen war.

Auf dieser seiner Rückreise besuchte er auch den Erasmus, welcher sich damals zu Freyburg aufhielt, und an den er durch ein schönes Schreiben des Egnatius angelegentlich empfohlen worden war. Ungeachtet dieß schon in den letzten Lebenstagen des Erasmus geschah, so mußte doch Sabin an ihm den grosen Mann und den verehrungswürdigen Greis bewundern. Er war sehr schwächlich. Die Kräfte seiner Sinnen, besonders der Augen, waren schon sehr hingesunken. Selbst sein Geist schien den Druck des Alters zu fühlen — und doch erinnerte sich Sabin seiner Gespräche mit Erasmus nie, ohne in Feuer und Enthusiasmus zu gerathen. Er verweilte auch einige Zeit an dem Hofe des gelehrten und aufgeklärten Kuhrfürsten zu Mainz, Albrecht, der einer der ersten Beförderer Teutscher Gelehrsamkeit war, nnd sich um Sabin bereits die grösten Verdienste erworben hatte. Er zog ihn seinen übrigen Höflingen weit vor. In ihren Privatgesprächen fiel die Rücksicht auf äußere Verhältnisse ganz weg. Sabin sprach mit dem Kuhrfürsten, wie man mit einem Freunde, mit einem Manne zu sprechen pflegt, dessen Vorzüge und Verdienste Hochachtung erheischen. Viele vergnügte Stunden gewährte ihm der Umgang mit seinem alten Gönner, dem Kanzler D. Türk, einem Manne, dessen Einsicht und

Staats-

Staatsklugheit in ganz Deutschland berühmt war. Auch Philipp Buchener und Johann Jordan verdienen unter den Freunden Sabins zu Mainz genannt zu werden. Ersterer war Leibarzt, letzterer Kämmerer des Kuhrfürsten, Beydes Männer von Verstand und Gelehrsamkeit.

Nach einigem Verzuge eilte nun Sabin nach Wittenberg, zu seinem geliebten Lehrer und Freunde Melanchthon zurück. Er fand hier das gröste Glück seines Lebens, seine Gattin. Anna, die älteste Tochter Melanchthons, hatte er schon vor seiner Abreise nach Italien geliebt, und Melanchthon, welcher diese Verbindung gern sah, hatte Beyde vor der Abreise verlobt. Sabins Braut besas nicht nur vorzügliche Schönheit, sondern auch viele gelehrte Kenntnisse, besonders verstand sie gut Lateinisch. Sie wurden am 6 November 1536 im funfzehnten Jahre der Braut, und im acht und zwanzigsten des Bräutigams auf immer mit einander verbunden. Sabin singt dieß selbst in einem seiner Gedichte:

Sexta pruinosi quum lux erat acta Nouembris,
Dulcia percipiens gaudia nocte tuli.
Tunc mihi despondit, quam pronuba Juno puellam
Legitimo functus munere iunxit Hymen.

Eilf Jahre hindurch führten sie die glücklichste Ehe. Nichts unterbrach ihre Eintracht. Liebe, Uebereinstimmung aller Gesinnungen und Neigungen schufen das Glück ihres Ehestandes. Aber allzufrüh wurde sie ihm entrissen, denn sie starb am 26 Februar 1547 in Königsberg in Preußen. In der Nacht, wo sie starb erschien dem Vater das Bild seiner abgeschiedenen Tochter im Traume. Von diesem Augenblicke an konnte sich Melanchthon nicht mehr von dem Gedanken losarbeiten, seine Tochter sey krank — vielleicht gar gestorben. Der Erfolg bestätigte die Wahrheit seiner Vermuthung. Um sich in seinem Schmerze über den Verlust seiner Tochter zu trösten, nahm Melanchthon zwey Enkelinnen zu sich ins Haus, und besorgte ihre Erziehung und Ausstattung. Sabin lebte einige Zeit als Wittwer. Endlich verband er sich zum zweyten Mahle mit der Tochter Christoph Kromers, eines braven und angesehenen Mannes zu Königsberg.

Der Kuhrfürst Joachim von Brandenburg übertrug ihm im Jahre 1538, im dreyßigsten seines Lebens, eine öffentliche Lehrstelle auf der Universität zu Frankfurt an der Oder. Vermöge seines Amtes mußte er über Lateinische Reden und Gedichte lesen. Er machte den Anfang mit dem ersten

ten Buch des Cicero de Oratore. Daher schreibt sich die Inschrift an seinem Katheder:

Ista cathedra fuit praeclaro exstructa Sabino,
Magni praelegeret quum Ciceronis opus.

Er verwaltete sein Lehramt mit Eifer, Treue und Fleise. Seine äussere Lage war ziemlich bequem, denn es flossen ihm viele Vortheile zu, die Andere entbehren mußten, weil er bey dem Kuhrfürsten sehr in Gnaden stand, und am Hofe vielen Einfluß hatte. Sein Verstand, seine Einsicht, seine Beredtsamkeit machten, daß ihn der Kuhrfürst bey vielen wichtigen Geschäften brauchte, die nicht unmittelbar zu seinem Amte gehörten. Er gesellte ihn z. B. einer Gesandtschaft bey, auf den Reichstag zu Regensburg. Bey dieser Gelegenheit wurde Sabin dem Kaiser Karl dem fünften bekannt. Dieser bestätigte die Würde und Privilegien, mit denen Aleander den Sabin versehen hatte, und gab hierdurch einen öffentlichen Beweis von seiner Achtung, von seinem Wohlwollen gegen ihn.

Nachdem Sabin sechs Jahre zu Frankfurt gelehret hatte, zog ihn der Herzog von Preußen, Albert der erste, wegen einer zu Königsberg zu errichtenden Universität zu Rathe. Man brauchte einen Mann, der eben so einsichtsvoll, als gelehrt

wäre

wäre, und durch öffentliche Proben den Ruhm der Verdienstlichkeit erlangt hätte. Nach dem Rathe, der Leitung und den Anordnungen eines solchen Mannes sollte die Verfassung der Universität gegründet und in Gang gebracht werden. Unter Mehreren ward hierzu Sabin, als der tüchtigste befunden. Albert der erste bat sich daher von dem Kuhrfürsten zu Brandenburg für den Sabin die Erlaubniß aus, dieses rühmliche Geschäft zu übernehmen. Diese Bitte wurde gewährt, und Sabin begab sich mit seiner Familie nach Preußen, obgleich sein Schwiegervater Melanchthon nicht ganz damit zufrieden war. Am 17. August des Jahres 1544 wurde die Universität zu Königsberg feyerlich eingeweiht, und Sabin zum ersten Rector derselben erwählet. Nach dem Gutdünken und Befehle des Stifters bekleidete er diese Würde drey ganze Jahre hindurch.

Die neuerrichtete Universität kam bald in grose Aufnahme. Eine Menge Lehrbegieriger strömte dahin, und der Name Sabins wurde immer berühmter durch seine Vorträge und Schriften. Aber leider trat damals gerade die Periode jenes verderblichen Religions-Krieges in Deutschland ein. Alle Gegenden unsers Vaterlandes wurden mehr oder weniger beunruhiget. Auch Preußen mußte

durch

durch denselben leiden. Hierzu kam noch, daß Andreas Osiander, welcher im Jahr 1548 von Albert dem ersten zum Professor der Theologie und Pfarrer in der Altstadt zu Königsberg berufen worden war, durch sehr unerhebliche Streitigkeiten Unruhen erregte. Da diese sogar auf die Universität Einfluß hatten und Sabin sah, daß dieselbe offenbar darunter leiden müsse, ihm hingegen es unmöglich seyn würde Ruhe und Frieden zu stiften, so hielt er bey dem Herzoge um seine Entlassung an, und erhielt sie auch endlich.

Als dieser Schritt Sabins auswärts bekannt wurde, boten ihm drey Akademieen Lehrstellen an. Er zog sein Vaterland vor, und wählte Frankfurt. Durch Jahre und mannichfache Erfahrungen belehrt und vorsichtig gemacht, konnte er der dortigen Universität durch Lehren und Rathschläge den grösten Nutzen schaffen. Man hielt ihn aber eines ausgebreitetern Wirkungskreises würdig und der Kuhrfürst von Brandenburg nahm ihn unter seine ersten Räthe auf — Ja, er übertrug ihm sogar Gesandtschaften, die einen Mann von Sabins Einsicht, Treue und Thätigkeit forderten. Sabin wurde durch diese Gesandtschaften mit mehrern auswärtigen Königen und Fürsten persönlich bekannt.

Des-

Dessen ungeachtet vernachlässigte er sein Amt nicht, sondern er fuhr fort, dasselbe so viel ihm der nähere Dienst für seinen Fürsten Zeit ließ, mit gleicher Gewissenhaftigkeit zu verwalten. Dabey blieb er immer der Literatur und den schönen Wissenschaften so sehr zugethan, daß er jetzt, wo sein Wirkungskreis erweitert und sein Einfluß vermögender geworden war, der erste Freund und Beschützer derer wurde, die für wahre Gelehrte gelten konnten. In seinem Hause traf man immer einen Cirkel der gelehrtesten und berühmtesten Männer. Oft besuchten ihn fremde Gelehrte. Die grösten und angesehensten Männer fanden sich durch seine Freundschaft geehrt.

Im Julius des Jahres 1560 übertrug ihm der Kuhrfürst von Brandenburg eine wichtige Gesandtschaft nach Italien. Ehe er diese Reise antrat, machte er sein Testament, gleichsam als habe es ihm voraus geahndet, daß ihm sein Tod nahe bevorstehe. Er war nämlich bereits glücklich in Venedig angekommen, hatte sich daselbst seiner Aufträge entledigt, und wollte so eben nach Florenz, als er die Vorboten einer Krankheit verspürte, welche die Aerzte alsbald für ein viertägiges Fieber erklärten. Da seine Kränklichkeit von Tage zu Tage zunahm, und seine Kräfte sichtbar dahinschwanden, so hielt er es für das Beste,

Ita-

Italien zu verlassen, und sich so schnell, wie möglich, nach Deutschland zurück zu begeben. Er kam in einer Sänfte äußerst schwach zu Augsburg an. Hier war er genöthigt wegen der Heftigkeit der Fieber-Anfälle liegen zu bleiben. Nicht allein er, sondern auch alle seine Begleiter waren krank. Mehrere derselben hatte er aus dieser Ursache an verschiedenen Orten zurücklassen müssen. Zu Augsburg arbeiteten die Aerzte sehr thätig an seiner Wiederherstellung. Man nahm so grosen und so allgemeinen Antheil an seinem Befinden, daß man sogar in den Kirchen öffentlich für ihn bat. Da sich seine Krankheit wirklich etwas zu bessern schien, so beschloß er seine Rückreise fortzusetzen, um wenigstens bei den Seinigen zu sterben.

Am 14. November langte er denn in Frankfurt an, aber äußerst krank und schwach. Er besserte sich von nun an nicht mehr so, daß er hätte ausgehen können. Bis an sein Ende mußte er fast immer das Bette hüten. Doch schien er noch Hoffnung zur Besserung zu haben und seine Krankheit verschlimmerte sich auch nicht sichtbar. Am letzten November überfiel ihn jedoch ein neuer Paroxismus, der ihn so sehr angriff, daß die Aerzte alle Hoffnung zu seiner Wiederherstellung aufgaben. Während seiner Krankheit brachte er

die

die Zeit meistens mit moralischen Betrachtungen und mit Todesgedanken zu. Wenig Stunden vor seinem Tode betete er, und man sah es ihm an, daß es aus dem Innersten seiner Seele geschah. Seine Mienen zeigten Fassung und Heiterkeit. Er beherzigte mit vorzüglicher Freudigkeit die tröstliche Aufforderung Jesu: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd! Ich will euch erquicken!" Er verschied am 2 December früh um 7 Uhr in eben der Stunde, in welcher er vor 52 Jahren und sieben Monaten gebohren worden war. Seinen Verlust betrauerte nicht nur die Frankfurter Universität, sondern auch insbesondere der Kuhrfürst Johann von Brandenburg, und der gelehrte verehrungswürdige Erzbischoff zu Magdeburg, Sigismund, der den Sabin von jeher ungemein geschätzt und geliebt hatte. Sabin war zu Frankfurt ganze dreyzehn Jahre hindurch Professor gewesen. In seinen beiden Ehen wurde er Vater vieler Kinder, denen er weiter kein Erbtheil hinterließ, als seinen Ruhm und eine gute Erziehung. Denn seine Dienstfertigkeit, seine Freygebigkeit, vielleicht auch sein groser Hang zum Aufwande und äußeren Glanze, ließen ihn kein beträchtliches Vermögen erwerben. Seine Mutter überlebte ihn. Sie war eine vortreffliche,

sehr

sehr verständige Frau. Ihr Leben war eine ununterbrochene Reihe von Tugendübungen. Nichts übertraf ihre Achtung gegen die Religion.

Sabins ganzes Leben, Alles, was er that und sprach, trug unverkennbar das Gepräge der strengsten Rechtschaffenheit. Melanchthon hatte an ihm weiter nichts auszusetzen, als seinen allzugrosen Ehrgeitz. Melanchthon liebte das Schulleben und war zufrieden, im Stillen zu nützen und unbemerkt zu leben. Sabin hingegen wünschte sich Ehrenstellen und Reichthum. Er hielt Auszeichnung für ein Glück und strebte darnach bewundert zu werden. Sein Ruhm gnügte ihm noch nicht. Er blickte immer zu einer glänzendern Laufbahn empor. Nicht nur die Freunde der Gelehrsamkeit, sondern auch das Volk sollte ihn kennen und anstaunen. Melanchthon und Sabin würden sich daher nicht so gut mit einander vertragen haben, wenn nicht Sanftmuth und Nachsicht einer der schönsten Hauptzüge in dem Charakter Melanchthons gewesen wäre.

Uebrigens besas Sabin allerdings Eigenschaften, die ihm zur Erfüllung seiner Lieblingsneigungen förderlich seyn konnten. Seine Beredsamkeit war mächtig und eindringend. Deßwegen übertrugen die Markgrafen von Brandenburg die meis-

sten

sten wichtigern Geschäfte, die in Lateinischer Sprache abgethan werden mußten und einen guten Redner erforderten, einzig dem Sabin. Sie brauchten ihn zu den wichtigsten und ehrenvollesten Gesanschaften. Der König von Polen hörte ihn, umgeben von seinem ganzen Hofe, mit Erstaunen und Bewunderung reden. Der Doge und Senat von Venedig, der Grosherzog von Toscana und Matrucci, Cardinal von Trento, wurden ebenfalls Zeugen der seltenen Talente Sabins.

Seine Schriften haben in der Einkleidung in Bearbeitung und Style so viel Liebliches und Anziehendes, daß man die hülfreiche Hand der Charitinnen unmöglich verkennen kann. Die interessantesten und schätzbarsten Denkmähler seines Genies sind seine Gedichte. Sie enthalten einen Anhang von Briefen und eine Abhandlung über die beste Art alte Dichter geschickt nachzuahmen. Was er schrieb, ist mit Genauigkeit, mit Fleis und vollkommener Einsicht geschrieben. Ueberall sieht man die Cultur nach den erhabensten Mustern des Alterthums; und dennoch ahmte er nicht ängstlich nach. Seine Verse sind rein, fließend und voll Wohlklang. Härten, Elisionen und Rauhigkeiten jeder Art, vermied er mit eben so vieler Kunst, als Beharrlichkeit. Bey einem

Mahle

Mahle, bey welchem Sabin und Stigel in Melanchthons Gesellschaft waren, forderte Melanchthon im Scherze beyde Dichter zu einem politischen Wettstreite auf. Sabin als der Aeltere hub sogleich an:

Carmina conscribant alii dictante Lyaeo:
Multa sit in versu cura laborque meo.

Stigel fasste fein den Faden auf und kehrte Sabins Worte um:

Carmina componant alii sudante cerebro:
Nulla sit in versu cura laborque meo.

Melanchthon erkannte Beyden den Preis zu.

Sabin war von schwächlicher Constitution, aber Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und eine geordnete Diät hatten seine Gesundheit und seine Kräfte so sehr bevestigt und gestärkt, daß ihm selbst seine vielen, oft beschwerlichen Reisen nicht besonders angriffen. Die gelehrtesten Deutschen sowohl, als Ausländer waren seine Freunde. Unter letztern verdienen vorzüglich erwähnt zu werden: Peter Bembus, Kaspar Contareni, Baptista Egnatius, Ludwig Beccatelli, Lazarus Bonamico, Tryphon Bencius und Adam Thumanus. Er hatte diese gelehrten Italiener auf dem Reichstage zu Regensburg kennen gelernt. Talente und Gelehrsamkeit führten sie in der Fol-

ge zu den höchsten Ehrenstellen. Sie blieben stets dem Sabin auf das freundschaftlichste zugethan.

Könige und Fürsten wußten Sabins Verdienste zu schätzen und würdig zu belohnen. Der König von Polen machte ihm einst ein Geschenk mit 350 und ein andermal, mit 75 Joachimsthalern. Vom Herzoge zu Lithauen Nik. Radivillus und von andern Grosen erhielt er einst Geschenke, deren Werth sich leicht auf zweyhundert Goldgülden belaufen mochte. Vorzüglich lieb hatte ihn Hiob, Präsident von Varma, ein bekannter Verehrer und Beförderer der Gelehrsamkeit, der bis in sein hohes Alter den Umgang mit wahren Gelehrten allen übrigen Vergnügungen des Lebens vorzog. Einst besuchte ihn Sabin von Königsberg aus. Der Präsident nahm ihn überaus freundschaftlich und gefällig auf. Nach einigen Tagen dachte Sabin auf seine Rückreise. Der Präsident bat ihn erst noch einmal mit ihm zu speisen. Es gieng die Rede, daß in den Gegenden, die Sabin auf seiner Rückreise passiren mußte, die Pest wüthe. Der Präsident fragte ihn, ob er nicht ein Mittel bey sich führe, welches ihn gegen den schädlichen Einfluß der Epidemie sichern könne? Sabin antwortete: er habe keines und wisse auch keines. „Nun, sagte der

Prä-

Präsident, so bitte ich sie eines von mir anzunehmen. Ich besitze eine Arzney, die gegen viele Unfälle gut ist, welche einem auf der Reise zustoßen können." Beym Abschiede drückte er dem Sabin etwas in die Hand, das die Form eines Arzneyglases hatte. Er sagte: was er ihm hier gebe, sey eine bewunderungswürdige Universalmedicin. Er selbst habe schon oft die außerordentlich wohlthätige Kraft derselben erfahren. Kaum hatte es Sabin in der Hand, so fühlte er, was für eine Art von Arzney es war. Es bestand nehmlich aus einer ziemlich schweren Rolle von Joachimsthalern, die ihm der Präsident mit eben so viel Artigkeit als Freygebigkeit zum Geschenke machte.

Das Leben dieses merkwürdigen Mannes hat Peter Albinus 1588 beschrieben. Aus dieser Biographie, aus Böttchers, Menius, Kamerars, Melanchthons und anderer Nachrichten über Sabin, und aus den Gedichten Sabins selbst, ist größten Theils das, was Teissier, Blount, Beckmann (notit. acad. Francof.) Niceron von ihm berichten und was man in den Obseruat. Italens. über ihn liest, zusammen getragen.

Peter Lotich.

Peter Lotich genannnt Secundus wurde am zweyten November 1528 zu Schlüstern im Hanauischen gebohren. Seine Aeltern waren daselbst Landleute, zwar nicht reich, aber rechtschaffen und von alter deutscher Redlichkeit. Sie hatten Hochachtung für die Wissenschaften und suchten ihren Kindern *) eine bestmögliche Erziehung zu-

*) Peter Lotich hatte noch zwey jüngere Brüder, von denen der erstere Christian, Theologie studirte und in der Folge als Prediger zu Schlüstern angestellt wurde, aber frühzeitig starb. Er hat sich durch einige Schriften und wohlgerathene Versuche in Gedichten bekannt gemacht. Der zweyte Georg studirte ebenfalls, starb aber, als er noch zu Frankfurth auf der Schule war, eilf Jahr alt. Er muß ein sehr hoffnungsvoller Knabe und ein Liebling seines ältesten Bruders gewesen seyn. Dieser beklagt seinen Tod in einem Trauergedicht eben so herzlich, als schön. Er sagt von ihm: Gloria Musarum tu summa futurus et olim dulce decus noſtrum, ſi licuiſset, eras — Frater amabilior dulcis mihi lumine vitae! — (Carm. 1, 12)

zu geben. Es waren Umstände vorhanden, die es ihnen möglich machten, diesen guten Vorsatz auszuführen. Der Abt eines nahen Klosters war unsers Lotichs Onkel, ein verehrungswürdiger und nach damaligen Begriffen gelehrter Mann. *) Sobald also Peter die ersten Jahre der Kindheit überschritten hatte, so wurde er, da er wenig Neigung zum Landmanne, aber destomehr Liebe für die Wissenschaften verrieth, nach dem Rathe und der Anleitung dieses Mannes erzogen. Auf Veranlassung des Abtes war zu Schlüsern eine Schule errichtet worden, die sich ihrer zweckmäßigen Einrichtungen und Nutzbarkeit nach mit vielen andern messen konnte. Das Kloster selbst war für alle Gelehrte des dortigen Bezirkes ein wahrer Musensitz, den sie fleißig

her-

*) Er hies, wie sein Neffe Peter Lotich. Dieser nannte sich daher, um sich von seinem Onkel zu unterscheiden, Secundus. Der Abt (1501 geboren) nahm im Jahr 1543 die Reformation an und suchte sie auszubreiten. Er ist, ausser einigen Predigten und andern theologischen Schriften Verfasser eines gelehrten lateinischen Sendschreibens an den Abt zu Fulda, wegen der Kirchenreformation. Er hatte zu Leipzig studirt. Er starb 1566, nach Andern aber 1567. Lotich hatte an ihn mehrere seiner Gedichte überschrieben.

besuchten: denn der Alte fand so viel angenehme Unterhaltung im Umgange mit ihnen, daß er weder Kosten noch Mühe scheute, um sich denselben recht oft zu verschaffen.

Peter begriff so schnell den ersten Unterricht in den Wissenschaften und in der Religion, daß er alle seine Mitschüler hinter sich zurück ließ. Seinem Onkel entgieng dieß nicht. Er faßte von den Talenten, und von der Wißbegierde des jungen Menschen grose Hoffnungen, verwendete sich mit allem Eifer für das Studiren desselben und unterstützte ihn, besonders in der Folge so thätig, als wäre es sein Sohn gewesen. Nachdem er zu Schlüstern die Kenntnisse erworben hatte, die ihm da ertheilt werden konnten, schickte man ihn auf die nahe Schule nach Frankfurt. Diese stand damals wegen ihrer guten Einrichtungen und wegen der vortrefflichen Lehrer, die an ihr arbeiteten in sehr grosem Rufe. Der berühmte Jacob Micyll *) war das Haupt der-

*) Er hies eigentlich Molzer, aber als er einst in einer Komödie den Micyll des Lucian so schön gemacht hatte, so nannte ihn von der Zeit an Jedermann Micyll. Das mußte ihm gefallen, denn er mochte nun seinen eigentlichen Geschlechtsnamen nicht einmal auf den Titeln seiner Bücher dulden.

derselben. Der Abt, ein Freund Micylls hatte seinen Neffen diesem Manne aufs beste empfohlen, und es dahin gebracht, daß Lotich auch ein Hausgenosse Micylls wurde. An der Hand eines so würdigen und geschickten Lehrers machte Lotich über Erwartung schnelle und bedeutende Fortschritte. Er widmete sich dem Studium der Griechischen und Römischen Literatur mit einem so glühenden Eifer, daß er unter allen seinen Mitschülern der war, dessen Geistesgaben und dessen Fleis sichtbar hervor glänzten und von den Lehrern bey jeder Gelegenheit vorgezogen wurden. Micyll wußte das Studium der Sprachen so zu ordnen und einzurichten, daß es weit schneller und vortheilhafter zum Zwecke führte, als gewöhnlich: denn seine Schüler mußten mit der fleissigen Lectüre der alten Muster guter Schreibart unablässig eigene Uebungen in gebundener und ungebundener Rede verbinden, damit sie den außerdem todten Schatz ihrer Kenntnisse gebrauchen und ihre eigenen Seelenkräfte frühzeitig anwenden lernen möchten. In diesen Uebungen zeigten sich nun Lotichs Talente am deutlichsten. Es war an diesem jungen Menschen eine eigene Erscheinung, daß der Grad des Zuwachses seiner Kenntnisse mit dem der stufenweisen Ausbildung seines Verstandes so sehr gleichen Schritt hielt, da

sonst Menschen von vorzüglichen Geistesgaben meistens mit diesen voreilen, und in Kenntnissen zurückbleiben. Ohne Zweifel hatte Micyll an der Bildung Lotichs den meisten Antheil, durch die gute Richtung, welche er derselben gab. Dieser erkannte die Verdienste seines Lehrers mit Dankbarkeit, und vergalt sie mit unbedingter Folgsamkeit und mit der anhänglichsten Liebe. Die Gedichte Lotichs an seinen Lehrer und an den Sohn desselben Julius Micyllus *) zeigen von diesen Gesinnungen, und sein Trauergedicht auf den Tod seines Lehrers ist gewiß eines der schönsten unter allen.

Um die Erziehung Lotichs machte sich noch ein anderer Mann verdient, der es würdig war seinen Platz neben Micyll einzunehmen, und dem Lotich insbesondere seinen Styl und seine tiefen Einsichten in die Theorie der Dichtkunst verdankt. Dieser hieß Johann Pedioneus, war gekrönter Dichter und nachher Professor der Dicht- und Redekunst zu Ingolstadt. Er hielt sich damals zu Schlüsern bey Lotichs Onkel auf, der sich eine Freude daraus machte, einen so verdienstlichen Gelehrten in seiner Nähe

*) damals noch ein Knabe, aber in der Folge ein sehr geschickter Rechtsgelehrter und Kanzler beym Kuhrfürsten von der Pfalz.

Nähe zu haben. Pedioneus zeigte seine Dankbarkeit für die grosmüthige Unterstützung des Abtes auch dadurch, daß er an der Erziehung des Neffen desselben, sorgfältig Antheil nahm und ihn nicht nur zu Schlüsern mündlich unterrichtete, sondern auch, nachdem sich sein Zögling nach Frankfurt begeben hatte, durch Briefe schriftlich zu belehren und zu berathen suchte. Dieser Mann scheint am tiefsten in den Knaben geblickt zu haben, denn er behandelte ihn wie einen Menschen, der ehrenvolle Auszeichnung verdiene und fähig sey, die grösten Hoffnungen zu befriedigen. Ein Brief des Lehrers an seinen Schüler, den uns Lotichs wärmster Freund Hage aufbewahrt hat, beweiset dieses. Ich will diesen Brief meinen Lesern mittheilen. Sein Inhalt sowohl als das Licht welches er über den jungen Lotich und über den Verfasser selbst verbreitet, machen ihn gewiß auch noch für uns interessant: *)

Sie

*) Schon der Styl desselben zeigt den sinnenden Mann, der seinen Gegenstand zwar nicht mit Blitzesschnelle auffaßt, durchschaut und auseinander zu setzen weiß, aber seinen Weg um so sicherer geht, je langsamer er ihn geht. Der Brief fängt so an: Literis tuis ut respondeam, etsi nulla alia caussa me impuliſſet, ut quem modo cum perturbatis vndique

„Sie haben selbst bemerkt, daß die jetzige all-
„gemeine Verwirrung meine Lage nicht allein un-
„gewiß, sondern auch mich selbst meinen Büchern
„ganz fremd gemacht und von meiner gelehrten
„Muße zu sehr losgerissen hat. Sie würden mich
„daher entschuldigen, wenn ich auch still geschwie-
„gen hätte: aber ich beantworte Ihr Schreiben,
„hätte ich auch keine andere erhebliche Veranlas-
„sung dazu. Es war mir immer daran gelegen,
„meine Schüler zu überzeugen, daß mir ihr Wohl
„sehr am Herzen liege. Bey Ihnen ist dieß um
„so mehr der Fall, denn ich liebe Sie mehr als
„irgend einen Andern. Hierzu kommt noch, daß
„Sie einen Brief von mir so sehr wünschen, und
„daß die Erfüllung Ihres Wunsches mit meiner
„Pflicht so gut übereinkommt."

„Ich habe Sie schon oft aufgefordert, den
„Weg, auf welchen ich Sie geleitet habe, mit
„Eifer

, que rebus omnibus suspensum de meo statu, tum a libris ocioque illo literario alienum atque avulsum prope, ipse tu animadvertisti: tamen quod partium esse mearum putavi, pro studio erga nostrates adolescentes, proque amore meo quodam peculiari erga te feci, siquidem id et tu rogare, et meum hoc officium postulare videtur. u. s. w.

Aus solchen Sätzen besteht der ganze Brief. —

„Eifer zu verfolgen. Ich kann diese Aufforderung „nicht oft genug wiederholen, und wiederhole sie „auch jetzt wieder. Der Pfad, dem Ihre Wiß„begierde nachgeht, ist der richtigste und beste. „Er führt Sie zu einer wahren und gründlichen „Beredsamkeit und zu den ächten Quellen derje„nigen Kenntnisse, die den eigentlichen Gelehrten „machen. Ach verfolgen Sie diesen Pfad! Ge„meinnützigkeit, Lob und Ehre im höchsten Gra„de sind die Belohnungen, die (oder meine Be„obachtungen müßten mich ganz trügen) Ihnen „für Ihren Eifer ganz gewiß zu Theil werden müs„sen. Fassen Sie den vesten Vorsatz, ihre grosen „Talente durch gleichen Fleis auszubilden. Es ist „mein erster Wunsch, daß dieser Vorsatz alle Ihre „Handlungen, Ihr Studiren, Ihr ganzes Leben „beseelen möge. Die Gelehrten des Alterthums „schon empfehlen ein solches Studium als das beste, „zweckmäßigste Mittel, wahre Gelehrsamkeit zu er„langen, auf das Nachdrücklichste. Sprache und „ein höherer Verstand — das sind die Vorzüge, die „uns vor den Thieren auszeichnen. Das sagen „nicht nur die Philosophen — nein, der ewige „Gott selbst läßt es uns in der ganzen Natur unver„kennbar deutlich lesen! Die Gottheit will es, daß „der, welcher durch irgend einen Vorzug über An„dere

„dere erhaben ist, dieß Geschenk dankbar nütze, da-
„durch, daß er jenen Vorzug durch Anstrengung
„und Sorgfalt auszubilden suche. Wer reden kann,
„sey nicht damit zufrieden zu reden, sondern er
„lerne richtig und schön reden. Er sey nicht wie ein
„andrer gemeiner, sterblicher, gebrechlicher Mensch
„— er suche unsterblich zu werden und in seinen
„Vollkommenheiten Gott zu erreichen. Zu diesem
„erhabenen Ziele stehen uns unzählige Wege offen;
„aber wahre Beredsamkeit ist gewiß einer der ersten
„menschlichen Vorzüge, und der ruhmwürdigste,
„den wir uns nur zu eigen machen können. Die
„Meisten haben eine eigene, von den Uebrigen ver-
„schiedene Weise eingeschlagen, um diese herrliche
„Gabe zu erhalten, oder auszubilden. Jeder hat
„wenigstens nach seiner Art einen Theil dieser gro-
„sen Kunst vorzüglich fleisig getrieben und in Aus-
„übung gebracht. Doch bis jetzt war es nur Weni-
„gen vergönnt, das Ideal von Beredsamkeit, wel-
„ches in unserer Seele liegt, in einem wahren le-
„bendigen Bilde darzustellen. Daran ist nicht Arm-
„seligkeit und Schwachheit unserer Natur und unse-
„rer Verstandeskräfte Schuld, sondern die Art,
„wie man bisher nach wahrer Beredsamkeit strebte.
„Die Wenigsten erwählten ihren Weg mit Klugheit
„und wandelten ihn mit so viel Beurtheilung, mit

„so

„so viel Einsicht und Bedächtigkeit, als es die „Schwierigkeit und Grösse des Gegenstandes erfor„derte. Daher kam es denn, daß, wenn sie auch „eine oder die andere ihrer Fähigkeiten entwickelten „und ausbildeten, doch die übrigen, und wären „sie auch die reichhaltigsten gewesen, müßig da la„gen, stumpf und unfähig wurden, sich einfach und „mit Kraft zu zeigen. Die Meisten dieser Jünger „der Beredsamkeit wurden von einer blinden Hitze „in dem Anfange ihrer Laufbahn dahin gerissen, „und so der Früchte ihrer Hoffnungen beraubt."

„Drey Wege sind es, auf welchen die Sterb„lichen zur wahren Beredsamkeit gelangen können, „Eifer, Uebung, Nachahmung. Schlagen Sie also „den Weg ein, den die gelehrtesten, die erfahrensten „Männer stets für den Besten hielten, und von dem „Sie überzeugt sind, daß er sie zum höchsten Ziele „leiten werde. Sie besitzen unter so vielen vorzüg„lichen Geistesgaben auch die glückliche Eigenschaft, „daß Ihnen Alles leicht wird. Ihr lebhafter Ver„stand, die Thätigkeit der Kräfte desselben setzen Sie „in den Stand das Schwerste und das Höchste zu er„reichen. Ich bin überzeugt, daß Sie dahin gelangen „werden, wohin Sie gelangen wollen, überzeugt, „daß Sie es über das Mittelmäßige bringen können. „Aber ich werde es aus eben diesem Grunde nie ge„stat-

„statten, daß Sie, gleich als verzweifelten Sie das „äußerste Ziel ihrer Laufbahn zu erreichen, eher „aufhören vorwärts zu schreiten, als bis Sie den „Weg vollkommen zurück gelegt haben, den Sie „vollenden können. Das höchste Ziel ist für Sie; „mein Wunsch ist, daß Sie es erlangen."

„Ich habe Ihnen in den Tagen unsers persön„lichen Umganges öfters einen guten Rath wieder„holt, und so oft Sie ihn auch gehört haben mö„gen, so muß ich ihn doch auch jetzt wiederholen „und Sie bitten, ihn nie zu vergessen. Wählen „Sie Sich ein Muster vor allen andern aus, und „bestreben Sich dieses zu erreichen, so oft Sie „Sich darin üben, richtig und schön zu schreiben, „oder zu sprechen. Cicero ist unter allen diesen „Mustern das einzige und das erhabenste. Sein „Vortrag hat alle Tugenden. Er ist so durch„aus nervig, so kraftvoll, so reich und so angenehm, „daß man meynen möchte, es habe den Göttern „gefallen Einen aus ihrer Mitte von dem Schoose „des Jupiters auf die Erde herabzulassen, um Rom „die Sprache der Götter zu lehren. Nicht nur das „Capitolium umfaßte die Majestät und Hoheit sei„ner Rede mit unglaublicher Bewunderung, son„dern auch fremde Nationen, ja selbst Griechen eil„ten herbey um seine Zuhörer und Schüler zu wer„den.

„den. Wenn er sprach, so ruhten die entferntesten „Bewohner der Erde, unbekannte Völker, Ge„schlechter, mit römischen Sitten und Ausdrücken „ganz fremd, erwartungsvoll und erstaunt zu sei„nen Füßen, wie Ueberwundene.“

„Wenn Sie diesen grosen Mann überall nach„ahmen, und sein Bild, so wie es sich Ihnen dar„stellt, lebendig auszudrücken suchen, so können „Sie erst überzeugt seyn, der Erfolg ihrer Bemühun„gen wird der erwünschte seyn und wären auch die „Erwartungen von demselben noch so hoch gespannt „gewesen. Ein kaltes, allzu langsam vorwärts „schreitendes Studium ist hier eben so wenig nütze, „als Uebereilung. Jener Gehorsam, mit welchem „wir uns beschwerlichen Unternehmungen, als einer „Nothwendigkeit unterwerfen, thut es nicht allein. „Andre ganz verschiedene Hülfsmittel müssen hier „noch angewendet werden. Betrachten Sie das „kleine Kind, wie es dem Menschen, den es für „seinen Vater anerkennt, auf allen seinen Wegen „folgt, wie es in jede seiner Fußtapfen tritt! Es „sucht seine Sprache nachzuahmen, seine Gebehr„den und seine Bewegungen nachzumachen: kurz „es bildet sich in seinem ganzen Benehmen, in sei„nem ganzen Thun und Lassen nach diesem Vor„bilde. So erlangt es nach und nach die Aehnlich„keit

„keit von einem wahren Menschen. Seine Glieder „werden geübter, seine Kräfte nehmen von Tage „zu Tage zu und werden stärker, es lernt immer „mehr das, was man ihm vorsagt und erzählt, „aussprechen, nacherzählen, und dadurch erst wird „es das Kind dieses Vaters. Ich sage Ihnen das „darum, damit Sie einsehen und begreifen lernen, „wie sehr unsre natürlichen Anlagen durch Nachah„mung ausgebildet und vermehrt werden können. „Den mächtigen Einfluß dieser Nachahmung müssen „Sie durch Erfahrung kennen zu lernen suchen. „Betrachten Sie Cicero so, wie das Kind seinen „Vater seinen Lehrer betrachtet, von dem es sprechen „lernt. Ihn allein bewundern, lieben, betrachten „Sie, ihn suchen Sie durchaus nachzuahmen und „auszudrücken. Suchen Sie ihm ganz ähnlich zu „werden, aber nicht wie der Affe dem Menschen, „sondern wie das Kind dem Vater. Aus ihm „schöpfen Sie wie aus einem unermeßlichen Schatze, „Alles, was Sie zu Ihrem Studium bedürfen, „denn er ist die ächte Quelle. Sie haben so viel „Anlage zu den schönen Künsten und Wissenschaf„ten! Zur Dichtkunst, zur Beredsamkeit sind Sie „gebohren und ganz gewiß bestimmt. Ich bitte, „ich beschwöre Sie, nehmen Sie Cicero zu Ihrem „Führer und gehen Sie ihm standhaft nach bey der

„Uebung

„Uebung und Ausbildung dieser Talente! Seine „Vollkommenheiten müssen das Ziel seyn, das so „Wenige erreichen, und nach welchem Sie Ihr „ganzes Leben hindurch mit Eifer, Fleiß und An„strengung streben. So werden Sie nicht allein „meine Erwartungen nicht täuschen — Sie werden „sie auch (ich wünsche es wenigstens von Herzen,) „noch übertreffen. Leben Sie wohl!"

Lotich war bereits sechszehn Jahre alt, als er mit den besten Kenntnissen in der alten Literatur und in der Philosophie ausgestattet die Schule zu Frankfurt verließ, und dem Rathe seines würdigen Onkels gemäß die Universität zu Marburg bezog. Wenige Tage darauf kam sein nachheriger vertrautester Freund Hage als Begleiter Johann Hildebrands, eines Rechtsgelehrten, der als Professor nach Marburg berufen worden war, ebenfalls dahin. Beyde Freunde wurden zusammen in Gegenwart einiger Landsleute und des Abtes zu Schlütern inscribirt. Lotich machte zu Marburg sowohl im Studium der Philosophie als auch in der Rede- und Dichtkunst glückliche Fortschritte. Sein Onkel glaubte, daß es für ihn sehr nützlich seyn würde, wenn er nun noch, um sich vollends auszubilden, auf einige Zeit nach Sachsen gienge, und die Häupter der deutschen Gelehrsamkeit, Melanchthon und Camerarius hör-

te, die eine unglaubliche Menge der vornehmsten Studirenden aus Italien, Frankreich, Spanien, Ungarn, ja selbst aus Griechenland zu sich zogen.

Der Abschied von Marburg fiel Lotich sehr schwer. In dem Hause Hildebrands und Draco's, in einigen der ersten und angesehnsten Familien, in dem Cirkel seiner Landsleute und Freunde, vorzüglich aber seines lieben Hage *) hatte er so viel glückliche Stunden genossen, daß ihm die Zeit seines Aufenthaltes auf dieser Universität immer als die glücklichste seines Lebens erschien. An Jahren gleich, mit gegenseitig genau übereinstimmenden Gesinnungen, Neigungen und Wünschen, führte ein gütiger Genius dem Lotich einen Freund zu, als er keinen weiter gewann. Hage und er lebten zusammen in Marburg ganz den Wissenschaften und ihrer Freundschaft. Kein Zwist unterbrach ihren Um-

*) Er sammelte nach Lotichs Tode dessen Gedichte und einige Briefe und gab dieselben nebst einer Lebensbeschreibung seines verewigten Freundes fünf und zwanzig Jahre nach dessen Tode (denn eher konnte er vor Arbeit nicht zur Arbeit kommen, so wie in der Biographie vor Plaudern nicht zur Erzählung) heraus. Die Ausgabe, welche ich gebraucht habe ist eine spätere; Lipsiae apud Vaegelinum, 1594. 8.

Umgang, Freude und Leid nahmen und trugen sie zusammen. Oft, dieß sind die eigenen Worte Hage's, schlichen wir schweigend am grünen Ufer der Lahn. Wir setzten uns dann nieder mit unsern Büchern. Wenn die Sonne brannte, stürzten wir uns in den Fluß und schwammen zusammen. Dann erstiegen wir wieder die Gipfel der nahen Gebirge, lagerten uns im Schatten der hohen Tannen am heisen Mittage, und kam der Abend, so giengen wir mit göttlicher Ruhe und Heiterkeit im Herzen zurück. Nie kamen wir an einen schattigen Platz, oder an eine Quelle, wo wir uns nicht lagerten, aus unserer Tasche ein Buch hervorzogen, oder uns durch trauliche Gespräche unterhielten, die kein lauschendes Ohr bemerkte, außer Nymphen und Dryaden. Lotich mit Leib und Seele Dichter war nirgends glücklicher, als in der Natur. Plötzlich, als wär er von dem Zauberstabe eines Gottes berührt worden, empfand er einen solchen Ekel vor der Stadt und dem Leben der Städte, daß er jeden müßigen Augenblick benutzte, um ihn in seiner Welt zu verleben. Mit einem Freunde, meistens mit mir gieng er dann schnell, und nahm das erste, beste Buch, den Tibull oder den Ovid, oder einen andern seiner Lieblingsdichter und floh in die Einsamkeit. Da wurde nun erst sein Körper und sein

Geist

Geist belebt, das göttliche Feuer der Dichtkunst durchglühte und entflammte ihn. In Empfindungen verloren warf er ein Gedicht hin, und es war ein Gedicht! Wie schön schildert er dieß selbst in einem seiner Gedichte mit den Worten:

Ruris amatores vates sumus, vrbe relicta
Concitat adflatu nos Deus ipse suo.
Scilicet occultas dant ipsa silentia vires.
Carminaque ornatu versicolore nitent! —

und:

O dulcissima solitudo ruris!
O syluae virides! Auete nymphae,
Et fontes et agelluli feraces!
Vos ignobilis otii voluptas,
Et nostri requies laboris estis.
It secura dies, soporque mollem
Totis noctibus irrigat quietem.
O vere ter et amplius benigno
Ortus sydere, qui sibi ipse notus
Sic degit placide, videtque tecto
Fumum, dum salit ater ex auito!
Hoc vitae genus est beatioris! —

In Wittenberg und Leipzig erregte Lotich durch seine Talente, durch seine Kenntnisse und durch seine gute äußere Bildung die Aufmerksamkeit Aller, die für so Etwas Sinn hatten. Die

grösten

grösten Männer schätzten ihn ihres Wohlwollens, ja selbst ihrer Freundschaft würdig. Vorzüglich grosen Beyfall fand er durch seine Gedichte. Denen, die in der Litteratur des sechzehenten Jahrhunderts bekannt sind, sind die Briefsammlungen der grösten Gelehrten damaliger Zeit aus mehrern Gründen wichtig. Den Lesern dieser Bücher ist das Urtheil der ersten Köpfe Deutschlands über Lotichs Gedichte bekannt, und Männer von Einsicht und Geschmack finden dieß Urtheil auch jetzt noch vollkommen gegründet. Camerarius faßte für Lotich eine Neigung, die er nicht nur, so lange der Dichter lebte durch Worte und Handlungen bey jeder Gelegenheit äusserte, sondern die auch immer eben so warm blieb, nachdem Lotich schon längst todt war. Er war nach Lotichs Tode einer der eifrigsten Beförderer der Herausgabe der göttlichen Gedichte dieses Mannes, wie er sie nannte. In Wittenberg hatte Lotich Melanchthon zu seinem ersten Gönner und zu seinen Freunden die gelehrtesten und berühmtesten Dichter seiner Zeit, vorzüglich Georg Sabin, Johann Stigel, Georg Fabricius, Posthius, *) Melis-

sus

*) gebürtig aus Germersheim in der Unterpfalz — zuletzt Leibarzt beym Kuhrfürst von der Pfalz. Er war einer der wärmsten Verehrer Lotichs. In ei-

sus *) und Andere, die insgesammt dem Lotich in der elegischen Dichtungsart den Preis zuerkannten.

Lotichs angenehmer Aufenthalt in Wittenberg dauerte nur kurze Zeit. Der Krieg zwischen dem Kaiser und den protestantischen Fürsten zerstreuete die Studirenden. Selbst Melanchthon zog sich aus den beunruhigten und gefahrvollen Gegenden zurück nach Magdeburg. Eine beträchtliche Anzahl seiner liebsten Schüler folgten ihm. Unter ihnen war auch Lotich. Aber wider alle Erwartung brach auch

nem Brief an Hage sagt er: „Als Lotich Professor zu Heidelberg war, lebte ich bey ihm im vertrautesten Umgange. Wäre ich sein leiblicher Bruder gewesen — er hätte mich nicht inniger lieben können. Ich verehrte ihn daher nicht nur wie meinen Freund und Lehrer, sondern wie einen geliebten Vater. Wenn ich kein ganz geringfügiger Dichter bin, so muß ich dankbar bekennen, daß ich das einzig und allein meinem Lotich verdanke."

*) aus Melrichstadt in Franken, einer der ersten Dichter seiner Zeit. Er wurde zu Wien zum Dichter gekrönt und in Adelstand erhoben. Er starb als Bibliothekar zu Heidelberg 1602. Sein eigentlicher Name war Schede. Verschiedene seiner Briefe und Gedichte sind Beweise seiner grosen Hochachtung und Liebe für Lotich.

auch in jenen Gegenden das Feuer des Krieges aus, und Melanchthon mußte weiter fliehen. Lotich, so sehr er auch seinen Lehrer liebte, mußte sich doch in die Umstände fügen und zu Magdeburg Soldat werden. Theilnehmer seines Vorsatzes wurden Melchior Zobel, ein geschickter und fähiger Mensch aus Schwaben, Johann Altus, einer der besten Freunde Lotichs, Varus und Acontius. Die Beschwerlichkeiten und Mühseligkeiten, die er in diesem eben so gefährlichen als geräuschvollen Stande erdulden mußte, klagte er seinen Freunden theils in seinen Gedichten, theils in seinen Briefen. Er brachte die Winterquartiere in Sachsen sehr traurig und unangenehm zu; allein dieser so wenig aufmunternden Lage ungeachtet, blieb er doch seiner Muse treu. Oft, wenn er Nachts auf dem Posten stand und von Froste geschüttelt wurde, oder wenn es gegen die Feinde gieng, oder unter den Waffenübungen waren seine Gedanken weit weg in den lachenden Gefilden einer idealischen Welt. Alle Augenblicke, die er von seinem Dienste erübrigen konnte, nutzte er, um seine Gedichte nieder zu schreiben. Er redet in einem seiner Gedichte die Musen so an:

Vos quoque sum lituos inter veneratus et enses
Quodque fuit vacuum tempus ab hoste dedi.

Deque tot amissis etiam nunc pauca supersunt,
Carmina militiae tempore facta meae.

Endlich schien die Hoffnung zum Frieden und zur Ruhe wieder zurückzukehren. Lotich erhielt einen ehrenvollen Abschied, und begab sich nun von Sachsen nach Erfurt, diesen alten und geliebten Aufenthalt der wahren Gelehrsamkeit. Hier kehrte er mit neuer Lust zu seinen alten Freunden zurück, zu seinen Büchern und zu seinen Studien. (Es geschah dies 1548.) Jetzt erst hatte er Muse seine Freunde von seinen bisherigen Schicksalen zu benachrichtigen. Er schrieb da auch unter Andern an seinen lieben Hage einen Brief, worin folgende Stelle vorzüglich bemerkt zu werden verdient: „Du mußt wissen, daß ich während dieser Unruhen mitten unter den ausgelassensten und rohesten Menschen Soldat gewesen bin. Den Winter brachte ich in Sachsen elend und traurig genug zu. Es ist doch schön, wenn man zeigen kann, daß der Gelehrte seine Kenntnisse, kurz alle die Vorzüge seiner Bildung nicht nur dazu anwenden kann, um für das wahrhaft Grose zu reden und zu prahlen, sondern wenn er auch in der That zeigt, das er wahre Kraft des Geistes besitze und vesten Muth genug, um mit hervorzutreten, wenn das Vaterland in Gefahr ist, oder die Religion Vertheidigung bedarf!“ —

Nach

Nachdem die Ruhe vollkommen wieder hergestellt war, kehrte auch Melanchthon aus Halle, wo er sich bisher aufgehalten hatte, nach Wittenberg und zu seinen Schülern zurück. Sobald dieß Lotich erfuhr, gieng er nach Wittenberg, wo er von seinem Freunde und Lehrer ungemein liebreich aufgenommen wurde. Er genoß von nun an den Umgang dieses grosen Mannes ununterbrochen. Melanchthon liebte ihn, wie seinen Sohn. Besonders günstig war Melanchthon der Muse Lotichs. Er schickte einst seinem Freunde Camerar einige Gedichte seines Lieblings, mit den Worten: Ich schicke Ihnen hier einige Gedichte Lotichs, damit Sie sehen, daß auch hier ein Sitz der Musen ist. Melanchthon war auch die Veranlassung, daß Lotich Magister wurde. Kurz drauf schrieb der Onkel, und berief Lotich zurück nach Hause. Dieser trat die Reise an versehen mit den besten Empfehlungsschreiben Melanchthons und besonders Camerars an einen berühmten Fränkischen gelehrten Ritter Daniel Stibarus, Kanonikus zu Würzburg.

Diese Reise wurde in vieler Rücksicht unangenehm und beschwerlich für ihn. Es war Winter, die Witterung sehr rauh und kalt, und sehr tiefer Schnee. Er hatte einen Führer bey sich, der durch seine Unvorsichtigkeit in eine Windwehe fiel und

zwar

zwar so tief, daß ihm Lotich nicht einmal helfen konnte, sondern aus einem nahen Dorfe Leute herbeyholen mußte, die ihn denn mit vieler Mühe halbtodt hervorzogen. Lotich selbst wurde auf dem Wege krank, behielt aber doch noch so viele Kräfte den Endpunkt seiner Reise zu erreichen. Sein würdiger Onkel umarmte ihn mit Freudenthränen. Lotich hatte ihn während seines Soldatenstandes einmal besucht, und zwar in seiner Kriegskleidung, einen langen Speer über den Schultern. Dieser Anblick erschütterte den guten Alten so, daß er laut weinte. Um so gröser war seine Freude jetzt da er seinen Neffen in dem Anstande eines Studirenden wieder sah. Lotich war kaum zu Schlütern von seiner Unpäßlichkeit vollkommen hergestellt, als er nach Würzburg eilte, um seinen neuen Mäcen, Stibar von Rabeneck, zu besuchen, und Camerars Empfehlungsschreiben zu übergeben. Dieser wackere Mann gewann unsern Lotich bald so lieb, daß er ihn, wie ein Glied seiner Familie betrachtete und seiner ganzen Freundschaft würdigte. Stibar hatte einige junge Anverwandte, deren Talente viel Hoffnung erweckten. Er wollte ihnen einen Hofmeister geben, und wußte diesen Posten keinem Würdigern anzuvertrauen, als Lotich. Er wünschte, daß die jungen Leute die wichtigsten Italienischen und Fran-

zösi-

zösischen Universitäten bereisen und sich daselbst aus-bilden mögten. Die Reise nach Italien mußte we-gen den daselbst herrschenden Unruhen verschoben werden; aber er fand für gut, Lotichen vorher allein nach Frankreich zu schicken, damit sich dieser mit den dortigen Sitten, mit der Lebensart, Spra-che und dem Zustande der dortigen Universitäten ge-nauer bekannt machen und zu seiner Bestimmung gehörig vorbereiten könnte. Lotich unternahm die Reise im Jahre 1550, und vollendete seinen Auftrag so eilig, daß er bald wieder zurückgekehrt und im Stande war, die ihm anvertrauten jungen Leute zu führen. Er benutzte die Gelegenheit mit einigen Französischen Kaufleuten zu Frankfurt die Reise anzutreten. Kurz vor seinem Abgange schrieb er an seinen Freund Hage folgendes Billet, in wel-chem er ihm von ihrer bevorstehenden längeren Tren-nung benachrichtigte: „Die schnelle Abreise meiner Gefährten läßt mich dir nur in ein Paar Worten auch die meinige melden, lieber Hage. Ein Kauf-mann ist aus mir geworden und meine einzige Lec-türe ist das französische Lexikon. Ach Hage, wirst du mir auch bald folgen? thue es! es wird dich gewiß nicht gereuen. Noch eine Neuigkeit! Ich bin Mediciner geworden. Lahme Pferde sind meine Patienten. Ich striegle, schwemme, purgire sie —

kurz

kurz mein Pferd liegt mir jetzt mehr am Herzen, als ich mir selbst. Lebe wohl, Hage, lebe wohl! O wenn doch! — doch genug.“

Der Anverwandten Stibars waren drey, Gabriel, Erhard und Diemar. Außer Lotich war ihnen noch ein Begleiter zugesellt, Georg Vischer aus Strasburg, ein gelehrter, gebildeter, artiger Mann. Stibar hatte sie mit allen Nothwendigkeiten zur Reise sehr freygebig ausgestattet. Sie giengen geleitet von den aus der Frankfurter Messe nach Frankreich zurückgehenden Kaufleuten fürs Erste nach Paris, wo sie sich einige Zeit aufhielten, um von den daselbst lebenden und lehrenden grosen Männern zu profitiren. Von Paris begaben sie sich nach Montpellier, wo den Medicinern besonders der berühmte botanische Garten merkwürdig war. Hier verlebten sie eine geraume Zeit sehr nützlich und angenehm. Unvergeßlich blieb ihnen die dortige reitzende Gegend, und die Bekanntschaft mit mehrern würdigen Lehrern der Universität. Hierauf reisten sie über Toulouse, die Pyrenäen nach Spanien: allein sie kamen, wegen eines zwischen Spanien und Frankreich ausgebrochenen Krieges nicht weiter als bis Narbonne. Sie kehrten daher zurück, und brachten noch einige Zeit zu Montpellier im Studium der Wissenschaften zu. Sie bereisten noch einige merkwürdige Städte von

Nie-

Niederlanguedoc und begaben sich dann durch Savoyen und die Schweitz nach Deutschland zurück im Jahre 1554, nachdem sie vier Jahre durch Stibars grosmüthige Unterstützung in Frankreich zugebracht hatten. Dieser befand sich gerade damahls in den warmen Bädern zu Baden, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Mit unaussprechlicher Freude von beyden Seiten trafen sie hier wieder zusammen.

Sie hatten auf diesen Reisen viele Abenteuer ausgestanden. Zu Paris war die Reisegesellschaft bis auf Elfe angewachsen. Ehe sie Paris verließen, beschlossen sie gemeinschaftlich an dem Ufer der Seine herunter zu reisen. Bald giengen sie zu Fuse, bald fuhren sie zu Schiffe. Als sie zu Rouen angekommen waren, faßten sie den Entschluß, bis nach Dieppe vorzudringen, um von da nach England hinüber zu setzen. Doch konnten sie diesen letztern Wunsch nicht befriedigen, weil sich in ihrer Gesellschaft ein sehr junger Mensch befand, den sie diese beschwerliche Reise nicht mit machen und eben so wenig in einer fremden Stadt allein zurücklassen wollten. Als sie einst am Ufer des Meeres spatzieren giengen, reitzte sie der herrliche Anblick dieses ganz neuen Schauspieles so sehr, daß sie einen Kahn mietheten, und mit zwey Ruderknechten eine Lustfahrt in das Meer anstellten. Der Entschluß

schluß war ziemlich unvorsichtig. Denn fürs Erste war der Kahn schon an sich beynahe zu klein für eine so zahlreiche Gesellschaft, und fürs Zweyte kannten sie die Ruderknechte gar nicht, die eben nicht das empfehlendste Aeußere hatten. Bald fieng der Wind an, sich mächtiger zu erheben. Statt umzulenken, steuerten die Ruderknechte immer weiter ins hohe Meer. Bitten und Vorstellungen waren vergebens, sie zum Umkehren zu bewegen. Ohne Zweifel wollten diese Leute die jungen Fremdlinge in Furcht jagen und sie nöthigen, sich gleichfalls loszukaufen. Schon fiengen die Wellen an so hoch zu gehen, daß sie sich über den Köpfen der erschrockenen Gesellschaft brachen. Es erhub sich nun zwischen ihnen und den Ruderern ein heftiger Zank, in welchem jedoch die beiden feindlichen Dämone die Oberhand zu behalten schienen. Lotich, der stärkste und Beherzteste unter ihnen, fasste den Entschluß, Zwang mit Zwang zu vertreiben, gieng auf den boshaftesten der Ruderer los, umfasste ihn so heftig, daß er sich nicht rühren konnte, und drohte, ihn augenblicklich ins Meer zu werfen, wenn er sich nicht bequemen werde mit dem Schiffe umzukehren und ihrem Willen unbedingt Folge zu leisten. Dieß half denn, aber da der Wind immer heftiger vom Lande her ihnen entgegen wehte, und

sie

sie sich von demselben bereits sehr weit entfernt hatten, so war es ihnen unmöglich den Hafen zu erreichen. Nachdem sie lange an ganz unbekannten Gegenden vorbeygerudert waren, landeten sie endlich in später Nacht an. Es befand sich in der Nähe des Ufers kein Ort, wo sie hätten übernachten können, als ein elendes Wirthshaus, in welchem sie einen Wirth fanden, der ihren beyden Begleitern auf ein Haar ähnlich sah, und dessen Anblick sogleich Mißtrauen gegen seine Redlichkeit in ihnen erregte. Sie fanden es also für nöthig, nachdem sie ihren Hunger ein Wenig gestillt hatten, ihre nächtliche Ruhe dadurch zu sichern, daß sie Wachen ausstellten, die sich von Zeit zu Zeit einander ablösen mußten. Diese Vorsicht war nicht überflüssig gewesen, denn um Mitternacht erschien oben an einer Treppe, die von ihrem Gemach auf einen Boden führte, ein Mensch mit einen Säbel in der Faust, der sich ihnen sehr leise und vorsichtig nahete. Die wachsamen Reisenden merkten dies kaum, als sie ihre Waffen ergriffen und auf den Räuber zuliefen. Dieser nahm die Flucht und verrieth bei dieser Gelegenheit auch seine Gefährten, die sich in Hinterhalt gelagert und ihren Kameraden hatten spioniren lassen. Denn die ernstliche Eile, mit welcher dieser davon lief, bewog sie ihm Gesellschaft zu leisten.

Sie

Sie durchwachten nun den Rest der Nacht und machten sich mit anbrechenden Tage nach Paris auf, indem sie fleissig mit dem Komiker ausriefen: Felix, qui mare nunquam est ingressus!

Sie brachen nun sämmtlich zu Fuse von Paris auf. Ein Pferd trug ihre nothwendigen Habseeligkeiten. Ueber Lion, Vienne, Avignon kamen sie nach manchen bedeutendern oder unbedeutendern Abentheuern in Montpellier an. Hier nahmen sie einen Franzosen zum Bedienten an, theils zur Aufwartung, theils, weil sie der Sprache unkundig waren. Es trat gerade die Zeit des vierzigtägigen Fasten ein, wo man es jedoch Fremden, insbesondere Deutschen zwar nicht ausdrücklich erlaubte, aber doch zuließ Fleisch zu geniesen. Da sie ihre eigene Wirthschaft führten, so konnten sie Fleisch essen, so oft sie wollten. Der Bediente mußte es einkaufen. Da dieser aber nicht mitessen durfte, so bequemte er sich dazu sehr ungern. War es Bigotterie, oder Neid, oder Bosheit — kurz er suchte das Geschäft so öffentlich, als möglich zu verrichten. Seine Herrn hatten ihm eingeschärft, er solle das eingekaufte Fleisch nicht etwa offen heim tragen, sondern hübsch unter dem Kleide. Das that er nun zwar, aber so, daß es sichtbar genug drunter hervorguckte. Viele Leute bemerkten das,

schwiegen aber und machten nichts weiter draus. Nur ein Geistlicher aus Deutschland gebürtig, war boshaft genug, das Skandal der Inquisition anzuzeigen. Eines Tages erschienen Inquisitionsbediente und holten erst die Jüngsten aus der Gesellschaft ab. Man hatte diesen in der Geschwindigkeit angelehrt, sie sollten nur sagen, ihre Hofmeister hätten Fleisch gegessen und sie hätten Gesellschaft geleistet. Die jungen Menschen wurden einzeln scharf vernommen und da sie nach zwey Tagen (so lange blieben sie im Gefängniß) auf ihrer Aussage buchstäblich verharrten, so kamen auch die Aeltern daran. Mit diesen verfuhr man eben so vorsichtig und verhörte sie bald einzeln, bald zusammen. Sie gestanden alles, entschuldigten sich aber damit, daß der König in diesem Punkte Fremden nachzusehen pflege. Die Inquisitoren antworteten: dies sey zwar gegründet, aber von einer gnädigen Nachsicht Gebrauch machen und dieselbe mißbrauchen so, daß andere dadurch geärgert würden, seyn sehr verschiedene Dinge. Da die bestürzten Fremdlinge sahen, daß man nicht übel Lust habe die Sache mit einem ernsthaften Ende zu krönen, so schickten sie ganz insgeheim den Stifter des Unheils, ihren unseeligen Bedienten fort. Aber das machte den Handel nur schlimmer. Man lud sie zu einer Disputation

tion über das Fleischessen und ähnliche Gegenstände. Sie erschienen und erklärten bey dieser Gelegenheit ziemlich grade, daß sie, wenn sich das Gericht nicht mit dem Willen des Königes und mit ihren Aussägen begnügen werde gesonnen seyen sich durch ihren Gesandten an den König selbst zu wenden. Gegenwärtige junge Leute seyen sämmtlich aus altadelichen und vornehmen Geschlechtern gebürtig und würden sich wegen eines so geringfügigen Vorfalls, an welchem sie ohnehin nicht die mindeste Schuld hätten, durchaus keiner Rüge unterziehen. Die Inquisitoren schienen es nach dieser entschlossenen Antwort für gut zu finden die Saiten etwas herab zu stimmen, besonders da sie vermutheten, die Entlassung des Bedienten sey blos ein Vorwand gewesen, um ihn mit Briefen nach Paris zu senden. Sie erklärten also: wenn man auch wegen des Vorgefallenen noch so glimpflich mit ihnen verfahren wolle, so käme es ihnen doch auf jeden Fall zu für das durch sie gegebene öffentliche Skandal Buse zu thun. Diese solle darin bestehen: daß sie Mann vor Mann, angethan mit weisen Kleidern, brennende Fackeln in den Händen, durch die Strasen der Stadt in die Kirche ziehen, daselbst vor dem Hochaltare stehend Messe hören, öffentlich ihre Schuld bekennen, um Vergebung bitten und die dem Rathe und der Geistlich-

lichkeit zufließende Geldstrafe erlegen, in Zukunft aber sich vorsichtiger betragen sollten.

Unmöglich konnten sich die Jünglinge einer so schimpflichen Strafe unterziehen. Sie waren fest entschlossen lieber Alles zu wagen, als ihren ehrlichen Namen so entehren und sich wie niedrige Sklaven behandeln zu lassen. Sie erklärten dies sehr freymüthig und setzten hinzu, das durch dies Urtheil die den Studirenden gnädigst ertheilten Privilegien angegriffen, der Wille des Königes verachtet und die Ehre des Adels verletzt werde — kurz, daß es eben so unbillig, als indiskret sey und daß sie ihres Theils nicht unterlassen würden, sich darüber höhern Orts zu beschweren. Nach dieser Erklärung entließ man sie auf ein paar Augenblicke, sodann wurden sie wieder vorgerufen und ihnen von Seiten der ehrwürdigen Väter zu wissen gethan: daß man nach einer weitern Berathschlagung gewilligt sey, das gefällete Urtheil, aus besonderer Rücksicht und Zuneigung gegen die deutsche Nation zurückzunehmen — daß man so habe zu Werke gehen müssen, damit die Unterthanen des Königs bey ähnlichen Vorfällen nicht Ursache finden möchten sich auf diesen Vorgang zu berufen und über Ungerechtigkeit zu schreyen. Man verzeihe und vergebe ihnen also

ihre

ihre Unbesonnenheit aus christlicher Liebe, jedoch unter der einzigen Bedingung, daß sie versprächen ins Künftige alle dergleichen Aergerniß ernstlich zu vermeiden und daß jeder von ihnen einige Kronenthaler an die Armenhäuser und Hospitale spende. Die Gesellschaft antwortete: daß ihnen Wohlthun selbst Vergnügen mache und daß sie aus diesem Grunde gerne ein freywilliges Almosen geben würden. Uebrigens versicherten sie, da man diese Versicherung ausdrücklich wünsche, daß sie, wie bisher unter dem Schutze des Königes still und anständig leben und von den den Studirenden gnädigst ertheilten Privilegien und Freyheiten fernern Gebrauch machen würden. — Man entließ sie hierauf ziemlich stutzig über den vesten Sinn und die Freymüthigkeit der deutschen Jünglinge.

Ohne Zweifel wäre die Sache nicht so gut abgegangen, wenn nicht einer von der Gesellschaft, ein guter Musikus, mit dem Generalinquisitor wohl bekannt gewesen wäre. Dieser hielt nehmlich in seinem Hause zuweilen kleine Conzerts und sah es sehr gerne, wenn der fremde Virtuose Theil daran nahm. That es nun der Inquisitor aus Rücksicht auf das Vergnügen, welches ihm die musikalischen Talente des jungen Ausländers schon verschafft hatten, oder noch verschaffen sollten, oder that

er

er es darum, weil zu glauben ist, daß, wer an dem Vergnügen eines so heiligen Mannes Theil nehmen kann, wenigstens religiös seyn muß, oder that er es wirklich aus einer Anwandlung von Toleranz, Billigkeit und Gutmüthigkeit — kurz, er stimmte seine Kollegen so, daß sie seiner Schwachheit nachsahen, ihrem Amte Einhalt thaten und nicht weiter verfuhren, wie es sonst bey ihnen Rechtens ist. Nach einem zweyjährigen, sehr nützlichen Aufenthalt zu Montpellier, den ihre herzliche Eintracht um so angenehmer für sie gemacht hatte, faßten sie den Entschluß, während der Ferien wieder eine Reise an die Seeküste und nach Toulouse anzustellen, theils der Naturgeschichte, theils ihres Vergnügens wegen. Mit Empfehlungsschreiben von einigen academischen Lehrern zu Montpellier (unter andern auch von dem Kanzler der dortigen Universität, dem berühmten Arzte Rondelet) an Professoren zu Toulouse versehen, traten sie den Weg an. Da eine so beschwerliche Fusreise Mehreren unter ihnen, insbesondere den Jüngeren lästig wurde, so liess man sie zurück. Lotich aber setzte die Reise fort und an ihn schlossen sich ausser sechsen seiner Landsleute, noch Isaac Cellarius aus Basel, ein Stiefsohn des berühmten Grynäus,

in der Folge Professor Medic. zu Basel und ein Franzose an.

Eines Morgens, mehrere Meilen vor Narbonne, wohin sie an demselben Tage gedachten, kam in einer öden, felsigen Gegend auf einmal ein Mensch auf sie zu, lang, wie ein Riese, schwarz, zerlumpt und von fürchterlichem Ansehen. Indem sie noch zweifelten, ob es ein Fischer, ein Bauer oder ein Räuber sey, und so eben die letztere Vermuthung für die wahrscheinlichere erklären wollten, langte er bey ihnen an, grüßte sie mit ungemeiner Höflichkeit und Unterwerfung und sagte: er sähe sie seyen Studenten und wie es scheine Botaniker. Da er nun für diese Leute außerordentliche Achtung habe, weil sie meist Dinge wüßten, die andern Menschen verborgen wären, so nehme er sich die Freiheit ihnen seine Begleitung und seine Dienste anzubieten. Sie schienen gesonnen nach Narbonne zu gehen und eben dahin führe ihn auch sein Weg. Es wäre heute ein so heiser Tag (es war grade die heiseste Jahreszeit) — Herren, die so etwas nicht gewohnt seyen, komme das Tragen von Kräuterbündeln nnd andern Gepäcke schwer an, (man sehe das) — er sey Gottlob gesund und stark, ans Laufen und Schleppen in Hitze und Sturm, berg-

auf

auf, bergab von Jugend auf gewohnt — wenn sie ihm also ihre Felleisen anvertrauen wollten, so mache er sich ein Vergnügen daraus Alles zusammen bis Narbonne zu tragen. Damit waren denn die müden, erhitzten Wanderer sehr wohl zufrieden. Sie luden ihm ihre Felleisen auf, zogen ihre Röcke aus und gaben sie noch zu — und der beladene schlenderte mit der Last, die sie vorher so sehr gedrückt hatte vorwärts, so froh und frey, als ob er nichts trage. Er war überaus aufgeräumt, gesprächig und dienstfertig. Seine Unterhaltung und seine Possen machten ihnen das Gehen so leicht, daß sie, ehe sie sich es versahen, die Thürme der Stadt Narbonne erblickten. Schon lagen Wälle, Wachtthürme, Mauern und Gräben vor ihren Augen da, als sie ein Wenig Halt machten, um auszuruhen, Körper, Kleider und Schuhe von Staube zu reinigen und sich in den Stand zu setzen, um mit Ehren in der Stadt zu erscheinen.

Während sie ihre Toilette machten, spatzierte ihr unbekannter Begleiter herum, näherte sich den Vestungswerken, nahm sie genau in Augenschein, mas mit den Blicken die Höhe der Mauern und Wälle, die Tiefe der Gräben, die Bevestigungen der Thore, u. s. w. Der Reisegesellschaft fiel dies

um so mehr auf, da wegen den zwischen Karl dem Fünften und Heinrich dem Zweiten ausgebrochenen Feindseeligkeiten, die an Spanien gränzenden französischen Provinzen in Vertheidigungsstand gesetzt und auch Narbonne, von welcher Stadt über die Pyrenäen bis ins spanische Gebiet nur eine Tagereise ist, sehr bevestiget und mit einer starken Besatzung versehen worden war. Sie liesen ihn jedoch seine sonderbare Neugierde befriedigen, ohne ihn aufzufordern das Räthsel zu lösen und brachen auf. Beym Eintritte in die Stadt wurden unsere Reisenden durch einige alte römische Inschriften, Ueberbleibsel von Schwibbögen und mehrere dergleichen Antiquitäten am Wege vestgehalten. Sie nahmen sich Zeit zur Betrachtung derselben und untersuchten sie von allen Seiten. Die am Thore Wache haltenden Soldaten wurden darüber, als über eine ihnen ganz ungewöhnliche Erscheinung stutzig, besahen die sonderbare, fremde Tracht der Ankömmlinge genau und schickten endlich einen Abgeordneten an sie ab, der sie fragte: woher sie kämen, wer sie wären, wohin sie wollten, was die Absicht ihrer Reise sey, und dergleichen. Nachdem dies Examen vorbey war, ersuchte man sie, hier, wo es ihnen so sehr zu behagen scheine, noch ein wenig zu verweilen, sich

nicht

nicht zu unterstehen einen Schritt weiter zu gehen und zu erwarten, bis man sie dem Gouverneur gemeldet haben werde, ohne dessen Erlaubniß ihnen der Eintritt in die Stadt verwehrt sey. Sie mußten sich dies gefallen lassen, obgleich sehr ungern, weil sie müde, hungrig und durstig waren und geraume Zeit verfloß, ehe der Abgesandte vom Gouverneur zurückkam.

Dieser erschien endlich begleitet von mehreren Soldaten und einem Hauptmanne, welcher ihnen befahl, ihm zum Gouverneur zu folgen. Auf dem Wege dahin drangen sich ihnen Empfindungen auf, die eben nicht erheiternd waren. Sie wünschten sich im Stillen weit weg von Narbonne, seinen schönen Vestungswerken und antiken Schwibbögen. Sie bedachten itzt erst wie unvorsichtig es von ihnen gewesen sey, in einem so kritischen Zeitpunkte eine Lustreise, grade in diese Gegenden anzustellen. Da jedoch einmal nicht abzuhelfen war und ihnen ihr gutes Bewustseyn sagte, daß sie höchstens ein wenig gehudelt werden könnten, so faßten sie sich in Gedult und folgten ihrem Führer. Sie langten bald mit Sack und Pack in dem prächtigen Pallaste des Gouverneurs an. Beym Eintritte in demselben bewies der Franzose in ihrer Gesellschaft (von ihnen nur

Ein-

Einauge genannt, weil ihn die Natur oder irgend ein Unfall würklich dazu gemacht hatte) eine so kindische und lächerliche Furcht, daß alle lachen mußten und eben dadurch neuen Muth bekamen. Man stellte sich vor dem Gouverneur in eine Reihe. Dieser fragte vorerst, ob sie sämmtlich französisch verstünden und sprächen? Sie antworteten, daß nur Wenige unter ihnen gebrochen französisch reden könnten. Cellarius war der einzige, der es noch am besten konnte, und diesen wählten sie daher zu ihrem Sprecher. Da der Gouverneur hörte, daß sie Deutsche wären (der Franzose gab sich für lauter Angst auch für einen aus) so erkundigte er sich nach den Provinzen, aus welchen sie gebürtig seyen. Gut war es, daß sie alle antworteten: aus Sachsen und nicht aus kaiserlichen Landen, oder aus dem Brandenburgischen (der Kuhrfürst Albert war kaiserlicher General gegen die Franzosen). Im Gefolge des Gouverneurs war ein Chirurgus aus Deutschland gebürtig. Dieser wurde sogleich herbeygerufen, um zu sehen, ob die Reisenden würklich Deutsche und Mediziner seyen. Zum Glück war das ein artiger, verständiger Mann, der sich freute Landsleute zu finden und dem Gouverneur einen Bericht abstattete, wie er glaubte, daß es für die Fremden am vortheilhafte-

testen seyn werde. Der Gouverneur ließ sich hier: auf die Briefe von den Professoren zu Mont: pellier an die in Toulouse ausliefern, erbrach und las sie. Ohnerachtet er, sich nun hätte zufrieden geben können, so wollte ihm doch der Gedanke noch nicht aus dem Kopfe, daß das wohl Spione seyn möchten, die von Frankreich hinüber nach Spanien gehen und letzterem Nachrichten bringen könnten, die besser in Frankreich blieben. Er fuhr sie daher hart an und sagte: „Wenn ihr „Bursche denn Studenten seyn und wie ihr vor: „gebt, zu eurer Belehrung reisen wollt, warum „schickt ihr euch nicht in die Zeit? Warum be: „gebt ihr euch so unbesonnen in Gefahr? Ihr „seyd jetzt an den Pyrenäen. Noch eine Tage: „reise und ihr wäret in Spanien gewesen. Ihr „wollet euch hübsch in der Stadt hier umsehen „und dann drüben eure Streiche ausspielen. Nicht „wahr?" Erschrocken, obgleich mit den Zeugen des besten Bewustseyns auf Stirn und Mienen, suchten sie allen Verdacht auf das freymüthigste von sich zu entfernen. Der General war alt, sein Haar und Bart eisgrau, er sas mit wahrer militärischer Würde auf einem Sessel, um ihn herum zog sich ein weiter Halbzirkel von gepanzerten Trabanten und von Officiers in voller Rüstung.

Alles war so voll Pomp, Pracht und Unterwerfung, daß man hätte meinen mögen, ein König halte hier Gerichtstag. Nach einer Pause, während welcher der Gouverneur mit forschendem unverwendetem Blicke den Lotich maß, dessen braunes, von der Sonne verbranntes Gesicht, dessen Soldatenmiene, dessen starker, durch Strapatzen abgehärteter Körper gleich anfangs seine Aufmerksamkeit und die Begierde in ihm rege gemacht hatte, den Menschen näher kennen zu lernen, der so vest, so stolz, so unerschrocken vor ihm da stand, auf jede Frage gleich eine Antwort hatte, und ihn anblickte, als sey er nicht der, welcher zu antworten, sondern zu fragen hätte — sagte er zu ihm: — Und Ihr da, wer seyd denn Ihr? Ihr wollet doch nicht auch für einen Studenten gehalten seyn? Ihr seht mir aus, als ob Ihr eher Lanze und Säbel als Federn und Bücher handhaben, geschweige denn gar ein Gedicht machen könntet. Die Begleiter Lotichs brachen bey diesen Aeusserungen in ein lautes Gelächter aus, sagten dem Gouverneur die Ursache desselben und machten ihm ein Kompliment über seinen militärischen Scharfblick, der in Lotich gleich den ausgedienten Soldaten erkannt habe. Das machte den Greis ganz heiter. Er entließ die müden

Rei:

Reisenden freundlich, erlaubte ihnen ins Wirthshaus zu gehen und ihrer Bequemlichkeit zu leben, gab ihnen aber einen alten Trabanten mit, unter dem ernstlichen Befehl, daß sie sich in allen genau nach diesem richten und ohne seine Erlaubniß keinen Fus aus dem Hause setzen sollten.

Kaum waren sie im Gasthofe angekommen, so erschien ihr neuer Freund der Chirurg, um sie zu unterhalten und von ihnen Nachrichten aus ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande zu vernehmen. Sie liesen fleißig den Becher herumgehen und tranken auch dem rauhen, unbiegsamen Krieger zu, unter dessen Gewalt sie standen. So verflossen ihnen einige Stunden recht heiter. Ueber dem Weine vergasen sie den ihnen so lästigen Zwang, sie lachten und scherzten über ihre Abentheuer und begaben sich, nachdem sich ihr Gast entfernt hatte, vergnügt zu Bette, wo sie denn auch alsbald sämmtlich einschlummerten.

Ihr dienstfertiger Begleiter und Lastträger war unterdessen nicht von ihrer Seite gegangen und hatte sich alle Mühe gegeben, um für ihren Bedienten zu passiren. Diese Rolle spielte er denn auch so geschickt, daß ihn jedermann dafür ansah. Indem die Herren schliefen, nahm der rechtschaffene, ordentliche Mensch ihre Stiefeln,

trug

trug sie in die Küche und verlangte die nöthigen Instrumente, um sie zu reinigen. Diese waren nicht gleich bey der Hand. Darüber fieng er an mit dem Wirthe zu zanken. Als er sich während dieses Wortwechsels einmal zufällig bücken wollte, fielen ihm ein paar grose Briefe aus dem Wamms. Der Wirth griff sie auf und sah, daß sie mit einem mächtig breiten Siegel versehen waren. Jener aber riß sie ihm im Nu aus der Hand, warf sie ins Feuer und machte sich spornstreichs mit möglichster Eile aus der Küche und aus dem Hause. Man setzte ihm sogleich nach alle Winkel der Stadt wurden durchsucht, reitende Soldaten durchstöberten alle Strasen der umliegenden Gegend. Aber man konnte seiner nicht habhaft werden. Er war mit den geheimen Ausgängen der Stadt, mit allen Wegen und Stegen der Gegend so bekannt gewesen und hatte in der Eile seine Maßregeln so wohl getroffen, daß er glücklich entschlüpfte und verschwand, ohne daß man ausfindig machen konnte, wo er hingekommen sey.

Unsere Reisende waren frühe kaum recht fröhlig und guter Dinge aufgestanden, als man sie von Neuem vor den Gouverneur fordert. Dieser examinirte sie nun aufs Schärfste über ihren un-

unbekannten verschwundenen Begleiter: wer er sey, wo er zu ihnen gestosen, wie er sich auf dem Wege gegen sie gezeigt, welche Wege er ihnen gerathen habe u. s. w.? Nachdem sie diese Fragen der strengsten Wahrheit gemäß beantwortet hatten, hies es: ob sie die Wahrheit ihrer Aussage mit einem Eide erhärten könnten? Sie erboten sich dazu ohne Bedenken. „Nun, sprach „der General mit zorniger Miene, so will ich „Euch wenigstens das zur Warnung sagen: Hätte ich Euren schönen Wegweiser in meine Hände bekommen, so würde er diesen Morgen „Euch zum Schauspiel gedient haben — denn „ich hätte ihn an Euren Fenstern aufknüpfen lassen. Was Euch betrifft, so begebt ihr Euch ohne Verzug, graden Wegs nach Montpellier zurück. Findet man Euch auf der Strase nach „Toulouse — oder nur auf einem Nebenwege, „so werdet ihr ohne Gnade an den ersten besten „Baum Mann vor Mann aufgehängt. Dies zur „Nachricht — und damit Gott befohlen!"

Daß die Gesellschaft dem Willen des Generals unverzüglich und aufs Strengste werde Folge geleistet haben läßt sich, bey dem geringen Zutrauen, das er in ihnen zu seiner Diskretion rege gemacht hatte, von selbst leicht ermessen.

Sie

Sie mietheten sich der Sicherheit wegen Pferde und dankten Gott, als sie Montpellier wieder im Gesichte hatten, wo sie denn auch glücklich anlangten und auf geraume Zeit von Versuchungen zu ähnlichen Ausflügen befreit blieben.

Ohne Zweifel war ihr freundlicher Gefährde nichts, als ein spanischer Spion gewesen, der unter den Fittichen einer verdachtlosen Gesellschaft desto sicherer durchzukommen und die Sehenswürdigkeiten von Narbonne betrachten zu können hoffte. Uebrigens wären unsere Reisenden ohne jene Empfehlungsschreiben aus Montpellier, insbesondere vom Kanzler Rondelet gewiß nicht so gut durchgekommen. Ein Student aus Spanien, der in Frankreich studirt hatte und kurz nach diesem Vorfall auf der Rückreise in sein Vaterland auch nach Narbonne kam, wurde daselbst ergriffen, in Fesseln gelegt und, da man den Riß von einer französischen Vestung, die grade damals angelegt wurde, bey ihm fand, aufgehängt, ob gleich alle Umstände eben so überzeugend wie er selbst für seine Unschuld sprachen und sich die Universität zu Montpellier auf das thätigste für ihn verwendete.

Der mancherley Unannehmlichkeiten ohnerachtet, die Lotich mit seinen Begleitern auf solchen kleineren Reisen erfahren mußte, waren doch die

dortigen Gegenden theils wegen der Reitze, die ihnen die Natur verliehen hat, theils wegen der merkwürdigen Ueberbleibsel von Denkmählern römischer Macht und Kunst, die in ihnen gefunden werden, ungemein anziehend für ihn. Seine Liebe zur Natur blieb in ihm immer gleich lebhaft und wirksam. Seine schönsten Gedichte sind in ihr entstanden. *) Sie haben den einfachen, aber lebendigen Ausdruck der Empfindungen, die sich da oft so verschieden in ihm durchkreuzten. Er schrieb hin, was er fühlte und wie er fühlte, ohne Kunst, ohne Auswahl, ohne Plan, mehr zu seiner Erinnerung, als für ein Opfer auf dem Altar der Musen. Aber seine Empfindung war eben so rein, unverdorben und natürlich, als lebhaft und darum herrscht in seinen Gedichten, bey aller anscheinenden Unordnung, doch eine gewisse Ord-

*) In Frankreich besonders. Als Beyspiel führe ich die Elegie 2, 10 an. Die Meisten Elegien des zweyten Buches sind in Frankreich geschrieben und durchgängig eines Lotich würdig. Aber auch die Gedichte, welche er in Italien verfertigte und die gröstentheils im dritten Buche der Elegien stehen, verdienen vollkommen jenen an die Seite gestellt zu werden.

Ordnung, die in Kunstwerken die beste und schönste ist.

Lotich fand bey seiner Zurückkunft sein Vaterland durch den Krieg zerrüttet und verwüstet, *) Häufig boten sich seinen Blicken öde Plätze dar, auf denen sonst Städte blüheten, zerstörte Vesten, verwüstete Felder, grose Haufen jammernder Bettler drückten das fürchterliche Bild des Krieges in seine Seele. Aber die traurigste Erscheinung für ihn war — sein väterlicher Freund, sein Gönner, sein Wohlthäter Stibar, dessen eine Seite der

*) Die Empfindungen, welche sich ihm da aufdrangen hat er in einer Elegie ausgedrückt, welche die erste im dritten Buche der Elegien ist. Er versichert, daß es ihm lieber gewesen seyn würde in den Gefahren umgekommen zu seyn, die ihm auf seinen Reisen so oft den Untergang gedroht hätten, als diese schrecklichen Verwüstungen ansehen zu müssen, die sein Vaterland so grausam mitgenommen und ihn selbst um sein Hab und Gut gebracht hätten. Schon da faßte er den ernstlichen Vorsatz Deutschland wieder zu verlassen und auswärts die Rückkehr der allgemeinen Ruhe abzuwarten:

Ire per extremas gentes libet, ire per undas
Et patriam ignoto quaerere in orbe novam u. s. w.

Doch wollte er wenigstens in seinem Vaterlande begraben seyn.

der Schlag gelähmt hatte und welcher sich sehr übel befand. Doch dieser biedre Mann vergaß Krankheit, Sorgen und Kummer über der Ankunft seiner lieben jungen Vettern, die sich indeß unter Lotichs Leitung sowohl gebildet hatten. Er hatte durch den Krieg mit seinem Vaterlande viel gelitten. Sein Vermögen war stark mitgenommen worden und sein patriotischer Eifer hatte ihn oft in Lebensgefahr gebracht. Aber eben das und seine hinfälligen Gesundheitsumstände bevestigten um so mehr den Entschluß in ihm, für das Beste seiner Anverwandten und seines lieben Lotichs zu thun, was in seinen Kräften stehe.

Lotich wollte es in seinem Vaterlande nicht behagen, Das verwüstete Franken war freylich kein angenehmer Aufenthalt für einen Gelehrten und für einen Dichter. Ueberdieß hatte er weder Neigung noch Aussicht zu einer baldigen so genannten Versorgung. Bey seiner Jugend (er war nun 26 Jahr alt) und seinem grosen Hange zum Reisen, war es ihm leicht, die Ruhe in Deutschland abzuwarten, mit welcher auch die sorgsamere Pflege der Wissenschaften wieder auflebt. Sein einziger, höchster Wunsch war noch Italien zu sehen. Zur Befriedigung desselben fehlten ihm aber die Mittel. Stibar merkte kaum, was in seinem jungen

Freun-

Freunde vorgehe, als er in ihn drang ihm Alles zu sagen, wie er es meine. Hierauf erbot er sich freywillig ihn auf seine Kosten nach Italien reisen zu lassen. „Folgen Sie denn, sagte er, dem Apollo und Ihren Musen!“ So blieb sich dieser Mann immer gleich. Seine Liebe für die Wissenschaften war eben so treu und gros, als seine Freundschaft wahr und unerschütterlich.

Ehe jedoch Lotich seinen Vorsatz ausführte, mußte er mit seinen bisherigen Zöglingen gegen Ende des Herbsts nach Leipzig und Wittenberg reisen. Er übergab hier dieselben seinen Lehrern und Freunden Melanchthon und Camerarius und verlebte einige glückliche Tage im Umgange mit diesen grosen Männern. Was seinen Aufenthalt daselbst noch anziehender für ihn machte, das war die Zusammenkunft mit seinem Freunde Hage, der als Führer eines jungen von Thüngen noch zu Wittenberg weilte. So sehr es beyde Freunde gewünscht hatten mit einander nach Frankreich reisen zu können, so wurde ihnen doch damals die Erfüllung dieses Wunsches nicht zu Theil. Itzt war es Hagen eher möglich seinen Freund zu begleiten, weil der Onkel und Vormund seines Eleven, Andreas v. Thüngen, Senior des Domkapitels zu Würzburg eine Reise nach Italien für

sei-

seinen Neffen vortheilhaft fand und seine Einwilligung dazu leicht gab. Ein anderer Freund Lotichs, Georg Meyer, *) der die Reise nach Frankreich mitgemacht hatte, war ihnen bereits nach Italien voran-gegangen. Lotich eilte mit seinen Begleitern vors erste nach Würzburg zurück, wo er von seinem grosmüthigen Gönner Stibar zum letztenmal (denn er sah ihn von nun an nicht wieder) Abschied nahm und von demselben zu seiner bevorstehenden Reise sehr ansehnlich und freye-

ge-

*) Marius genannt. Er war aus Würzburg gebürtig und einige Jahre jünger als Lotich. Er wurde zu Marpurg Doktor und erst zu Heidelberg, sodann zu Marpurg Professor der Medizin. Nachdem er von da als Leibarzt zum Landgrafen von Hessen und bald nachher nach Nürnberg als Stadtphysikus gekommen war, berief ihn Ludwig, Kuhrfürst von der Pfalz wieder nach Heidelberg und machte ihn zu seinem Leibarzt. Lotich rettete ihm in Frankreich das Leben, als er einst beym Baden in der Seine dem Ertrinken nahe war. Von der Zeit an verehrte Meyer den Lotich als seinen Schutzengel und veranlaßte es, daß diesem der Kuhrfürst ein Denkmahl setzen lassen wollte. Der Tod des Kuhrfürsten verhinderte die Ausführung dieses Vorsatzes.

gebig ausgestattet wurde. Hierauf trat er sie denn auch ohne Verzug an.

Unsere drey Reisenden giengen vors erste über Inspruck, Trient und Verona nach Padua. Die dortigen vortrefflichen und zweckmäsigen, insbesondere für studirende Mediziner getroffenen academischen Anstalten, die Artigkeit und Gefälligkeit der berühmten daselbst lebenden und lehrenden Gelehrten, die Reitze der Stadt und der umliegenden Gegenden, machten ihnen ihren Aufenthalt zu Padua ungemein nützlich und angenehm. In dem Garten des nicht lange zuvor (1547) verstorbenen Kardinals Bembus, dieses unsterblichen und geschmackvollen Beförderers wahrer Erudition verlebten sie im Genusse der schönen Anlagen, und in der Erinnerung an den ehemaligen Besitzer derselben, viele überaus glückliche Stunden. Oft giengen sie in der Kühle des Abends in den vortrefflichen botanischen Garten, oder nach Arqua, wo sie in den stillen, hohen, von Mond und Sternen düster beleuchteten Laubengängen und Lorbeerhainen der Ville Petrachs unter den Denkmählern der Gegenwart dieses grosen Geistes, von seinen Manen umflüstert, in erhabene Empfindungen und Gedanken verlohren, herumwandelten, und erst in später Mitternacht, voll heisen

Dur-

Durstes nach Grösse und Verdienstlichkeit zurückkehrten. Oder sie stellten Streifereien auf die nahgelegenen mit seltnen und gewürzreichen Kräutern reichlich bedeckten Gebirge an — oder besuchten Venedig — oder das durch seine Glasfabriken berühmte Murano — kurz sie verlebten ihren Aufenthalt in Italien unter den angenehmsten Abwechselungen von Studiren und Vergnügungen.

Eine epidemische Krankheit, die zu Padua graßirte vertrieb den grösten Theil der dasigen Studirenden auf einige Zeit. Einige derselben giengen nach Venedig, andere nach Bologna. Hage mit einigen Landsleuten wählte Venedig, Lotich und Meyer, Bologna. Diese besonders im Mittelalter blühende italienische Universität hatte eine so zweckmäsige Organisation und so vortheilhafte Privilegien, Leben, Sitten und Umgang waren dort so angenehm und nach dem feinsten Geschmacke, daß Lotich durch seine warmen Lobreden auf sie, von denen die Briefe an seine Freunde voll waren, bald seine Landsleute von Venedig herüberlockte.

Aber eben hier sties ihm ein Unfall zu, der ihn beynahe das Leben gekostet hätte und seiner

Gesundheit auf immer einen Stos gab, den sie nicht wieder verschmerzen konnte. Lotichs angenehmer Umgang machte, daß ihn Jeder suchte. Seine Sitten waren so fein, er war so freundlich, so dienstfertig, so offen und treu gegen Alle, daß er denen, die ihn einmal kannten von Tag zu Tag schätzbarer und lieber wurden. Ein junger deutscher Edelmann, aus München gebürtig, schloß sich zu Padua an Lotich an, wurde sein Hausgenosse und folgte ihm auch nach Bologna. Hier lebten sie wie zu Padua in einem Hause und asen an einem Tische. Der Edelmann war schön und liebenswürdig. Eine Dame spann mit ihm eine Liebschaft an. Das merkte die Besitzerin des Hauses, wo Lotich und sein Landsmann wohnten und zwar mit grosem Mißvergnügen. Sie begünstigte ebenfalls den Junker, allein ohne Gegenliebe zu finden. In der Hitze ihrer Leidenschaft, in der Verzweiflung der verschmäheten Liebe, beschloß sie ihrer gekränkten Eitelkeit das Leben ihres Geliebten zu opfern. Sie mischte also einst unter das Essen desselben Gift. Keiner von ihnen merkte etwas. Jeder bekam seinen Teller hingestellt. Lotich as nicht gerne fett. Diesmal grade schien ihm das Essen seines Tischgenossen weniger fett, als seines. Sie tauschten also. Lotich pflegte jeden

den Bissen mit seinem Hunde zu theilen. Er tauchte ein Stück Brod in seine Brühe und gab sie dem Thiere. Dieses hatte kaum genossen, als es an die Wand hintaumelte und tod liegen blieb. Lotich sah das nicht und as mit Appetit fort. Plötzlich fühlte er die schreckliche Würkung des Giftes in seinem Innern und mit dem ersten Gefühle des Schmerzes sank er wie ohnmächtig vom Stuhl. Bald ermannte er sich jedoch wieder, stürzte wie wahnsinnig in seine Kammer ergriff sein Schwerd und in dem Wahne, sein Begleiter habe ihn vergiften wollen, fährt auf diesen los, um ihn zu durchbohren. Dieser stand über die sonderbare Erscheinung wie aus den Wolken gefallen da und indem er sich die Ursachen derselben zusammenrechnen wollte, sah er Lotichen mit dem blosen Schwerde auf sich zukommen und nahm daher schleunig die Flucht. Dieser kam dadurch wieder zu einiger Besinnung. Er lief nach Olivenöl und trank eine grose Quantität desselben. Hierdurch wurde er bald eines grosen Theils des zu sich genommenen Giftes los, aber dessen ohnerachtet fiel er in ein hitziges bösartiges Fieber, welches ihn dem Tode nahe brachte.

Durch die Kunst und Sorgfalt der Aerzte wur-

wurde er zwar endlich von demselben befreit, aber während seiner Wiederherstellung fielen ihm die Haare vom Kopfe, die Nägel von Händen und Füsen und sein ganzer Körper, ja selbst sein Geist schien eine gewaltsame Veränderung erlitten zu haben. Sonst war er so sanft, so nachgiebig und freundlich — itzt hatte sein Charakter etwas Rauhes und Trübes angenommen, das er nicht wieder verlohr. Selbst seine Mienen und Geberden waren gar nicht mehr die ehemaligen. Er wurde von dieser Zeit an auch nie wieder ganz gesund. Das Uebel hatte seine Perioden, in denen es immer wieder kam. Einige Male im Jahre, aber am heftigsten im Herbste, wo ihm das Unglück zugestosen war, hatte er Anfälle auszustehen, die meistens mit einem starken Fieber und Irreden vereinigt waren. Einer dieser Anfälle kostete ihm auch das Leben.

Man sagt im Sprüchworte: Kein Unglück komme gern allein, und der arme Lotich mußte leider die Wahrheit desselben erfahren. Denn kaum war er wieder ein wenig hergestellt, als er die Trauerpost erhielt, Daniel Stibar sey gestorben (d. 7. Aug. 1555). Kein Schlag hätte ihn härter treffen können. An diesem Manne verlohr er

seis

seinen zweiten Vater und mit ihm die einzige Stütze aller seiner Hofnungen und Aussichten. Stibar war bisher durch seine thätige Theilnahme an Lotichs Studium der Sporn gewesen, der den talentvollen Jüngling antrieb immer höher zu streben. Diese Aufmunterung fiel itzt weg und Lotich redete wahr, wenn er bey der Nachricht von dem frühen Tode seines Wohlthäters sagte: sein Leben werde von nun an öde und freudenlos seyn — er wünsche nichts inniger als ihm bald nach zu folgen. Denn diese Worte giengen buchstäblich in Erfüllung. Wir können die Heftigkeit seines ersten Schmerzes aus der Stimmung ermessen, die auf jenen folgte. In dieser etwas ruhigern Stimmung schrieb er das schöne Trauergedicht auf Stibar. Man erkennt aus diesem, daß er sich mit seinem Grame nicht nur bereits völlig ausgesöhnt, sondern denselben auch so lieb gewonnen hatte, um ihn nie wieder von sich zu lassen — ein Zustand, in den ein ohnehin schon von Natur zum Ernste und zur Schwermuth geneigter Mann, der nun durch die gewaltsame Verschlimmerung seiner physischen Natur, beynahe bis zur Melancholie herabgespannt war, um so leichter verfallen konnte. Wer erkennt diesen Zustand nicht, wenn ein Jüngling in der Blüte sei-

ner Jahre — Lotich war damals 27 Jahr alt — sagt: *)

Tu studium, lususque meos, tu gaudia vitae
Omnia fregisti morte, Stibare, tua! —
Sit tranquilla tibi requies, spesque inscia luctus,
Iamque vale, manes mox sequar ipse tuos! —?

Dem Tode seines grosmüthigen Wohlthäters folgten bald die zwey Neffen desselben, Heinrich und Martin Stibar. Diese hoffnungsvollen jungen Leute, die bereits wichtige Aemter bekleideten, waren Zöglinge Lotichs gewesen, er hatte sie nach Frankreich und Wittenberg geführt und ihr enges Verhältniß war bald zur Freundschaft geworden. Der Verlust derselben mußte ihn um so mehr beugen, da sie nach dem Tode Stibars ihres Onkels die einzigen waren, von denen er noch einige Unterstützung zu hoffen gehabt hatte.

Er eilte daher den Zweck seines Aufenthaltes in Italien bald möglichst zu erreichen und faßte sodann den Entschluß ohne Verzug nach Deutschland zurückzukehren. Eines Theils wurde dieser Entschluß Nothwendigkeit. Denn der Tod seines Gönners hatte ihn zugleich der Mittel beraubt

fer-

*) Eleg. 3. 6, 7.

ferner daselbst zu subsistiren. Anderntheils war ihm auch der Aufenthalt in Italien durch den Unfall zu Bologna verleidet worden. Seit dieser Zeit war sein ganzes Wesen im Hinschwinden. Es schien ihm zu ahnden, daß ihm das Ziel seines Lebens nahe bevorstehe. Eine unbekannte Empfindung drängte ihn in sein Vaterland zurück. Er schrieb um diese Zeit an seinen Freund Hage: „Ich kann des Reisens nicht satt werden, lieber Hage, aber man muß Ziel und Maaß kennen;“ und noch mehr nach seiner geheimen Ahndung *) an Gregor Schete:

Dum nos omnibus exules in oris
Fidi erramus amiculi, nec vllo
Sub coelo requieſcimus, moleſta
Eheu, Schete, ſenectus appropinquat,
Et langueſcit, ut icta ſole myrtus,
Blandae floſculus elegans juventae. —

Er

*) Von dieser noch ein überzeugenderer Beweis. Nachdem er bereits Amt und eine anständige Besoldung hatte, trug man ihm mehrere vortheilhafte und reiche Parthien an. Er schlug sie alle standhaft aus, ob er gleich nichts weniger, als Mysogyn war, ja sogar würklich liebte. Mehr hierüber unten.

Er promovirte vor seiner Abreise von Bologna noch zum Doktor Medizinä und begab sich (nachdem er im Ganzen etwas über drey Jahre in Italien verlebt hatte) auf den Weg. Er hatte längst den Wunsch geäußert Rom noch zu sehen, ehe er Italien verlassen würde. Schon als Kind hatte er im traulichen Gespräche mit seinen Freunden oft gesagt, daß er wenigstens dahin müsse — von Rom gelte itzt das, was Cicero von Athen behauptet habe: jeder Schritt in dieser Stadt führe in die Geschichte irgend einer interessanten Begebenheit. Aber er war wie gesagt, gar nicht der vorige Mensch mehr. Sein Verlangen nach seinem Vaterlande war so gros, daß er auch nicht den geringsten Umweg machen wollte.

Er kam glücklich in Deutschland bey den Seinigen an. Kurz vor seiner Ankunft war der Bischoff zu Würzburg durch Grumbachs Meuchelmörder mitten in seiner Residenz umgebracht worden. Diese Begebenheit war etwas unerhörtes und machte außerordentliches Aufsehen. Es erschien eine Schrift über dieselbe, von welcher Lotich der Verfasser seyn soll und selbst Hage, Lotichs genauester Freund hält es für wahrscheinlich. Diese Wahrscheinlichkeit wird dadurch erhöht, daß der Nachfolger des ermordeten Bischoffs

Lotich sehr hochschätzte und schon darauf dachte, ihn auf immer an sich zu ziehen. Dem Fürsten aber mußte am meisten daran gelegen seyn, daß von dem Tode seines Vorgängers richtige Nachrichten ins Publikum gebracht würden. Sodann hatte Lotich an Erasmus Neustädter, *) genannt Sturmer, Landrichter und Kanonikus zu Würzburg, einem Gönner, der sich aufs thätigste bestrebte ihm Stibars Verlust vergessen und verschmerzen zu machen. Dieser, oder der Fürst selbst, vermuthet Hage, hätten Lotich veranlaßt, unter einem erborgten Namen jene Flugschrift herauszugeben.

Lotich hatte sich seinen Würzburger Freunden bald so unentbehrlich zu machen gewußt, daß man schon

*) Er war zu Schönfeld in Franken 1525 gebohren und bey Daniel Stibar auferzogen worden. Durch Stibar wurde er mit Lotich bekannt und diese Bekanntschaft wurde durch ihren beyderseitigen Aufenthalt zu Frankreich zur Freundschaft. Er war ohnstreitig der thätigste Gönner Lotichs, nach Stibars Tod und das lediglich aus Verehrung der grosen Verdienstlichkeit des Dichters. Man lese Kamerars und Hage's Zuschriften an ihn vor Lotichs Gedichten und Leben. Mehrere von Lotichs Gedichten sind an ihn überschrieben. Adam hat eine Skizze seines Lebens.

schon darauf hinarbeitete, ihm daselbst einen ehrenvollen und einträglichen Posten anzuweisen. Lotich selbst schien dies zu wünschen, denn er lebte zu Würzburg so vergnügt, wie er es nur irgend wo anders konnte. Dem Hofe war er als Arzt und als Dichter gleich geschätzt. Die vornehmsten, gelehrtesten und rechtschaffensten Personen wetteiferten in dem Bestreben sich ihm verbindlich zu machen. Wollte er Veränderung, Erholung und Zerstreuung, so eilte er nach Schlüttern zu den Seinigen. Da lebte er denn ganz in seiner Idyllenwelt, ganz nach den süsen Träumen seiner Jugend — denn das Landleben und der Genuß der freyen Natur, das war noch immer die Welt des Dichters.

Allein indem er im Begriff war sich zu Würzburg recht anzusiedeln, erhielt er den Ruf eines Professors der Medizin nach Heidelberg, im Jahr 1557. Diese Stelle, die er entweder seinem zunehmenden Rufe, oder den Empfehlungen Melanchthons, *) oder beyden zugleich verdankte, war eben so angemessen, als vortheilhaft für ihn. Er trat sie an beym Eintritte in sein neun und zwan-

*) Ein Brief Lotichs an Kamerar bestätigt es. (S. 268 der oben angeführten Ausgabe)

zwanzigstes Jahr voll von dem Eifer seine Kräfte ganz dem Dienste fürs allgemeine Beste zu widmen. Hierzu leuchteten ihm die grösten Muster voran. Jacob Wimpheling, Pallantes Spangel, Johann Oecolampadius, Johann Hartung, Sebastian Münster, Johann Virdung — ja selbst der Lehrer aller deutschen Gelehrten Rudolph Agricola und dessen würdiger Schüler Joh. von Dalberg — hatten hier gearbeitet. Was seinen Entschluß noch mehr beschleunigte, war der Umstand, daß er seinen würdigen Lehrer Jac. Micyll zu Heidelberg fand, in dessen genauern Umgang er seine vergnügtesten Stunden verlebte. Aber weder Lehrer noch Schüler ahndeten es wohl, daß ihr Wiedersehen nichts sey, als ein verlängerter Abschied. Denn Micyll starb *) das Jahr drauf (1558) und Lotich folgte seinem Lehrer bald nach.

Lotich hatte sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht. Seine Bemühungen hatten den erwünschtesten Fortgang und er gewann bald das Universitätsleben so lieb, daß er oft im Gespräche mit

*) Lotich schrieb ein Trauergedicht auf Micylls Tod an Melanchthon. Eleg. 4, 2. Es ist ein Meisterstück in seiner Art! —

mit seinen Freunden ausrief: Nirgends lebt man doch würklich, als auf einer Universität! Die Besoldung von seiner Lehrstelle war für damalige Zeiten beträchtlich. Neben seiner Professur hatte er auch noch eine gute medizinische Praxis und diese gieng so glücklich von Statten, daß der Kuhrfürst Heinrich Otto von der Pfalz den jungen Arzt öfters durch den ehrenvollesten Beyfall aufmunterte. Seine Vorlesungen wurden häufig besucht und seine Schüler hiengen an ihm mit der liebevollesten Zuneigung. Jedermann ehrte, rühmte und liebte ihn. Sein ganzes Wesen war so einnehmend und anziehend, daß man ihm gut seyn mußte.

Kurz nach seinem Einzuge in Heidelberg erhielt er schon einen zweiten Ruf als Professor der Medizin, oder Dichtkunst (welches er nun lieber wolle) nach Marpurg. Gewiß würde Lotich unter andern Umständen den ihm so theuern und ewig unvergeßlichen Ort, jedem andern Aufenthalte vorgezogen haben. Aber abgerechnet, daß ihm seine jetzige Stelle mehr äußere Vortheile gewährte, so war sie ihm auch schon bereits durch mehrere innere und zufällige allzu lieb geworden, als daß er sie freywillig hätte verlassen mögen. Er

behielt sie bis ans Ende seines Lebens, d. h. drey Jahre.

Ohne Zweifel wird es meinen Lesern angenehm seyn, von dem besten Freunde eines so interessanten Mannes, wie Lotich, an das Grab desselben geführt zu werden. Ich will ihn also selbst erzählen lassen. Da wo er seiner Gewohnheit nach etwas ins Plaudern fällt, (bey diesem Gegenstande seiner Rede wird man es seiner Freundschaft gern zu Gute halten), will ich ihn einschränken.

„Unter den Freunden Lotichs, schreibt Hagekehrte ich am spätesten aus Italien zurück, nehmlich erst im Jahr 1559. Ich kam nach Heidelberg zu meinem Lotich und fand in ihm noch ganz den alten. Er empfieng mich mit aller Wärme eines Freundes und Bruders. Ich verlebte bey ihm einige Tage ganz in unserer ehemaligen Vertraulichkeit. Gleich mit dem frühesten Morgen am Tage nach meiner Ankunft, mußte ich mit ihm, ob ich gleich noch ziemlich müde von der Reise war — denn er konnte (und darin erkannte ich ihn) nicht eher ruhen, bis ich die schönen Gegenden um Heidelberg gesehen hätte. Wir stiegen nun auf die nahen Weinberge und besuchten seine Lieblingsplätzchen in Gärten,

an

an Wiesenbächen und am Neckar. Dann kehrten wir nach Hause zurück und fanden eine recht artige Gesellschaft von Gelehrten. Er wohnte sehr gut und angenehm bey einem Magister, einem guten gelehrten und rechtschaffenen Manne, und einem Muster von geschmackvollen Literator. Ehe ich mich trennte, denn ich sehnte mich doch nach den Meinigen, machte er mich noch mit dem Leibarzt des Kuhrfürsten, Joh. Lange einem verdienstvollen würdigen Greise bekannt und sodann zeigte er mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt und die vortrefflichen academischen Anstalten. Bey meiner Abreise begleitete er mich mit einigen seiner liebsten dortigen Freunde, unter denen er insbesondere den berühmten Polyhistor Michael Beuther schätzte. Wir giengen durch ein herrliches Thal am Neckar, das Lotich in einer schönen Elegie besungen hat. *) Dann brachten wir einige überaus vergnügte Stunden in einem heitern Dörfchen zu. Unter traulichen Gesprächen, unter Lachen und Scherzen verflossen uns die Stunden unseres letzten Beysammenseyns nur allzu schnell. Die tiefer sinkende Abendsonne erinnerte mich endlich an den Aufbruch. Es war

spä-

*) Carm. 2, 29.

später Abend, als wir schieden. Mit inniger Rührung umarmten wir uns und flüsterten uns die letzten Worte zu, die wir auf dieser Welt noch mit einander sprachen. Voll Wehmuth rissen wir uns los." —

„Da sah ich ihn das letztemal. Denn ein Jahr drauf starb er. Er folgte seinen Lehrern Micyll und Melanchthon — ach! nur allzufrühe nach. Damals gab ihm seine geheime Ahndung die Verse ein, die sein Schwanengesang wurden:

O fallax et breve vita bonum!
O homo caduca res et futilis!
Herba ceu verno saturata rore
Mane, mox languet medio sub aestu,
Mox humi comis jacet arefactis
Vespere sero."

„Er hatte mir im Scherze vorausgesagt: ich werde bald heyrathen und in der That traf seine Prophezeihung eher ein, als ich es selbst vermuthet hatte. An seiner Gegenwart bey diesem Feste war mir natürlich gelegen. Wir hatten längst mit einander ausgemacht, daß derjenige von uns, welcher der erste Bräutigam seyn würde, von dem andern förmlich besungen werden solle. Ich schrieb ihm daher, was ich vorhabe und erinnerte ihn an unsern Vertrag. Wie hätte ich

vermuthen können, daß er schon auf dem Todbette liege! Ich erhielt keine Antwort. Sein und mein Freund Joh. Posthius schrieb mir nachher Folgendes. Lotich war im Herbste dieses Jahrs (1560) von seinem alten Uebel, das er sich in Italien geholt hatte, überfallen worden. Ein hitziges bösartiges Fieber mit häufigen Irreden verbunden brachte ihn an den Rand des Grabes. Kurz vor seinem Ende kies die Krankheit nach, und er behielt bis an seinen Tod den vollkommenen Gebrauch seiner Verstandeskräfte. In einem stillen Gebete verschied er. Es war am siebenden November.

Um sein Sterbelager standen in unaussprechliche Wehmuth versunken eine Menge seiner academischen Collegen und Freunde. Joh. Posthius drückte ihm unter vielen Thränen die Augen zu. *) Die-

*) Er erzählt es selbst im Briefe an Hage: Decumbenti aderam assidue, multaque ipso dictante et mortem suam quasi praesagiente, scribendo excipiebam: taudemque ejus vita jam functi oculos suaviſſimos hac ipsa manu, innixus genibus (humi enim jacebat) multis spectantibus non sine lachrymis composui et funus ejusdem vna cum septem aliis Magistris, lugubri habitu — — humeris extuli.

Dieser besorgte auch sein Begräbniß. Er trug die Ueberbleibsel seines unvergeßlichen Freundes mit sieben Magistris in die St. Peterskirche, wo sie beygesetzt wurden. Da ruht Lotich, mein einziger bester Freund und Bruder, den ich auf Erden hatte, der redlichste, treuste Mensch, der je gelebt hat, neben seinem Lehrer Micyll." *)

Lotichs Person und äußere Form war seines Innern vollkommen würdig. Er war von schönem, männlichen, mittlern Wuchse; weder mager, noch fett, sondern untersetzt. Alle Theile des Körpers standen bey ihm in gemäsigten, genau übereinstimmenden Verhältnisse. Sein Knochenbau war vest, seine Constitution stark — dieses und eine dauerhafte Gesundheit machten ihn zu jeder Abhärtung und zur Ertragung der größten physischen Beschwerlichkeiten geschickt. Sein Haar war schwärzlich und kraus, ohne weich zu seyn, seine Nase etwas eingedrückt, die Ohren klein, die Augen dunkelbraun, aber voll milden Feuers und Anmuth: Sein Blick vest und tief, wo er einmahl ruhen blieb: in seinen Augen lagen die Schön-

*) Der Trauergedichte auf Lotichs Tod sind einige dreisig. Sie sind alle von verschiedenen Verfassern, Freunden des Verstorbenen.

heiten seiner Seele, Bescheidenheit, Menschenliebe und Edelsinn. Seine Stirne war hoch, heiter und immer so. Seine Gesichtszüge drückten Bescheidenheit, Ruhe und einen geordneten Sinn aus: sie waren nicht düster, sondern es lag in ihnen, besonders um den Mund herum, ein liebreiches, obgleich ernstes Lächeln. Die Farbe seines Gesichts war braun, jedoch angenehm: sein Bart männlich, aber nicht zu stark. Seine Brust war breit: seine Hände und Arme stark und musculös. Er war ein trefflicher Fechter. Seine Sinne waren lebhaft und fein — alle seine Bewegungen schnell, voll Feuer und Leben. So war auch sein ganzes Wesen. Mit einer seltnen Unerschrockenheit, Vestigkeit und Gröse konnte er den härtesten Anfällen des Mißgeschicks die Spitze bieten — und doch war er dabey so bescheiden, so nachgiebig, so human! —

Seine Sitten waren unaussprechlich angenehm. Durch sein ganzes Benehmen in Gesellschaften, in Allem was er that oder sprach, schimmerte ein so feines und richtiges Gefühl fürs Schickliche und Gehörige hindurch, daß man ihn von Tag zu Tag mehr lieb gewinnen mußte, je länger man mit ihm umgieng. Seine Freunde pflegten daher immer von ihm zu sagen: er besitze, wie Or-

phe-

pheus eine gewisse Zauberkraft, die ihm die Herzen aller Menschen zuwende. Aller Verstellung, aller Schmeicheley und Affektation war er von Herzen gram. Er war in seinem ganzen Thun und Lassen offen, grade, wahr und treu. Alles war in ihm Uebereinstimmung und Harmonie. Seine Gedichte sind voll schöner Natur und sein Leben war wie ein schönes Gedicht.

Er war außerordentlich fleissig und unverdrossen. Schon als Knabe hatte er immer neben seinem Bette Bücher stehen, damit er die Zeit mit Lesen und Denken hinbrächte, wenn er nicht schlafen könnte und diese Gewohnheit behielt er stets bey. Sein vester, abgehärteter Körper sicherte ihn gegen den nachtheiligen Einfluß, den sonst das anhaltende Studiren zu haben pflegt. Eben so geschickt war er auch zur Ertragung der beschwerlichsten Strapatzen beym Kriegsdienste, bey Reisen zu Wasser und zu Land und bey Uebungen, die Abhärtung des Körpers zum Zweck hatten. Fechten, Schwimmen, Laufen, Reiten — das waren Fertigkeiten, in denen er Meister war. Seine Unerschrockenheit bey Gefahren, seine Vestigkeit, seine Treue gaben allen diesen körperlichen Vorzügen erst ihren Werth. Seine Freunde lebten, reisten und vergnügten sich daher am liebsten in seiner

Ge-

Gesellschaft, denn er war ein Mann, auf den man sich verlassen konnte und der für seine Freunde, für Recht und Billigkeit, Alles, selbst sein Leben aufzuopfern bereit war. Sein Leben liefert zur Bestätigung dieser Behauptung Beweise genug, eben so, wie seine Schriften. Wie wahr sagt er z. B. von sich.

Non ego pro patria belli detracto laborem,
Degener aut viso protinus hoste tremo.
Ire nec ad manes pro libertate recusem;
Dulce foret reges inter et arma mori! —

Diejenigen Menschen, welche von der Natur durch ihre physische Organisation in den Stand gesetzt wurden, viel äusseres Ungemach und Strapatzen zu überstehen, sind auch meistens leidenschaftlich und selten stark genug, den Gefahren, die ihnen von Daher drohen eben so standhaft Trotz zu bieten, als äussern Widerwärtigkeiten. Lotich machte hier eine Ausnahme. Er wußte eben so wohl sich zu beherrschen, als sein Schicksal. Selten sah man ihn im Kampfe mit seinen Leidenschaften unterliegen. Er war von Natur aufbrausend und hitzig. Aber er hatte bey Zeiten die gute Gewohnheit angenommen, sich in der ersten Hitze ganz unthätig zu verhalten und nicht anders zu handeln, als mit gehöriger Besinnung. Selten begieng er da-

her

her in der ersten Aufwallung einen Fehler — er war überhaupt schwer zu beleidigen — aber war er es auch einmal, so konnte man ihn nicht leicht wieder gut machen und er vergas es niemals ganz.

Sein Geist war immer, sogar im Schlafe gleich lebhaft und thätig. Oft machte er im Traume Gedichte. Der Genuß der freyen Natur und der Einsamkeit war das höchste Gut seines Lebens — aber er konnte dies Gut nicht allein geniesen, wenn er es wirklich geniesen sollte. Ein Freund — aber nicht mehrere, mußten es immer mit ihm theilen. Er sagte das oft selbst im vertrautern Gespräche. Selbst in seinen Gedichten äussert er es:

O jucunda beatitudo vitae
Libros inter et optimos amicos,
Quos jungit bona comitas et vna
Delectatio rebus ex iisdem
Et Musae Veneresque transmarinae

Seine Rede war ganz socratisch, gewählt, fein, angenehm, geistvoll, bescheiden, aber immer herzlich. Er liebte Scherz und Witz — aber er mußte nicht beleidigen. Zügellose, schmutzige, verläumdende Gespräche und niedrige Possen konnte er nicht ausstehen. Nach seiner und seiner Zög-

lin-

linge Wiederkunft aus Frankreich, hatte Daniel Stibar auf einem Dorfe bey Bamberg ein klei: nes Fest veranstaltet, bey welchem er selbst gegen: wärtig war. Einige aus der Gesellschaft, die dem Becher zu fleissig zugesprochen hatten, vergaßen sich und liesen mit unter Scherze fallen, die sie aus Achtung für die Gegenwart eines Mannes, wie Stibar, besser bey sich behalten hätten. Lo: tich schämte sich in die Seele der Unbesonnenen. Sein Gesicht wurde mit Schaamröthe überzogen und er selbst so aufgebracht, daß er unwillig vom Tische aufstand, weggieng und den Vorgang lange nicht verschmerzen konnte.

Schmeicheley haßte er eben so sehr, als bei: sende, beleidigende Satyre. Von beyden findet man keine Spur in irgend einem seiner Gedichte, ob es ihm gleich an Veranlassung dazu nicht fehl: te. Im gemeinen Leben und bey gesellschaftlichen Vergnügungen war er überaus heiter und aufge: räumt, aber immer mit Mäßigung. Gleiche Ent: haltsamkeit beobachtete er auch im Essen und Trin: ken. Trinkgelage und eigentliche Schmausereyen konnte er nie leiden. Ein einfaches, frugales Mahl, wenig, aber guter Wein in einem Zirkel auserle: sener Freunde genossen — das war für ihn wah: rer Genuß. Aber er suchte ihn nur selten und

blos

blos zur Erholung. Sobald die Gesellschaft aus einander gegangen war, gieng er unverzüglich wieder an die Arbeit.

Wie er dachte und lebte, so kleidete er sich auch — anständig, einfach und reinlich. Sein Symbolum war: einfach — ohne Geräusch und Prunk. Nach dieser Sentenz hatte er sich und seine kleine Welt geformt. Sein Muster hierin war Hutten. Er pflegte es schon als Knabe, wenn er sich recht groß machen wollte mit Jubel vorzubringen, daß er ein Landsmann dieses seltnen Mannes sey. Hutten blieb ihm sein erhabenstes Vorbild und sein ganzer Sinn formte sich nach ihm. *) Wenn er mit einem seiner Freunde über irgend etwas Paradoxes disputirte und eine recht vielgeltende Autorität vorbringen wollte, so sagte er nur: Hutten dachte eben so, oder: Hutten machte es auch so. Wenn man über die beste Art sich zu kleiden sprach, so pflegte er immer anzuführen: man müsse es auch hierin machen wie Hutten. Denn dieser habe durchaus nichts getragen, als wol-

*) Lotich besuchte auf seiner Rückreise aus Frankreich durch die Schweitz Uffnach und Huttens Grab. Seine überströmenden Empfindungen flossen hier in ein Gedicht über, das Carm. 2, 22. zu finden ist.

wollenes Zeug, das in seinem eigenen Gebiete erzeugt und gemacht worden sey. Fremde und ausländische Waaren habe er nie an sich geduldet. So müsse jeder brave Patriot, jeder Mensch von richtiger Bildung denken.

Lotich hat sich nie verheyrathet. Daran war weder Abneigung gegen die Ehe, noch Unempfindlichkeit, noch Leichtsinn Schuld. Es gereicht ihm dieser Entschluß vielmehr zu seiner grosen Ehre. Nach seiner Vergiftung in Italien verlohr er alle Hoffnung zu einem langen Leben — der Gedanke an seinen nahe bevorstehenden Tod war in Allem sichtbar, was er that und sprach. Vielleicht war dies nicht blos eine mächtige Ahndung — vielleicht war es noch mehr das Urtheil eines Arztes über sich selbst. Die häufigen Rückfälle des Uebels würden auch jeden Unkundigen ängstlich gemacht haben. Die Zerrüttung seiner körperlichen Konstitution, welche das Gift in ihm hervorgebracht hatte, mußte ihn täglich um so schmerzlicher seine Meinung wahr finden machen, da er vorher stets so ununterbrochen gesund gewesen war und sein Unglück gar nicht verschuldet hatte. Aus diesem lebhaften und wie der Erfolg bewies, richtigem Vorgefühl des baldigen Endes seines Lebens entstand der Entschluß sich nicht zu verheyrathen. Diesem Entschluß blieb

er

er ſtandhaft treu, ſo ſehr man demſelben auch wanken zu machen ſuchte. Es boten ſich ihm mehrere glänzende Parthien dar, aber er ſchlug ſie aus. Uebrigens war er ein Verehrer des ſchönen Geſchlechts — er kannte ſogar die Liebe. Welchem Leſer ſeiner Gedichte könnte das wohl verborgen bleiben? Seiner Phyllis, ſeiner Claudia, Callirrhoe, Panaris verdanken wir ſo manches ſchöne Denkmal ſeines Genius. Manche ſeiner Lieder ſind ganz Zärtlichkeit und Liebe. Er mißbrauchte aber dieſe Empfindungen nie. Das ſchließen wir nicht allein aus der Art, wie ſie ſich in ſeinen Gedichten äuſſern, aus ſeinem ganzen Charakter und Weſen — ſondern wir wiſſen es auch aus den Verſicherungen derer, die mit ihm lebten. Sein ſtrenges, eingezogenes Leben, ſeine Schüchternheit und Zurückhaltung gegen die Schönen, machten gegen die Wärme und den Ausdruck in ſeinem erotiſchen Gedichten einen ſolchen Kontraſt, daß ſich einſt Hage nicht enthalten konnte ihm zu ſagen: Er könne doch nicht begreifen, wie er (Lotich) die Liebe ſo ſchön und wahr ſingen könne, da er ſie ſo wenig aus Erfahrung kenne. Lotich anwortete ihm in folgendem Epigramm:

Cur vatum pars magna ſuos decantet amores
Miraris, Hagi candide, et cauſam rogas?

Ac-

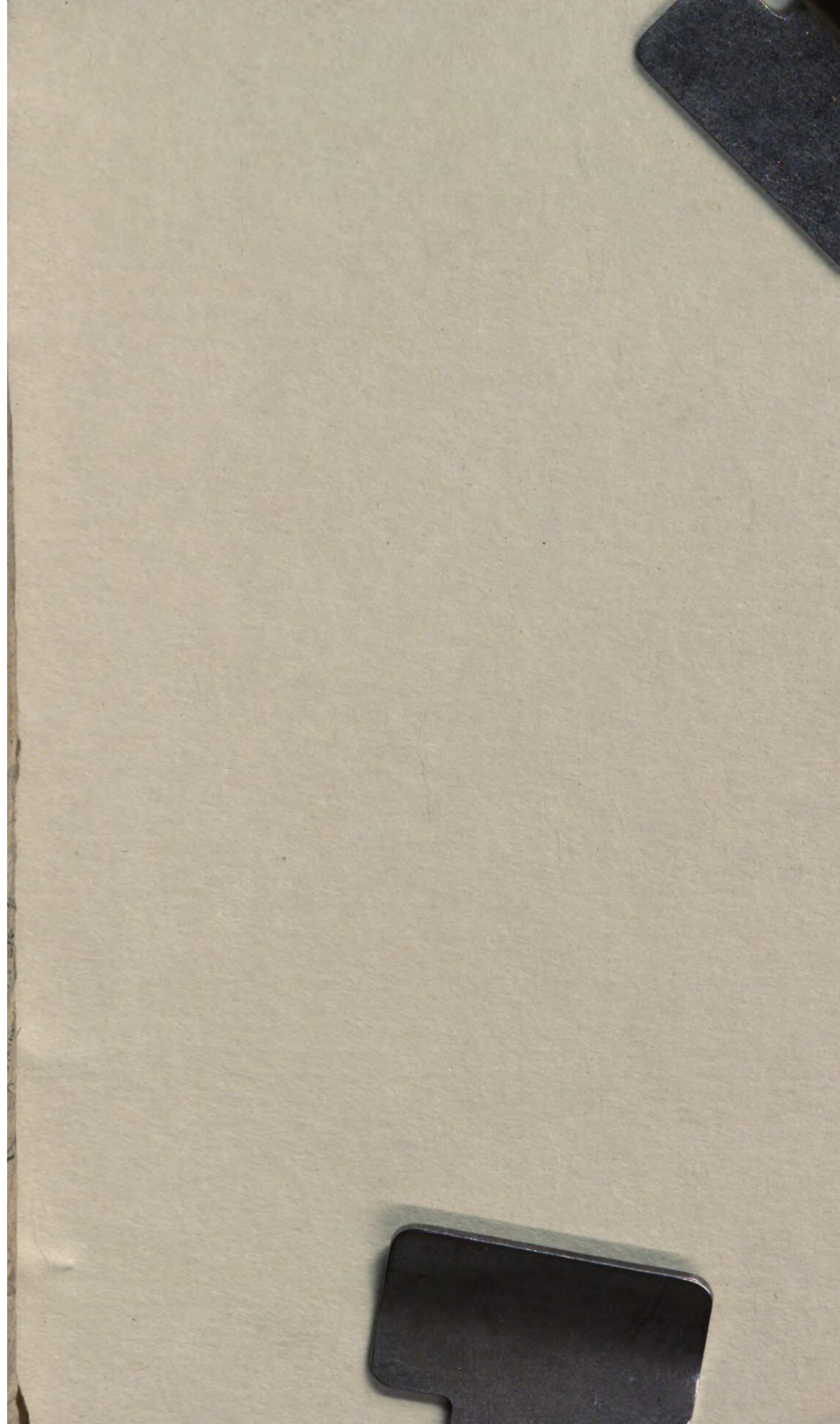
Accipe: non illos Veneris fax improba, verum
Aeterni amor generosus urit numinis.

Ja! wahrlich eine Liebe höher und besser, als diese irrdische glüht in Lotichs Gesängen und hätten wir nichts von ihm, als diese Lobrede auf die Kunst in ihrer Geschichte — hätt' er nichts geschrieben, als diese zwey Zeilen — er wäre doch ein Dichter und ein Lehrer der Dichter! —

Ende des ersten Bandes.

Verbesserungen.

S. 10. Z. 3. v. o. Lyra, statt Cyra.
— 12. — 9. v. o. ist nach nicht einzuschalten nur.
— 23. — 6. v. u. Nazianz, statt Nezianz.
— 26. — 2. v. o. schwierig, statt schwürig.
— 38. — 10. v. o. licito, statt hirto.
— 117. — 3. v. o. mußten, statt mußte.



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rosenmüller, Georg Hieronymus Conrad,

Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten des sechzehnden Jahrhunderts

Bd.: 1

Leipzig (1800)

Biogr.c. 447 a-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11191123-8
VD18 10701893-002